Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Der Tugendfreund : eine moralische Wochenschrift

2.1755

1755

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845565

Band (Zeitschrift) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845565/phys_0001
DFG

7. 8.

Ad-3082 (2)

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845565/phys_0002
DFG

Der Tugendfreund,

eine

moralische Wochenschrift.

Zweyter Theil.



Berlin,
bey George Ludewig Winter,
1755.

Ex
Bibliotheca
Academiae
Rostochiensis

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845565/phys_0006
DFG

Inhalt

des zweyten Theils.

1. Stück. Die Verbindlichkeit fortzufahren, wenn man einmal einen guten Anfang gemacht hat.

2. = = Lebensbeschreibung der Demuth. Schreiben der Menschenliebe.

3. = = Anmerkungen über die gewöhnliche Untersuchung und Betrachtung der Werke Gottes. Die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit; eine Ode.

4. = = Betrachtungen über den Frühling.

5. = = Der Trost.

6. = = Zweyte Fortsetzung vom Reichstage der Tugend.

7. = = Moralische Geographie. Schreiben des Herrn Memphus.

8. = = Die Schiffahrt; ein Traum. Der Schiffbruch; eine Ode.

9. = = Betrachtung über Musik.

10. = = Serens Lebensbeschreibung. Der Papagoy und und die Raupen; zwey Fabeln.

11. = = Erste Fortsetzung des dritten Stücks.

12. = = Abhandlung von guten Vorsätzen. Clodions Brief.

13. = = Schreiben des Herrn Polycarpus von der Kinderzucht.

14. = = Betrachtungen über den Sommer.

15. = = Der Begrif der Schönheit. Die Schönheit der Tugend; eine Ode.

16. St.

Inhalt.

16. St. Dritte Fortsetzung vom Reichstage der Tugend. Schreiben des Aristus.

17. = = Traum des Tugendfreunds von einigen Personen die auf einer Lustreise zu Wasser verunglückt, und Betrachtung darüber.

18. = = Geschichte der Barmherzigkeit.

19. = = Beschluß des siebenten Stücks.

20. = = Beschluß von Serens Lebensbeschreibung.

21. = = Beschluß der Abhandlung im dritten und eilften Stück.

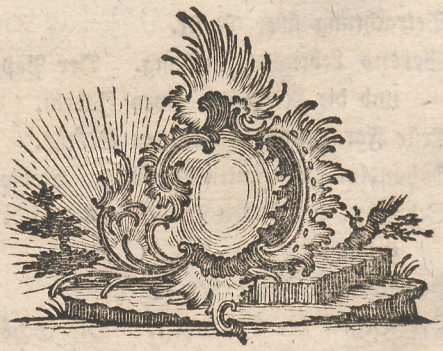
22. = = Celions Betrachtungen über die Vorsehung. Das kranke Pferd; eine Erzehlung.

23. = = Gedanken über den zweyhundert Jahr genossenen Religionsfrieden.

24. = = Vierte Fortsetzung vom Reichstage der Tugend. Schreiben der Theodora.

25. = = Der Unterschied der rechtmäßigen und unerlaubten Selbstliebe.

26. = = Nachricht von Tugendheim.



Der



Der Tugendfreund.

Das 1. Stück.

Hast du zu laufen angefangen,
So ist es Raserey, das Ziel nicht zu erlangen!

Eben dieselbe Unart des Herzens, welche jeden guten Anfang scheuet, und sich vor den dabey gewöhnlichen Schwierigkeiten fürchtet, überfält uns auch, wenn wir das angefangene fortsetzen wollen, und macht uns dabey entweder zaghaft, oder verdrossen.

Wäre nur eine Stunde in unserm Leben angesetzt, in welcher unser Verhalten heilig seyn und alle Tugenden abbilden solte: wie willig würden sich die

Sterblichen finden lassen, auch die äußersten Beschwerden in dieser Stunde zu übernehmen! Ja ich will mehr sagen. Wenn es zur Reinigkeit des Lebens hinreichte, den Leib zu gewissen Zeiten aufs grausamste zu martern: in Wahrheit, der unvernünftigste Gottesdienst, würde nach der unglaublichen Thorheit der natürlichen Gesinnung, den Menschen viel leichter vorkommen, als die königlichen Gesetze der Schrift.

Nichts scheint uns schwerer, nichts unmöglicher, als alle unsre Tage, in immerwährender Arbeitsamkeit zu dem einen festgesetzten Zweck, durchzuleben, den beständigen Trieb der uns verführen will immer zu ersticken, ihn immer wieder zu fühlen, und in diesem Streit mit uns selbst täglich über uns zu siegen.

Ist das Wasser nicht eben gar zu breit, so wird der Schwimmer sich mit muntern Sprüngen hineinstürzen, und indem er zu schwimmen anfängt, schon sich eben so betrachten, als wenn er hinüber wäre.

Kann er aber das Land, das Ufer nicht sehen, so wird ihm, ohngeachtet aller Stärke die er fühlt, doch das Bild beständig vor Augen schweben, wie er wol eine Zeitlang oben bleiben, wie aber gar bald ein entkräfteter Arm mit der Fluth in keiner andern Hofnung kämpfen würde, als in dieser: wenigstens etwas später zu versinken.

Sind diese Gründe starck genug sehr viele Menschen, die schon fein liefen, aufzuhalten: so sind

sind wir dem großen Aufseher über die Welt unendlichen Dank schuldig, daß er uns mit noch viel stärckern Gründen verbindet, fortzufahren, wenn wir einmal den Anfang eines tugendhaften Lebens gemacht haben.

Ich will nur einige Gründe dieser Art aufsuchen, um den Freunden der Tugend hieraus ihre hohe Verpflichtung vorzuhalten.

Was ist ein guter Anfang? Es ist ein Sieg der göttlichen Besserungsgnade über das Unvermögen, Wiederspänstigkeit und Verderben der Menschen. Wie lange wegert sich doch unser Herz, es zu gestehen, daß das wahrhaftig Gute höhern Ursprunges ist, als aus uns selbst! Irthum, Gewohnheit und Lasterliebe, haben schon von Anfang der Welt her die Seelen ins Verderben geführet, und sie kehren immer wieder um, neue Gefangene zu holen, wenn sie die vorigen dem Tode überliefert haben. Daher ist es kein Wunder, daß die einzige wahre Tugend beständig eine Nebenbuhlerin auf Erden gehabt hat, und daß die Natur den Thron selbst besteigt, den sie der Gnade frey behalten, und selbige darauf verehren solte. Wenn man alles vermischen will, wenn man noch eitel genug ist, alles sich selbst anzumassen, und die Beschäftigungen des allgegenwärtig würksamen Geistes, für Erfindungen seines eigenen Verstandes auszugeben: so läßt sich eine sehr scheinbar natürliche Tugend vorstellen. Aber woher komt es, daß man dieselbe nur anpreißt, nur lobt? O gewiß alle ihre

Verehrer sind ihr eine ganz unglaubliche Rechnung noch rückständiger Pflichten schuldig! Und wie kann dieses anders seyn? Da die Achtung, welche sie unter den Weltbürgern erhält, nur immer den auf diese Weise tugendhaften Personen bezeigt wird: so muß sich die ganze Tugend nach diesen richten, sie kann hintenangesetzt, sie kann mit allem Fleiß ausgeübt, gelobt, witzig verspottet, zum Zeitvertreib, zur Erholung des Gemüths aus der vorigen Wildheit, und zur höflichen Verdeckung des Lasters nach aller Freyheit genutzet werden. So wenig hält sich ein natürlich Tugendhafter verbunden, seinen gemachten Anfang fortzusetzen.

Wenn aber eine tiefe Ehrfurcht mich immer in Schranken hält: so wird es mir möglich, beständig zu seyn. Nun aber richtet sich die wahre Ehrfurcht allemal nach der Beschaffenheit der Person, welche mich auf diese Weise an sich gezogen hat. Je höher also dieselbe ist, desto mehr werde ich sorgfältig seyn, das zu erreichen, was sie mit mir vorhat. Wie kann man erhabener von der Tugend sprechen, als wenn man bekent: sie ist göttliches Ursprungs? Der Monarch aller Dinge hat sich mit menschlichen Seelen beschäftiget, mit den geringsten, unter allen ihm gleichgebildeten Wesen. Die geringste Wiedersetzung war mehr als eine Todsünde, aber er hat die Strafe aufgehalten; sie war ein Versuch, das Werk der Allmacht zu vereiteln, aber der Liebhaber des Lebens setzte sein Werk doch fort. Völlig überzeugt, daß alle Lebens-

kräfte

kräfte nur in GOtt genährt, nur in seinem Dienst verbraucht werden müsten, wehlte sich die Seele aus blossem Muthwillen, die Niederträgtichkeit des sinnlichen Lebens zu ihrem Götzen, ob gleich die ganze Natur laut rief; **es ist nur ein höchstes Gut.** Die ganze Strafbarkeit dieses Lasters war im Himmel bekant, es war kein größeres möglich; aber die Liebe verdoppelt ihre Bemühungen. **Endlich bewegt sie den Willen und würkt das Vollbringen.**

Und wie verehrungswürdig ist alsdenn das zu Stande gebrachte Verbesserungsgeschäfte! das durch so viel Offenbarungen der Macht, der Langmuth, der Weißheit, der Liebe, der ganzen Gottheit, nach so viel schweren Versündigungen, endlich der Gnade gelungen ist!

Ein guter Anfang ist ferner, auf unsrer Seite betrachtet, eine Flucht, die man zur glücklichen Stunde aus der allerentsetzlichsten Gefahr gewagt, und angefangen hat derselben zu entkommen.

Ein Reisender komt nach einer ausgestandenen übermäßigen Hitze, bis auf den Tod ermüdet in eine Herberge. Man weißt ihm ein schönes Zimmer, ein weiches Bette, eine reitzende Aussicht in den kühlen und stillen Garten. Nichts könte ihm erwünschter seyn, als die Ruhe, und nichts dazu auserwehlter, als der Ort, den er so glücklich getroffen. Kaum kann er für Müdigkeit noch stehen, indessen betrachtet er doch schon halb im

Schlaf noch die Anmuth seines Zimmers. Von ohngefehr wird er unter dem Bette einige Knochen gewahr. Er erschrickt, er betrachtet sie genauer, und findet das ganze Gerippe eines Erschlagenen, von dessen Blut noch einige Tropfen an der Wand zu sehen sind.

Er wird es bedauren, daß ein so unvergleichlicher Ort ihm so gefährlich ist, allein die Reitzungen werden doch in seinen Augen alle Schönheit verlieren, weil sie, alle die sich dadurch blenden lassen, in die Hände des Todes verrathen. Er ist nun schon gezwungen auf die Rettung seines Lebens zu denken. Hiezu ist nichts anders übrig als die Flucht, und diese ist, weil die Nacht noch nicht eingebrochen, unmöglich. Er muß also noch eine Zeitlang sich ruhig halten, bis die Schatten seine Flucht erleichtern. In dieser Zeit darf er sich dem Schlaf nicht überlassen, der ihm doch nächst der Rettung des Lebens das allerköstlichste ist. Tausendmal fallen im die Augen zu = denn stelt sich das Bild des Todes mit bleichem Schrecken für seine Seele = = er betrachtet es = = er zittert davor = = schlummernd beschließt er aufzuwachen, aber die Natur überwältig die Entschliessung, er will nicht schlafen, und schläft fester wie jemals. Doch die träumende Seele hat ihren Cörper noch zu lieb, sie will ihn retten, jetzt läßt sie ihn den Streich fühlen, womit das Schwerdt des Mörders ihn ihr entreissen wolte: Der Schafende fährt auf = = sieht sich im entsetzlichen Schrecken, wild scheu und halb Tod nach den Mördern

dern um == alles ist finster == und nun ist es hohe Zeit zu entfliehen. Wie kurz wird ihm ein jeder Schritt in dem vorher so angenehmen Zimmer! Wie entsetzlich ist ihm der Gedanke: wenn ich nun fortgeschlafen hätte! Doch nun ist eine neue Angst vorhanden. Er weiß nicht, wie er bey seiner grossen Müdigkeit und zitternden Gliedern seine Flucht so leise antreten soll, daß ihn niemand hört! Doch nun hört er unten im Hause etwas fallen. Diese Angst macht ihn beherzt und geschwinde, das Fenster zu öfnen und auf den Nußbaum zu steigen der es beschattet. Jeder Augenblick ist unschätzbar. Er steigt mit grosser Mühe zum Garten hinaus. Hernach soll er laufen. Er fält fast bey jedem Schritt. Wie unmöglich scheint es ihm, fortzukommen, da die Müdigkeit immer größer, die Ruhe immer nothwendiger und immer reitzender wird!

Aber soll er der Schwäche unterliegen: oder soll er dem Tode entlauffen? Wäre sein Zimmer verriegelt, seine Fenster mit einem eisernen Gitter verwahrt, der Durchbruch und die Flucht unmöglich gewesen: gewiß, die Angst würde ihn nicht haben schlafen lassen. Da es ihm nun gelungen ist davon zu kommen: soll er nun die unverantwortliche Thorheit begehen, sich der Gefahr aufs neue auszusetzen; oder wird nicht die Natur ohne mühsame Ueberlegung der Seele ihn treiben, daß er erst suchen soll sich völlig in Sicherheit zu setzen? wird sie ihm nicht eine völlig sichere Ruhe als ein Gut vor-

stellen, um dessen Willen man sich zwingen müsse nicht zu ermüden?

Dieses Bild enthält einige, aber freylich sehr unvollkommene Züge, den Anfänger in der Tugend daran kentlich zu machen. Seine Begierden sind über ihrer beständigen Dauer und steigenden Hitze, wobey immer die gewünschte Befriedigung des heftigen Verlangens ausgeblieben, des Lebens müde geworden; endlich erblickt er in dem Lasterleben tausend Reitzungen, die seine ganze Sinnlichkeit rege machen. Aber wenn er die Augen recht aufthut, so sind es lauter Verkleidungen des Todes! Doch das Vergnügen dessen, was an uns thierisch ist, o es ist viel zu süß, als daß der ungeänderte Mensch sich davon enthalten könte! Er kann viele Jahre hindurch dawieder streiten, und am Ende hat er doch nicht einen einzigen Sieg oder Vortheil darüber erhalten. Indem er Herr seiner Triebe seyn will, nehmen sie ihn gefangen, und er findet sein Vergnügen daran, sich gefangen nehmen zu lassen. Die allerbündigste Ueberzeugung des Verstandes, ist in diesen Stunden ein Begrif, wozu die Vernunftlehre noch keinen Namen hat, weil er noch lange nicht auf der untersten Stuffe der Dunckelheit steht. Ihr, die ihr nach dem künftigen Zustande der Seele so ämsig fraget, bildet euch doch alsdenn keinen Seelenschlaf ein: das Wort ist ein fruchtbarer Ausdruck, aber euer Begrif ist falsch - - hier in diesem Leben schläft die ungebeßerte Seele, ja sie ist lebendig tod!

Nicht

Nicht die Seele selbst, nicht eine lebhafte Einbildungskraft, nicht ein dickes melancholisches Geblüt, sondern der wachsame Geist, der treue Menschenhüter schreckt den Schlafenden mit den Vorstellungen der unausbleiblichen Gefahr. Eine ganze Welt voll Verführern steht um ihm herum, der eine schreyt mit Ungestüm, der andere ist sinnreich in Erfindung beständig neuer Gauckeleyen, der dritte ist unerschöpflich in einnehmender Freundlichkeit, der vierdte weiß alle Neigungen des Elenden, den er verführen will, rege zu machen, zu befridigen, und damit er den Betrug nicht merkt, zu übereilen. Sie gehen alle gleich wieder davon, und überlassen andern, die eben das im Sinn haben, eine Seele in der äusserstен Verwirrung, die es endlich glaubt, was sie von allen hört: Die Gefahr, welche Gott ihr vorstelt habe so viel nicht zu bedeuten.

Wenn denn endlich die unermüdete Liebe, mitten in ihrem sichersten Schlaf eine so betäubte Seele auf einmal gewaltig schreckt, daß sie plötzlich erwacht, was bleibt denn übrig? welches Rettungsmittel? Alle Laster sind unüberwindlich. O in diesem Fall ist die Flucht, eine schleunige Flucht, etwas anständiges und erhabenes! Sie ist das einzige was noch in unsrer Macht steht. Zur Glückseligkeit die unaussprechlich ist, und zu Vermeidung der äußersten Gefahr, dieses letzte nicht gebrauchen zu wollen: was wäre rasender?

Ich weiß die Handlungen der Seele, da sie vom Bösen abläßt, mit keinem andern Namen

zu benennen, als mit dem Fliehen. Umringt und erfüllt von Millionen Zweifel, böser Lust, Furcht, Verzagen und Niederträchtigkeit, wendet sie den Eindruck, den ein hoher Beruf gemacht hat, dazu an, keinen von allen bösen Gedanken fortzusetzen; sie übt sich, ihren Zustand als entsetzlich zu betrachten; sie sinnet immer wieder auf die Vorstellungen, welche ihr mit solcher Gewalt ins Gemüth kommen; sie hütet sich, daß sie nie in Gedanken verwickelt werde, welche diese Betrachtungen unterbrechen und ein heilsames Trauren wieder vereiteln könten. So arbeitet sie, entfernt von ihren grausamen Feinden, in die Stille zu kommen und der Würkungen Gottes fähig zu seyn. Und nun ist es ja fast kein möglicher Fall, daß wer den Mördern zu entfliehen angefangen hat, wieder umkehren und ihnen in die Hände laufen solte: O möchte es doch auch kein möglicher Fall seyn, daß der Gerechte sich kehrte von seiner Gerechtigkeit!

Weil die Entschließung, Tugendhaft zu werden, bey einem würcklichen Anfang völlig frey seyn muß, so ist gar kein Grund des Rückfals möglich, selbiger ist also allemal ein Werk der Boßheit des Willens wieder alle Einsicht.

Aller Zwang geht nur auf einzelne Handlungen: die Gesinnung des Gemüths kann nicht gezwungen werden. So schlecht unsre Freyheit auch immer seyn mag, so hat sie doch das Wesentliche noch, daß unsre Seele von der Betrachtung des Guten eingenommen seyn muß, wenn sie sich wozu

neigen

neigen soll. Ist der Verstand so mangelhaft, daß wir Dinge, die in der That böse sind, uns als Gut vorstellen, so denken wir nicht weiter als unsre Sinne gehen: folglich handelt die Seele indem sie sich entschließt, nicht mehr für sich allein, und also völlig frey, sondern nach den äußern Bestimmungsgründen der Sinne. Und weil diese Vorstellungen oft stärker sind, als diejenigen, die wir uns bey dem großen Mangel der Einsichten in unserm Verstande machen: so neigen sie das Gemüth auch bey oftmahliger Wiederholung weit stärker zu Scheingütern. Soll nun eine tugenhafte Gesinnung in uns angerichtet werden, eine Neigung des ganzen Gemüths, zum höchsten und ewigen Gut, und zu allen geringern Gütern, in so fern sie uns in dem Besitz des Besten fördern: so sieht ein jeder leicht, daß diese Gemüthsart, von der, welche uns natürlich ist, das Gegentheil enthält; sie muß also auch durch gegenseitige Mittel hervorgebracht werden. Die erstere war theils aus einem angebornen Trieb zu Scheingütern, theils aus der beständigen Verblendung der Sinnlichkeit bey großer Schwäche des Verstandes, entstanden: Die andre muß also zuerst dasjenige heben, was bey uns nicht willkührlich, sondern natürlich böse ist. Dieses wird gnung gehoben, wenn es unterdrückt wird, und es wird unterdrückt durch eine Art des moralischen Zwanges, durch Schmerzen der Betrübniß. Hernach aber muß auch die Seele in ihren Vorstellungen so geübt werden, daß diese Uebung ein wahrer Gegensatz ist,

von

von allen den Uebungen der Denkungsart, wodurch sie zum ungöttlichen Leben gewöhnt war. Es müssen uns also höhere Einsichten und Erklärungen von solchen Gütern beygebracht werden, die vorher gänzlich übergangen wurden, uns unbekant und unbrauchbar blieben. Das ist es, womit ein höherer Geist unsern Geist beschäftigt, wenn er uns alles, was der natürliche Mensch nicht vernimt in ein helles Licht setzt. Und hier bringt er der Seele so viele Gedanken und Begriffe bey, und er übt sie darin so lange, bis sie endlich einer Ueberzeugung fähig wird. Nun ist die Wahl frey. Der Mensch kent alles was nicht taugt, alle Untugend, aus Erfahrung an sich und andern. Die Triebe welche diese Erkentniß immer hinderten und unkräftig machten, sind durch eine ernstliche Reue und fortgesetzte Enthaltsamkeit unterdrückt. Das Gute ist ihm nun um so viel größer, je weniger er es vorher gekant hat, da er nun in eine ganz andere Welt hineinschauet. Es wäre möglich, daß in dieser Betrachtung der Anfang zum bessern Leben mit aller Aufrichtigkeit gemacht würde, und weil die Einsicht hinreicht, so ist die Begierde auch würklich da. Aber es ist zu spät. Alle vorigen Vergehungen, die ganze Sündlichkeit der Natur, die nun schon so lange gebilliget und geheget worden; die unzähligen Fälle, wodurch die Seele zum Umgange mit Gott von Stunde zu Stunde untüchtiger geworden: dieses alles ist zu groß, als daß es durch eine künftige Besserung gut gemacht werden solte. Das Gesetz fo-

derte

derte nicht: Du solst gut werden, sondern es foderte: Du solst niemals böse seyn!

Auf diese Weise bleibt die Verbesserung freylich wol eine Pflicht, aber sie ist ein wahrer Widerspruch, sie erschöpft alle Kräfte und Herzhaftigkeit der Seele, und bleibt doch allemal gleich unmöglich. In dieser Verwirrung muß Gott selbst der Wahl zwischen dem Guten und Bösen den Ausschlag geben. Und wo soll ich Worte hernehmen, die diese Empfindung des Geistes ausdrücken, die hier in dieser Welt das höchste Glück ist? Gott erbarmt sich über den Sünder, der nicht fortgehen und nicht zurücktreten kann, er spricht ihn um einer ewigen Sündenbezahlung seines unschuldigen Sohnes willen, von aller verborgnen und offenbar gewordnen Sündlichkeit loß und begnadigt ihn in der höchsten Liebe. Ist dieses nicht zugleich eine neue Geburt von Oben? Ist diese Freude am Herrn nicht gnugsame Stärke des Geistes, ein Leben anzufangen, das vor Gott taugt?

Nun suche man in dem großen Reich alles dessen, was sich denken läßt, noch irgend einen Begrif auf, der die Seele überführen könte, sie habe thörigt gehandelt, da sie sich Gott ergeben. Der Grad unser Einsicht, welche die Seele zu dieser Entschließung bewog, war der höchste. Die Wahrheiten, welche sie einsahe, waren ebenfals unendlich viel wichtiger als andere. Was ich einmal so vollständig und so gewiß weiß, daß läßt sich hernach nicht läugnen nicht widerlegen. Es mag also hernach

nach in das Gemüth kommen was da will, so wird doch die erkante Wahrheit immer ihren Platz behaupten. Ein einziger Gedanke ist noch übrig. Und wir müssen es gestehen, er ist oft stärker als die vorige ganze Ueberzeugung. Ich will, ob ich gleich sehe, daß mir ausser Gott nicht wohl seyn kann, doch um dieser oder jener Lust willen, meinen guten Gemüthszustand auf eine Weile wieder aussetzen, und jetzt nicht bleiben, wer ich bin.

Aber ist dieses ein Bewegungsgrund? Dis ist die Entschließung selbst, also ohne Grund, ja es ist die äusserste Unvernunft und die höchste Boßheit. Sehr oft pfleget es zu geschehen, daß viele Anfänger im Guten nach und nach zurückgehen: aber die einmal geänderte Seele, kann doch dabey ihre Ueberzeugung nicht verläugnen und das heftig bestrafende Gewissen nicht stillen. Also muß ein jeder Rückfall in der That durch diese Boßheit verursacht werden. Wenn sie gleich nicht auf einmal in einer so fürchterlichen Gestalt erscheinet, so wächst sie nach und nach, durch unbesonnene Unterlassung der Uebungen, wodurch wir uns in der Herrschaft über das überwundene Böse festsetzen sollen. Ist nun kein einziger Grund vorhanden, eine völlig freye Wahl zu widerrufen, so verbindet uns auch in der That eine freye Entschliessung unsrer Seele weit mehr, als aller äussere Zwang, und also unter allen möglichen Verbindlichkeiten, am allerstärksten.

Doch es ließe sich noch eine Ursache angeben, wenigstens ließe sie sich sehr scheinbar vorbringen,

eine

eine Ursache, die unglaublich viel Menschen zu dem verzweifelten Vorsatz bringt: alles liegen zu lassen. Der Anfang ist schwer: aber die Fortsetzung noch schwerer!

Ich glaube nicht, daß jemand diese gewöhnliche Sprache des Herzens lesen kann, ohne sich an Stunden zu erinnern, in welchen er bey sich selbst diese ungeduldige Klage laut ausgerufen. Sobald die erste Arbeitsamkeit und der Eifer eines guten Anfangs ein wenig verfliegt, so erwacht die noch nicht ertödtete Lust gleich einem Feuer, worüber der Wind die Asche wegbläßt, und erhebt sich, gleich einem Starken der unterlag, sich eine Weile geruht und nun fühlt, daß sein Ueberwinder nicht mehr Kräfte genug hat, ihn so heftig zu drücken. Alsdenn ist das kurze Leben uns unabsehlich lang. O wie verdroßen wird unser Herz, alle Tage zum Streit ausgeführt zu werden, und noch gar nicht den Tag zu erblicken, an welchem der vollkommene Sieg erfochten und der Feind vernichtet wird! Man darf diesen Versuchungen nur ein wenig nachdenken, so wächst die Lust zum vorigen Leben ganz unglaublich. Aber hat denn die Seele sich selbst gebessert, oder wird sie sich bis ans Ende selbst bessern? oder wird derjenige, der sich an ihr so redlich als ein Freund und Vater erwiesen, die Kräfte ihr künftig versagen, die sie schon vorher umsonst empfangen, ohne daß etwas von ihr gefodert worden, als eine treue Beständigkeit? Wer sich also durch Empfindung seiner Schwäche von künftiger Fortsetzung des angefangenen

Guten

Guten abschrecken lassen will: dem kann man zeigen, daß diese Furcht und Unruhe niemals bey ihm redlich ist; sondern eine Lust, die er heimlich hegt zum Grunde hat: Ja man kann ihm beweisen, daß er dem Unsinnigen gleich ist, welcher von seinem Monarchen unschätzbare Güter und Gunstbezeugungen erhalten hat, und sich nun wegert, sein Glück ferner aus dessen gnädigen Händen zu empfangen.

Wo sind nun die wichtigen Gegengründe, welche den Anfänger in der Tugend so heftig bestürmen könten, daß er entschuldigt und nur beklagt werden dürfte, wenn er ermüdete? Selbst aller Zweifel ist wieder die Natur, wenn nicht auf beyden Seiten gleich starke Gründe sind. Wenn aber nicht ich, nicht der beste Mensch, nicht einer von den klarsten und herrlichsten die vor dem Thron Gottes stehen; sondern die ewige Majestät selbst den guten Anfang gemacht: wer darf ihn hindern? wer solte nicht fortfahren! Wenn ich endlich so selig geworden bin, der grausamsten Gefahr zu entfliehen: soll mein Mörder, dem ich kaum einen Schritt vorlaufe, mich ergreifen! Wenn eine völlig freye Entschließung das höchste Gesetz ist, und auf keinerley Weise gebrochen werden darf: soll ich denn alles läugnen, was ich ohne Quaal nicht läugnen kann, und mir selbst die Augen verbinden, die vielleicht nicht lange mehr offen stehen! zumal da ich bey dem Reichthum göttlicher Kräfte über keine Schwierigkeit klagen darf.

Der Tugendfreund.

Das 2. Stück.

O Demuth, auserwehlte Tugend,
Du schöner Schmuck der muntern Jugend
Die auch den Greiß noch schätzbar macht.

Ich bin so glücklich gewesen, in der vortreflichen Büchersamlung der Tugend, welche sie in ihrem Schlosse hat, einige Nachrichten zu entdecken, die ich nach und nach mittheilen will. Dismal werde ich den Anfang mit der Lebensgeschichte der Demuth machen. Sie hat mir vor andern wohl gefallen, weil einige besondere Begebenheiten darin enthalten sind, deren Anführung, wie ich hoffe, meine Leser belustigen wird.

Die Handschrift von diesem Leben ist sehr alt. Der Verfaßer hat sich nicht genant, man kann aber leicht aus der Schreibart und Sprache schließen, daß er vor einigen Jahrhunderten muß gelebt haben.

Es ist zu bedauren, daß vieles durch die länge der Zeit unleserlich geworden ist. Dieser Verlust würde von keinem besser ersetzt werden können als von dem, der das geheime Archiv der Tugend unter seiner Aufsicht hat, denn ich weiß, daß sich darin viel kostbare Werke und Handschriften befinden. Aus diesem Grunde kann ich meinen Lesern keine vollständige Nachricht versprechen, doch habe ich alles gethan, was ich thun konte die dunklen Stellen aufzuklären, und es ist mir zuweilen ziemlich glücklich gelungen.

In der Vorrede erzehlt der Verfasser, daß es ihm viel Mühe gekostet, diese Nachrichten von der Demuth zu samlen. Er habe Reisen durch viele Länder thun müssen, ehe er seinen Entzweck erreichen können. An vielen Orten, wo er doch geglaubt hätte, manche Erzehlungen von ihr zu hören, habe man sie nicht einmal den Namen nach gekant und sich verwundert, daß ein Ding von dieser Art in der Welt sey. An andern sey es ihm nicht besser ergangen, denn man habe ihn mit abgeschmackten Mährgen von dieser Tugend aufgehalten, und er habe leicht merken können, daß man die Demuth mit der Scheinheiligkeit verwechseln müsse. Drey oder vier Freunde der Tugend wären so gefällig gewesen, und hätten ihm alle Papiere, die sie davon gehabt, mitgetheilt.

Gleich im Anfang merkt der Verfaßer an, daß der Geburtsort dieser Tugend nicht mit Gewißheit zu bestimmen sey. Man habe sich eben so sehr

darum

darum gestritten, wie um die Vaterstadt eines Homers. Die Namen der Städte die er anführt sind grösstentheils ausgelöscht, und von einigen sind nur noch die Anfangsbuchstaben stehen geblieben. Ich will sie so hersetzen, wie sie gefunden habe. La : :, Rosenburg, Engelf :, Benedi : : : Friedr : : G : : Kunst : Thalbach, O : : Hagiop : : Eu : : :. Das sind die Namen der Städte. Ich muthmasse daß die meisten von ihnen, wo nicht alle, zerstört und untergegangen sind, denn in dem Buche finde ich keine weitere Nachricht von ihnen. Vielleicht ist es nicht unwahrscheinlich was der Verfaßer hinzusetzt, daß diese Tugend in keiner von diesen Städten geboren worden, sondern in einem schlechten sehr unbekanten Dorfe zur Welt gekommen sey. Diese Nachricht, sagt er, habe er von einigen glaubwürdigen Männern, welche mit dieser Tugend sehr wohl bekant gewesen, erhalten.

Die Eltern dieser Tugend sind der Verstand und die Selbsterkentniß. Von beyden lese ich in der Handschrift viele rühmliche Nachrichten. Der Verstand wird gerühmt, als eine Person, die ihrer tiefen Einsichten und reifen Urtheile wegen von der Welt bewundert worden, und die Selbsterkentniß hat daß Zeugniß, daß unter allen Lebendigen keiner ein schärfer Gesicht gehabt hat, als sie. Sie zeugten viele Kinder, die ich bey einer andern Gelegenheit nennen werde. Diese Tochter, die ein sehr angenehmes Kind war, wurde von ihnen sehr werth gehalten. Sie liessen sich die Mühe nicht verdriessen,

sen, sie selbst zu unterrichten, und ihr auf eine faßliche Art göttliche und menschliche Wahrheiten beyzubringen, und das aufmerksame Kind begrif alles zur Freude der Eltern mit der grösten Geschwindigkeit.

Da sie zu mehreren Jahren kam, richtete sie eine vertraute Freundschaft mit der Sanfmuth auf. Diese Freundin, die zugleich ihre Verwandtin war, hatte so liebenswürdige Eigenschaften, daß sie von der ganzen Freundschaft hochgehalten wurde. Die übereinstimmigen Sitten machten aus beyden Kindern ein Herz und eine Seele. Sie gingen sehr vertraulich mit einander um, und verschwigen sich auch die grösten Heimlichkeiten nicht. Ihre vertrauliche Liebe und Neigung ging so weit, daß sie sich gerne auf eine Art kleideten und auch in Gesellschaften bey einander sassen, und sich über ihre Schicksale unterredeten.

Ihre Gesellschaft wurde bald durch den Zutritt der Geduld vermehrt. Diese Tugend war sehr weise und ernsthaft und hat der Demuth in bedenklichen Fällen manchen vortreflichen Rath gegeben. Ihre Gemüther waren sehr einförmig, daher erfolgte bald eine genaue Vereinigung, welche durch die Annehmlichkeiten der Sanfmuth verdoppelt wurde. Die Holdseligkeit und Menschenliebe fehlten nur noch diese Gesellschaft vollkommen zu machen, und es muste sich ganz ausserordentlich fügen, daß sie durch eine Reise an den Ort gebracht wurden, wo sich die drey andern Tugenden aufhielten. Man kann sich die Freude leicht vorstellen, die bey dieser

Zusam-

Zusammenkunft entstanden ist. Sie liessen sich bald bewegen eine längere Zeit an diesem Ort zu bleiben, und das Band der Freundschaft, recht fest zu knüpfen.

Diese Liebe daurete beständig, obgleich die Demuth ohne ihr Verschulden von einem Orte zum andern geworfen wurde. Die vornehmsten Ursachen hiervon waren die traurigen Schicksale ihrer Eltern, denen es eben so ging, wie es Leuten von großen Verdiensten nicht selten zu gehen pflegt. Sie wurden sehr oft vertrieben, und musten sich in Höhlen zwischen den Bergen und in dicken Wäldern aufhalten, wenn sie der Wuth ihrer Verfolger entgehen wolten. Oder wenn sie sich ja an diesem oder jenem Ort wieder niederliessen, so durften sie sich doch nicht zu erkennen geben, wenn sie nicht Bande und Gefängniß befürchten wolten. Zuweilen kam wol ein glücklicher Augenblick, da sie hervorgezogen und mit allen möglichen Ehrenbezeugungen überhäuft wurden, aber es war auch nur ein Augenblick und hörte bald wieder auf. Das waren sehr harte Prüfungen für die Demuth. Ihre Eltern wolten sie nicht in den Händen ihrer Verfolger lassen, und sie selbst bezeigte auch wenig Lust, ohne sie zu leben. Durch diese traurige Lebensart wurde sie so abgehärtet, daß sie Frost und Hitze standhaft aushalten konte ohne sich zu beklagen. Sie schlief auf harten Steinen eben so sanft als im Bette, und grämte sich nur, daß sie ihren Eltern kein beßres Lager verschaffen konte.

Endlich wurde sie durch einen ganz besondern Zufall, über welchen sie hernach manche wehmü-

thige Thränen vergoß, von ihren geliebten Eltern getrennet. Eine Bande Räuber überfiel sie in ihrer Höhle, in welcher sie sich verborgen hatten, bunden den Vater und die Mutter, und schlepten das unschuldige Kind mit sich fort. Weil sie ausser dem wenigen Hausrath nichts weiter antrafen, als eine Lampe, Leuchter und ziemlich gebrauchte Bücher, da sie doch viele Reichthümer zu finden hoften, so liessen sie alle ihre Rache gegen die Demuth aus. Sie richteten sie sehr übel zu und wolten auf die entsetzliche Art von ihr ein Bekentniß erzwingen, wo die Schätze ihres Vaters verborgen wären. Und ob sie gleich mehrmals eidlich versicherte, daß er keine andere habe, als die in seinem Gehirne verschlossen wären, so wüteten sie doch bis zur Unmenschlichkeit, ihre Raubbegirde zu sättigen. Doch sie fanden endlich, daß alle ihre Bemühungen umsonst wären, liessen daher die Eltern halb tod liegen, urd begaben sich mit der Demuth in eine benachbarte Stadt.

Hier wurde sie für einige Thaler zur Sclavin verkauft. Ihre Gebieterin war eine sehr ungestüme Frau die mehr fluchen als beten konte. Wenn sie das geringste versahe so flossen gleich Ströme von Beschimpfungen und Lästerreden auf sie zu, und zuweilen muste sie noch härtere Begegnungen erdulden. Es verging kein Tag da nicht Lerm und Unruhe im ganzen Hause war, und alles was nur vorkam, wurde auf ihre Schultern gelegt. Sie vertrug alles nach den Anweisungen ihrer Eltern mit Verstand Stille und Erniedrigung, ohne sich durch ein

ver-

verwegnes Wort oder durch eine ungezogne Aufführung zu rächen. Hiedurch gewann sie die Liebe vieler Nachbaren, welche ihren Verstand bewunderten und ihr Schicksal bedauerten.

Diese strenge Frau gab endlich den Geist auf. Durch ihren Tod wurde die Demuth erlößt und in ein anderes Haus aufgenommen, wo man sie nicht als eine Magd hielt, sondern als eine Freundin liebte. Sie hatte ihre eigene Stube, welche ziemlich wohl ausgeschmückt, aber etwas abgelegen war, die Demuth bediente sich dieser Gelegenheit, ihrem Schicksal nachzudenken, und einige Betrachtungen aufzusetzen, deren ich hernach gedenken will.

Der Verfasser bemerkt nicht wie es zugegangen, daß die Demuth bald darauf zu einer sehr vornehmen Frau gerufen und durch viele Geschenke bereichert worden ist. Sie empfing sehr kostbare Kleider, sich nach Art der andern zu kleiden, welche sie zwar zuweilen anzog, aber doch lieber wenn es ihr erlaubt wurde, in ihrem schlechtern Anzuge erschien. Ob sie gleich alle Tage zur Tafal gezogen wurde, so aß sie doch allezeit sehr mäßig und ließ sich niemals überreden, etwas mehr zu genieſſen als die Natur foderte. Man räumte ihr zwey Zimmer ein, wovon das eine mit Tapeten ausgeschlagen und mit silbernen Wandleuchtern geziert war, das andere aber etwas schlechter aussahe. In diesem letztern hielt sie sich fast beständig auf, ob sie gleich noch zuweilen, wenn sie besucht wurde, in dem erstern erschien. Ihre gantze Aufführung war so beschaffen, daß ihre

innern Vorzüge allenthalben hervorleuchteten und sie bey jedermann liebenswürdig machten.

Aber auch dis Glück wehrte nicht lange. Der Hochmuth hatte Gelegenheit gefunden, diese vornehme Person zu überreden, die Demuth sey eine sehr verächtliche Creatur, und verdiene die Hochachtung, welche man ihr bezeigte, im geringsten nicht. Seine Ueberredungen, die er täglich mit neuen Bewegungsgründen unterstützte, wurden endlich so stark, daß der Demuth angedeutet wurde, sich innerhalb sechs Stunden aus dem Hause zu begeben. Jetzo war diese Tugend höchst unentschlossen und verlegen, wo sie sich hinwenden solte. In der Stadt zu bleiben, war nicht rathsam, weil sie der Neid und Zorn dieses Feindes in allen Häusern verfolgen und ihr keine Ruhe lassen würde. Auf dem Lande war sie auch nicht sehr bekant, doch entschloß sie sich endlich, das letzte zu erwehlen.

Sie ging ganz armselig und beraubt auf ein benachbartes Dorf, und kam zu einer Pachterfrau, der sie ihre Noth bekant machte, und um einigen Unterhalt mitleidig bat. Aber diese fuhr sie mit ungestümen Worten an, stieß sie aus dem Hause heraus und schlug die Thür hinter ihr zu. Die Demuth, vergoß dabey einige Thränen ging aber weiter und fand eine alte schon ganz zur Erden gekrümte Bauerfrau, die sie bey der Hand nahm und in ihre Hütte führte. Sie setzte ihr alles vor was sie hatte, und hielt an, daß sie doch einige Wochen bey ihr bleiben möchte. Der Verfaßer meldet,

det, daß sich die Demuth bey diesen Leuten sehr wohl befunden, und auf Verlangen zwey Jahr bey ihnen geblieben sey. = Sie habe sich vornehmlich mit zweyen Enkeln der Alten beschäftiget, welche sie so weit gebracht, daß sie hernach die sittsamsten und besten im ganzen Dorfe geworden. Hierauf folgt in der Handschrift eine sehr unleserliche Stelle, die sich so anfängt. „Sie wurde krank = = = ärgerliche Reden verschluckt = = = = = drey Wochen, gefährlich, daß man an ihrem Aufkommen zweifelte = = Arzneiverständige konten nicht errathen = = = = ohne Würkung. Sie fiel sehr ab und = = Tod. Aber die gute Natur half sich wider, sie = = = gehen. Nur = = = „

Man kann aber doch so viel daraus schliessen, daß diese Kranckheit gefährlich gewesen, daß die Aerzte an ihrem Aufkommen gezweifelt und nicht mehr gewust, was sie brauchen solten, bis sie sich endlich wider Vermuthen erholt hat.

Sie nahm hernach eine Reise vor, damit sie die verlornen Kräfte wieder samlen möchte. Diese Reise ging durch viele beschwerliche Wege, und über hohe Gebürge, wobey sie oft große Gefahr auszustehen hatte. Einmal wurde sie auf der Spitze eines Berges von einem heftigen Wirbelwind ergriffen, der sie gewiß würde heruntergestürzt oder gegen der benachbarten Felsen geschleudert haben, wenn sie sich nicht in aller Geschwindigkeit niedergeworfen hätte. Ein andermal gerieth sie in einen tiefen Morast, daß die Räder ihres Wagens auf beyden Seiten einsunken, doch entging sie noch

diesem Unglück durch eine geschickte Lenkung der Pferde aufs trockne. Dazu kam noch; daß sie einigemal den Weg verlor, und bey einer dicken Finsterniß im Walde herumirte, bis sie endlich durch Reisende wieder zurecht gewiesen wurde. Die andern Stellen von ihren Reisen und von der Gefahr, die sie ausgestanden, sind sehr ausgebleicht und verlescht.

Der Verfaßer erzehlt, daß die Demuth öfters unter den Gelehrten erschienen sey, aber nicht allemal mit der Ehrerbietung aufgenommen worden, die ihr gebührt. Diejenigen welche die meiste Erkentniß gehabt, und ihre Wissenschaft recht weit getrieben hätten, wären mehrentheils ihre grösten Verehrer gewesen. Andere aber, deren Einsichten sehr schlecht und unerheblich gewesen, hätten sich grösstentheils auf die Seite des Hochmuths geschlagen. Man habe an ihrer Lebensart immer viel auszusetzen gefunden, zumal wenn man dem Ehrgeitz das Recht abgetreten, darüber zu urtheilen.

Am allerliebsten hat sie sich mit unschuldigen Kindern beschäftiget. Die aufrichtige Liebe, welche sie unter den kleinen Gesellschaften wahrnahm, ermunterte ihren Fleiß alles mögliche zu ihrem besten beyzutragen. Sie saß oft ganze Stunden unter ihnen, sprach sehr freundlich, und ließ sich auf diese und jene Frage antworten. Zuweilen schenkte sie ihnen einige Blumen oder etwas anders, worüber sich Kinder zu freuen pflegen. Sie wurde dadurch so beliebt, daß die Kinder ganz ausser sich kamen, wenn man ihnen sagte, daß sie die Demuth besuchen solten.

Man

Man kann es von ihr rühmen, daß sie den zarten Herzen recht hohe und edle Begriffe von Gott und ihnen selbst eingedruckt hat. Die Kinder, welche sehr oft in ihrer Gesellschaft waren, wusten davon mit solcher Artigkeit zu reden, daß man ihrer Unschuld beyfall geben muste, weil sie zuweilen, viel Alte beschämten.

Nach der Aussage des Verfassers hat die Demuth einige Kinder, welche namentlich angeführet werden, sehr beweinet, daß sie ihr zu frühzeitig entrissen und den Händen der Eitelkeit übergeben worden. Sie habe oft recht inständig darum gebeten, diese Veränderung nicht vorzunehmen, weil sie zum grösten Schaden der Kinder gereichen würde. Die Kinder selbst hätten ihren Eltern die Hände geküßt, und mit den zärtlichsten Ausdrücken darum angehalten, man habe sie aber abgewiesen, und mit eigensinnigem Ungestüm einer Verführerin anvertraut. Die Klagen, welche hernach darüber von den Eltern geführt worden, wären nicht auszusprechen. Man habe ihr Recht gegeben, sein Versehen erkant, und um guten Rath gebeten, der ihnen zwar gegeben worden, aber mehrentheils zu spät gewesen sey.

Ich will nun einige von ihren Schriften anführen, und hie und da Auszüge mittheilen, denn alle würden sie auf diesen Seiten nicht Raum haben. Sie sind alle mit vieler Ueberlegung in einer schönen Sprache geschrieben, und enthalten einen Ueberfluß vortreflicher Wahrheiten, welche die Wahl des Aussuchens schwer machen.

Die

Die erste hat die Aufschrift: **der Werth des Himmels und der Erde.** Ich will nur die Worte welche auf der Mitte der 24. Seite stehen hersetzen.

„Was ist der Himmel? Ihr antwortet: der Thron Gottes, und ihr urtheilet recht. Und was ist die Erde. Ihr sagt: seiner Füsse Schemel, und dieser Ausspruch ist richtig. Aber warum urtheilt ihr von euch selbst so unrichtig? Ihr seyd für den Himmel bestimt, an den Seulen des ewigen Throns als goldene Sonnen zu glänzen, und ihr wünscht euch, im Schatten der Erde begraben zu seyn! **Ihr solt den Segen himmlischen Güter ererben, und ihr sucht euer Erbtheil auf dem Fußschemel Gottes!** Wißt ihr nicht, daß die Erde einen vergänglichen Schmuck trägt, der wie die Blume des Frülings verwelken wird, und daß der Kern an dem Thron Gottes ewig funkelt. Doch ihr sagt: wir sind Kinder der Erde. Nein, ihr seyd von höherer Geburt, zur Unsterblichkeit gemacht und zu höhern Empfindungen bestimt. Ich bedaure euch, **daß ihr in der Asche sitzt, da ihr doch Feierkleider tragen köntet.** Ihr wolt in die Tiefe sinken, und Gott will euch erheben! Wie wenn denn dieser Fußschemel Gottes zertrümmert, oder entzündet und verwüstet wird und wenn diese belebte Erde vor euren Augen sterbend vorübergeht und dahin sinkt und nicht mehr ist, wird denn nicht vom Thron der Almacht eine verzehrende Rache blitzen?„

Die andere Schrift handelt von der **Vortreflichkeit der menschlichen Seele.** Die Ausdrücke, welche

welche auf der 89. Seite des ersten Theils stehen, verdienen vornehmlich mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden; = Wie war dir, o Seele! ruft sie aus, da du wurdest? Wie süß waren die ersten Empfindungen deines Lebens. Ein Gedanke stieg in dir auf, und woher kam er? Wie entstand diese unsichtbare Bewegung, die sich fortpflanzte und noch nicht aufgehört hat. Welch ein almächtiger Geist gab dir die Weißheit, unendlich viel Dinge zu untersuchen, nachzuforschen zu prüfen. Wie hoch erhebst du dich über das Sichtbare, das dem Auge des Thoren gefält, weil ihm das Unsichtbare unbekant ist. Soll ich dich einen Spiegel der Gottheit nennen, wie viel Stralen dieser Majestät leuchten von dir? Oder soll ich dich über die Sonne erheben, denn du bist mehr werth als tausend Sonnen. Ich schäme mich von dir zu sagen, daß du niederträchtigen Schmeicheleien sündhafter Lüste Gehör geben kanst, und dieses zu eben der Zeit, wenn dein liebreicher Schöpfer in göttlichen Sprachen mit dir reden will. Doch es ist wahr, einige Wolken haben deinen Glanz bedeckt, du bist nicht mehr so schön, so herrlich, so vortreflich, als an dem Tage, da dich der Schöpfer zuerst sahe. Ein arglistiger Feind hat seine Grube geöfnet, und stinkende Düfte deiner Verfinsterung aufsteigen lassen. Aber mache dich auf und werde Licht, denn der Abglanz des Vaters ist in majestätischer Herrlichkeit über dir aufgegangen, über deine Finsterniß einen ewigen Morgen auszubreiten, und

mitter-

mitternächtige Schatten in Klarheiten des Himmels zu verwandeln.

In der dritten Schrift, welche den Titel hat: Vorzüge der Menschen, werden die ungegründeten Meinungen von dem, was groß und niedrig ist, bündig widerlegt. Der fünfte Abschnitt, den ich hier zur Probe anführen will fängt sich mit folgenden Worten an = Denke nicht, daß du groß bist, wenn du es glaubst. Vielleicht ist der, der zu den Füssen der Verachtung im Elende gekrümt liegt, dreymal größer als du. Verdienste erheben, Tugend macht groß. Beide Namen sind vielleicht in deine Augen recht gute Dinge, von denen du aber nichts aus Erfahrung zu sagen weißt. O lerne sie kennen nnd lieben und hochschätzen, die Tugend, wenn du nicht mit unvernünftigen Thieren einen Rang haben wilst.

Ausser diesen hat sie noch einige Oden oder Lieder geschrieben, wovon ich nur die Aufschriften melden will. Die heilige Stille, die Ehre Gottes unter den Völkern, das Gebet. Aus dieser letzten ist folgende Strophe genommen.

Gott wandelt hier, schweigt, kühle Haine,
Erhebet euch, bemoßte Steine
Und werdet mir ein Heiligthum,
Mich überfält ein stilles Grauen
Hier will ich ihm Altäre bauen:
Ihr Völker lobet ihn und singet seinen Ruhm.

Der Verfaßer macht hernach noch eine weitläuftige Abbildung dieser Tugend. Er beschreibt sie ungemein liebreich, holdselig und zärtlich. Er meldet

von

von ihr, daß sie sehr verträglich, mitleidig, und sanfmüthig gewesen. Man habe sie nimmer zornig, oder mit einer neidischen Miene gesehen, und ihre Feinde hätten es selbst bekennen müssen, daß ihre Verfolgung unrecht gewesen sey.

Folgender Brief ist uns eingehändigt worden.

Holder Freund!

Ich danke dir für die Treue, die du deinen armen Brüdern durch deine Vorsprache erwiesen hast. Die Zeiten sind schwer. Der Winter hat lange gedauert. Und wie manche Menschen haben dem Frost ihr Leben aufopfern müssen? Wie viel du durch dein gütiges Vorwort ausgerichtet, das ist weder mir, noch dir, aber unserm algemeinen Vater und Versorger bekant. Es ist zwar der harte und empfindliche Winter vorbey. Ist aber damit auch aller Armuth ein erwünschtes Ende gemacht worden? O Nein! der Elende seufzt noch auf seinem harten Lager. Er netzt sein dürres Brodt mit heissen Thränen des Kummers. Er arbeitet mit vielem Schweiße und erarbeitet kaum so viel, daß er sein Leben in bangen Seufzern verzehren kann. Fahre fort deine großmüthigen Gesinnungen bekant zu machen und überzeuge deine Mitbrüder von ihrer nothwendigen Pflicht, dem Dürftigen mit tugendhafter Seele zu geben.

geben. Hier krümmet sich einer und bittet um eine Gabe. Die mitleidige und erbarmungsreiche Seele ertheilt ihm von ihrer Nothdurft eine wohlgemeinte Gabe. Dort windet sich ein anderer bejammerungswürdiger von einer Seite zur andern, ein kleines Geschenk, von einem dem äusseren Ansehen nach sehr reichen Herrn zu erbetteln, und er wird mit wütendem Ungestüm zurück gewiesen. Bejammerst du den letzten nicht? Freylich giebts nachläßige Müßiggänger unter denen, die sich mit dem Mantel der bekümmerten Armuth bedecken. Aber wer fordert denn von unserm Mitbürger, daß er allwissend seyn und bis auf den innersten Grund des Herzens sehen soll? Wird ihn auch eine nichts bedeutende Gabe arm machen? Wird nicht der allwissende Erforscher menschlicher Herzen nach unsern Gedanken und Werken richten? Wird nicht die Verantwortung auf den faulen Mitbruder allein fallen, und nicht auf den barmherzigen Geber, der durch ein geringes, aber wohlgemeintes Geschenk, seinen Zustand nicht bis zum Verlust aller seiner Reichthümer bringen wird? Ich erkenne dich, edler Tugendfreund, als ein würdiges Mitglied meiner Gesellschaft und werde dich allemal bestens zu rühmen wissen. Und in diese lobenswürdige Gesellschaft nimmt dich auf.

A. Z.
den 8ten April.
1755.

Deine
wahre Gönnerin
die Menschenliebe

Der Tugendfreund.

Das 3. Stück.

O Mensch, wie färben sich die Auen!
Ein Paradies für dich zu bauen,
Ist die Natur so früh erwacht.
Du bist mit Augen und mit Ohren,
Empfindung und Verstand geboren,
Die Schönheit ist für dich gemacht!

Nun sind die Schatzhäuser wieder eröfnet, welche den Reichthum der Erfindungen jener höchsten Weisheit allen denen vor Augen legen, die im Stande sind, den Werken des Schöpfers ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Was der Winter unter dem Eise verriegelt, mit tieffen Schnee bedeckt, größtentheils ertödtet, oder in wärmere Gegenden des Erdbodens verwiesen hatte; was seiner Empfindung beraubt, gleich als unsre Leiber im Grabe, schlief, was ohne alle Zierde, entblößt und erstarr, unsre Hofnung prüfen, und uns im Mangel der Güter, den nachmaligen Besitz schätzbar machen solte: Die weite Fläche, des Erd-

bodens; die Wälder womit er sich bekleidet; die Pflanzen, welche er aus seinem Schooß hervorsteigen läßt; die eigne Welt von lebendigen Thieren, worin er lebt; die Wunder des Steinreichs; das alles ist neu geboren.

Wer von den Bewohnern der Welt diesen Reichthum der Natur achtet, der stelt sich nun als ein lehrbegieriger Zuschauer hin und bereitet seine Seele zum Erstaunen. Sind wir selbst noch nicht Kenner aller Seltenheiten (und welche Lebenszeit würde dazu zureichen!) so lassen wir uns von andern herumführen. Hierzu haben sich von undenklichen Zeiten Menschen gefunden, und es finden sich noch täglich welche, die in ihren Schriften die späteste Nachkommenschaft zur Kentniß der Werke Gottes anweisen werden. Ein jeder folgt in dieser Betrachtung seinem Triebe. Der eine läßt sich durch die Schriften eines Kenners der großen Naturaliensammlung Gottes, auf den Straßen herumführen, wo der Geist zwischen den Weltcörpern wandelt, und zwar Millionen Thore, aber niemals das Ende dieser Stadt finden kann, deren Palläste immer weiter um einander fortgebauet sind. Die andern bleiben auf der Erden, aber die Betrachtung derselben muß nothwendig wieder unter mehrere vertheilt werden. Dieser möchte gerne wissen, ob es wol möglich sey, nur mit den Hauptclassen der Pflanzen fertig zu werden, weil seine Lebensjahre nichts sind, wenn er eine jede für sich betrachten soll. Jener irret mit seinen Augen im Felde herum, ein schöner Stein lacht

ihn

ihn freundlich an, mancherley Licht spielt ihm daraus entgegen. O solltest du, spricht er, hier verschart, von niemand erkant unter dem wüsten Hauffen liegen bleiben, der den Acker drückt und ihn beschwert, und den aufgehenden Saaten ihren Platz benimt! Er ergreift ihn, kann ihn nicht genug drehen, er findet in seinen Theilen, Gestalt, Farbe, Härte und wunderbaren Zusammensetzung die erwünschte Antwort auf seine so nöthigen Fragen; er trägt ihn vergnügt nach Hause, und weißt ihm ganz unpartheiisch seinen Platz bey demjenigen an, dem er an Güte und Schönheit am nächsten komt.

Einem andern verspricht jede Staude, die er ansieht, eine neue Stillung seiner forschenden Begierde. Er darf nur ein Blatt aufheben, so findet er ganze Haushaltungen lebender Geschöpfe. Es zeigen sich immer neue Arten. Eine jede ist vor der andern ganz unfehlbar kentlich. Immer verschiedene Triebe, verschiedene Bewegungen gegen einander, immer verschiedene Nahrung, und immer verschiedene Mittel, dieselbe zu erlangen! o, ruft er, wer kann das alles ergründen! Jetzt kriecht eine beflügelte Geburt aus einer Raupenhaut. Jetzt erhebt sich ein Geschöpf aus der Erde, welches er in diesem Augenblick zum ersten mal siehet, und Millionen andre bleiben ihm, entweder weil sie zu klein sind, oder weil sie sich in andern Ländern finden, verborgen.

Noch andre Schüler der Natur, sind zufrieden, wenn sie die Werke derselben gleich nicht sehen und betrachten. Sie gehen die Dinge selbst vorbey und

suchen nur in ihrem Verstande eine Welt von Verbindungen der Dinge zu erschaffen. Anstatt der Cörper, setzen sie Raum, Figur, Dichtigkeit, Schwere und Bewegung. Sie suchen auf diese Weise die Regeln auf, nach welchen der unendliche Verstand Gottes eine Cörperwelt sich gedacht hat. Aber die vornehmsten fehlen ihnen. Sie werden niemals das unendlich verschiedene Wesen aller Bestandtheile der Dinge finden: sie werden also gezwungen Materien und äussere Kräfte anzunehmen, wo beydes nicht ist. Und wie rühmlich ist ihr Bekentniß, wenn sie am Ende ihrer Untersuchungen endlich überzeugend gelernt und empfunden haben: daß unser Wissen nichts ist!

Ich habe mir im letzten Stück des ersten Theils, durch die Betrachtung über den Unterschied des geistlichen und sinnlichen Vergnügens, den Weg gebahnt, von der Naturwissenschaft unsrer jetzigen Welt den Tugendfreund sprechen zu lassen.

Jetzt will ich nur im Allgemeinen dasjenige anzeigen, was in einigen folgenden Abhandlungen näher ausgeführt werden könte. Die Stuffen, welche immer höher gehen, von der Erde bis zum nächsten Firstern, und von demselben wieder zum nächsten der über ihm stehet, bis sich endlich unser Gesicht entweder verirret, oder verliert; diese Leiter kann zu keinem andern Zweck hingesetzt seyn, als dazu, daß man hinaufsteigen soll. Die jährliche Schöpfung kann zu keinem andern Zweck so augenscheinlich seyn, als daß der Schöpfer uns immer

eine

eine Einleitung zur Erkentniß seiner Geschäfte geben möchte. Warum musten die edelsten Steine und Minern in der schlechten Erde vergraben werden? Gewöhnen sie uns nicht zu der Vermuthung: im Schlechten liegt das Edle, im Sichtbaren das Unsichtbare, im Endlichen das Unendliche, in dem, was an und für sich nichts ist, derjenige verborgen, der mehr als alles ist. Es wäre ja nicht nöthig, daß jeder Staub belebt, und jeder Raum, der nur ein Wesen fassen kann, von dem was sich jedesmal für ihn schickt, bewohnt würde: wenn Gott uns nicht den Gedanken hätte unmöglich machen, oder doch wenigstens nur als die Sprache des allerthörigtsten Herzens hätte bezeichnen wollen: Es ist kein Gott. Und die völlige Einsicht in das Wesen und den Zusammenhang aller Dinge, warum fliehet sie doch wol vor allen Lebendigen? Vielleicht werden fleißige Bibelleser diese Frage beantworten können; vielleicht geben sie mir recht, wenn ich aus den beständigen Gleichnißreden der allerheiligsten Schrift in Demuth den Schluß mache: Mann erkennet die Dinge der Welt vollständig, wenn man aus der Betrachtung der Bilder, die hohe Schönheit des Geistlichen kennen, und aus der geordneten Empfindung des Sichtbaren, zum Leben, womit das Unsichtbare den Geist nährt, sich erheben kann; oder daß ich die Schrift selbst reden lasse, wenn man es wahrnimt an den Werken, daß ein unsichtbar geistliches Wesen, eine ewige Kraft und Gottheit sey!

Die Menge der Gelehrten und Ungelehrten ist ganz unzehlig, welche sich zu allen Zeiten Mühe gegeben haben, die Aufgabe aufzulösen: Wie verehrt man Gott in seinen Werken? Und ich getraue mir sogar den Satz zu behaupten: Alle Untersuchung der Natur, sie mag beschaffen seyn wie sie will, macht in der Seele einen guten Eindruck, weil sie niemals ohne Empfindung seyn kann. Man verlacht jenen Weisen aus Griechenland, daß er die Gestirne so tiefsinnig beschauet und darüber in eine Grube gefallen. Es komt manchem seltsam vor, daß einige Personen ganz unermüdet geduldig sind, alles durchzusuchen, da ihnen doch bey jeder gefundenen Seltenheit der Gedancke einfallen muß: dis ist gegen das Ganze, was zu untersuchen wäre, noch gar kein Anfang!

Aber warum sind denn nicht alle Menschen im Stande, sich hierin so zu vertiefen? Wenn dieser Mangel nicht durch andre Vollkommenheiten würklich ersetzt würde, so hätte ich zu viel gefragt. Doch bey den allermehresten wird er durch keine andre Vollkommenheiten ersetzt. Die wenigsten Menschen, erheben sich in ihren Gedanken und in der Arbeitsamkeit ihrer Seele zu etwas höhers, als zu Speise und Trank, zu der, nach ihrem jedesmaligen Stande ihnen möglichen Wollust, zu der Mühseligkeit worin sie sich alles verdienen müssen, und zu dem Zeitvertreib, der in seiner Art nicht besser ist, als das geringere Elend, wobey der Sclave in seiner Verzweiflung sich erinnert, daß die Menschen

von

von einem Dinge reden, welches Glück und Freude heißt.

Doch ich muß wieder auf die Seelen kommen, welche noch Empfindung haben. Was trieb viele unter den Heiden, so viel Zeit und so unsäglichen Fleiß auf Untersuchungen zu wenden, wozu sie damals doch so wenig Anleitung hatten? Sie funden in der Welt eben so wol die Spur der Erkentniß eines unendlichen Wesens, als wir. Sie werden von demselben eben so prächtige Begriffe zum Theil dadurch empfangen haben, als wir. Und wenn die Einsichten, welche sie so täglich zulernten, für den Verstand reitzend waren, den Durst nach mehrerm Wissen immer rege machten, immer stilten, und doch aufs neue wider erweckten; wenn sie sich in der Schönheit der Welt mit Lust verloren; wenn sie die Weißheit bewunderten, welche bey allem möglichen Unterschiede, den Grundsatz hat beyzubehalten gewust: jedes Ding muß in seiner Art vollkommen seyn: Was fehlte denn noch solchen Seelen? oder wie könte man sagen, daß sie die Pflichten des denkenden Geistes gegen die ganze Natur, nicht ausgeübt und darin sich der Tugend würdig bewiesen hätten?

Ich will von dem Alterthum auf unsre Zeiten kommen. Der Fleiß und die Sorgfalt, welche man in den letzten Jahrhunderten auf Erlernung fremder Sprachen gewand hat, konte uns dazu behülflich seyn, von den ältesten Wahrheitsfreunden zu lernen, daß die Welt an den angenehmsten Begriffen für den Geist ganz unerschöpflich sey. Man suchte sich zu-

erst über die anmuthige Geschichte, sodann über die allgemeinen Vernunftwahrheiten zu vergleichen. Unsere Zeiten, finden das zur Veränderlichkeit geneigte menschliche Geschlecht, schon in einer andern Beschäftigung.

Die Liebe zu den Sprachen und zur Einsicht zusammenhangender Begriffe, ist nicht mehr so allgemein, als die Lust zur Naturgeschichte. Man bleibt bey den Entscheidungen einiger großen Männer stehen. Ihre Begriffe vom Wesen, von dem Ursprunge und Fortdauer unsers Geistes, und andere Meinungen, die die Möglichkeit und Verbindung der Dinge betreffen, dieses alles haben die mehresten als Hypotheſen angenommen, und es ist ihnen oft gleich viel, ob es so seyn möchte oder nicht. Die Erlernung der Naturgeschichte scheint angenehmer, leichter und nützlicher.

Aber wenn ich nur nicht sagen müste: sie scheint angenehmer, sie scheint nützlicher! Wie alle Einsicht in die feinsten Begrieffe der Möglichkeiten, nimmermehr rechter Art seyn kann, wo sie nicht mit den Erklärungen übereinstimt, welche uns der Erfinder der Möglichkeiten, und der Schöpfer alles dessen, was da ist, davon gegeben hat: so kann auch der erfahrenste Naturkündiger nimmermehr genug, und was er weiß, unmöglich auf die rechte Art wissen; wofern seine Seele, sich die allerherrlichste Weißheit und das süsseste Vergnügen der völligen Ruhe in Gott noch versaget.

Wenn

Wenn die Heiden zu einem Redner schon erfoderten, daß er ein rechtschaffener Mann seyn solte: was werden wir denn erfodern müssen, um uns einen Menschen vorzustellen, der genugsames Nachdenken und Empfindung hat, in allen Merkwurdigkeiten der Natur den großen Gott aufzusuchen? Es ist doch allemal zu tadeln, wenn man sich in eine Beschäftigung einläßt, ohne die Verbindungen einzusehen, in welche man dadurch zugleich mit gezogen wird. Doch dieses unweise Unternehmen ist sehr gewöhnlich. Und vielleicht sind in unsern Tagen die allermehresten, genaue Bemerker der Natur, ohne zu wissen, wozu sie diese ihre Wahl berufet, und wozu sie sich anheischig machen, indem sie einen Stein aufheben, oder den Himmel beschauen. So sehr verschieden die Neigung der Menschen seyn kann: so muß sie doch nur auf eine Art rechtmäßig seyn können. Es komt hierbey wol hauptsächlich auf den Zweck an, der bey jeder Erfüllung meiner Neigungen zum Grunde liegt. Dieser setzt nothwendig wieder eine Gemüthsbeschaffenheit voraus: denn dadurch wird mein Gemüth als gut oder böse offenbar, wenn ich in meinen Handlungen beständig gute oder böse Absichten blicken laße.

Was kann also dem noch fehlen, der den Lauf der Sterne zu berechnen, andere mit den prächtigsten Vorstellungen von der Größe und Erstaunlichkeit dieser Werke Gottes zu unterhalten, und in ihrem Gemüth manche rührende Empfindung hervorzubringen weiß? Was kann dem noch fehlen, der bey

Steinen und Minern oder bey dem Gewürm eben so viel Reitzung und Hoheit findet, worin er sich mit Lust verliert?

Folgende Ode mag für dismal einiger massen auf diese Fragen antworten. Vielleicht sind nur mehr als zuviel Verehrer Gottes demjenigen gleich, der hier den Tempel Salomons betrachtet, und anstatt Gott anzubeten, die Pracht bewundert, die allezeit eine reitzende Einladung zur Abgötterey gewesen ist.

Die
Verehrung und Anbetung Gottes
im Geist und in der Wahrheit.

Wie blendet mich ein goldnes Dach! wie
. stralt der Tempel!
Wie glücklich ist der Fremdling, der dich sieht
Und aus der Finsterniß zu deinen Thoren flieht,
Jerusalem! du zeigst ein Gleichniß und Exempel
Der ungebauten Stadt, die Gott bewohnt
Und wo er über Sonnensäulen thront:
Ein reiners Gold bekleidet seine Lade
Und jenen Stuhl der höhern Gnade.

O Andacht fülle meine Brust! Hier sind die Stuffen,
Bewahre meinen Fuß, der zitternd steht,
Wenn er zur Zionsburg zum Hause Gottes geht,
Wohin ein reiner Trieb der Ehrfurcht mich gerufen.

Das

Das blöde Auge starr den Vorhof an,
Hier ist weit mehr, als man betrachten kann:
Beglückte Augen, was ist hier zu sehen!
Wer darf in diesen Tempel gehen!

Wie groß ist dieses Haus, o Fürst, das du gebauet,
O Salomo, du hast des Himmels Pracht,
Den Thron der Majestät so glücklich nachgemacht,
Daß man dis Heiligthum nur mit Bewundrung schauet!
Welch heilig Land hat dir dis helle Gold,
Und welch beglücktes Volk, den Schatz gezolt?
Ihr Priester, auf! schmückt Leuchter und Altäre,
Und reinigt euch in jenem Meere!

Doch was ist alles Goldes Pracht! was sind die Steine,
Was ist die Marmorwand, der Seulen Zier,
Allmächtiger, was ist der große Bau vor dir?
Was unaussprechlich ist, die ganze Welt ist deine.
Mein irdisch schwacher Sinn vergaft sich bald
In unsrer Hände Werk, und die Gestalt
Erhält sein Lob, und kann es doch nicht hören,
Und er vergißt, dich zu verehren!

Du wohnst ja nicht, o Herr, in Tempeln unsrer Hände,
Der Himmel ist dein Stuhl, Unsichtbarkeit,
Ein ewig unzugänglich Licht, das dich bekleidt,
O diese Majestät verschließen keine Wände.
Du hast der Sterne Lauf und ihre Pracht
Nur unermeßlich groß, nur schön gemacht:

Dir

Dir können sie doch nicht zur Leuchte funckeln!
Viel eher müsten sie verdunkeln!

Kein Bild in der Natur kann ich mit Gott vergleichen,
Nichts druckt die Ewigkeit, die Hoheit ab;
Die schöne Creatur, der er das Leben gab,
Kann den, der ihr es gab, doch nimmermehr erreichen:
Sie bleibt von ihm unendlich ferne stehn,
Nur auf sein Wollen müste sie vergehn,
So wie sie gleich, sobald Gott sprach, erschienen:
Wie kann sie ihm zum Gleichniß dienen!

Und könte gleich ein Geist durch alle Himmel wandern,
Durch jene tausendfache Sonnenwelt,
Und flöh er mit dem Stral, der sie verbunden hält
Von einem Weltsystem, von einer Bahn zur andern;
Wög er die Luft, die zwischen Sternen weht,
Die Lebenskraft, die eins und alles dreht;
Entdeckte er die reichen Feuerquellen,
Wovon die Himmel sich erhellen;

Vollendete er auch die allergrößte Reise,
Jahrhunderte mit andern aufgehäuft,
Vom Abgrund, wo der Staub zum reinen Golde reift,
Bis zu dem Punkt, wo sich nach ewig fester Weise
Der ganze Bau um seine Axe zieht
Und von der Mischung aller Stralen glüht,
Wo Raum und Zeit und Ort verschwindet
Und endlich sich das Ende findet:

Unend-

Unendlicher, so wärst du doch noch stets unendlich,
Verdeckt verhült in Unbegreiflichkeit,
Von jedem Geist und Ort, noch allemal gleich weit -
Gleich gegenwärtig -- gleich bekant = = und gleich unkentlich.
Man früge doch noch immer: wo ist er?
Ist er im Himmel! ist er in dem Meer?
Schwebt er vielleicht auf sanfter Winde Flügeln?
Im Feuer, oder auf den Hügeln?

Verborgner Gott, hier bist du, und auch da, im Ganzen:
Dein Anblick nährt des ganzen Himmels Heer,
Dein Wille hebt die vollen Berge auf dem Meer
Und lehrt die Sonnen selbst auf dünnem Aether tanzen!
Und dennoch sehn sie nicht, den der sie trägt,
Sie fühlen nicht den Hauch der sie bewegt = -
Wie Leichen, die selbst bey dem Fürsten stehen - -
Doch seine Majestät nicht sehen.

Dich siehet nur der Geist, er faßt dich, und die Wahrheit:
Daß du, o Herr, sein Gott und alles bist
Und daß dein Wille alles alles in sich schließt,
Mein Daseyn, meine Kraft, mein ewig Glück nnd Klarheit.
Zwar groß und wunderbar ist dieser Blick,
Und er komt allemal beschämt zurück;
Und muß, was er gesehn, sich selbst befragen
Und niemand kann ihm Antwort sagen.

Ist es ein Glück? Wenn Geister sich in dir verlieren
Und wenn die Weißheit ehrerbietig schweigt,
Weil doch kein Sterblicher zu deinen Höhe steigt?
Muß mich die Wahrheit selbst in dunkle Zweifel führen?
Und ist die Majestät doch Freundlichkeit = =
Dem Staube gnädig = = mir zur Lust bereit?
Sind Ewigkeiten noch zu kurz zum schauen
Und soll man nicht verstehn: nur trauen?

Ja, allgenugsam großer Gott, wen du belebest,
Wem du, was niemand noch gekant, gezeigt,
Wen du zur Wissenschaft, wovon die Weißheit schweigt,
Zum reinesten Gefühl der Gotteskraft erhebest:
Dem muß wol alles nichts, du alles seyn,
Der Seelen Lust an dir, nur die ist rein
Und in der Stille lernt er dich bedenken
Und dich doch niemals einzuschränken.

Wenn seine Zeit verfliegt, und stirbt und bald verschwindet,
Wenn er vom kurzen Lebenstraum erwacht:
So ist der öde Raum ihm keine Todesnacht;
Dich hat er, Gott, worin er alles wiederfindet.
Und wenn ein Brand die Elementen frißt,
Und wenn man einst Jahrtausende vergißt:
Laßt diesen Aufzug schnell vorüber gehen = =
Denn fängt der Geist an, Gott zu sehen!

So

So beuge sich denn niemals mehr mein Herz
vor Schätzen!
Nicht vor der Pracht, nicht vor des Goldes Glanz!
Es beuge sich allein vor dir, du hast es ganz,
Du, Vater meines Geists, wer ist dir gleichzusetzen?
Nie brenn ein Trieb, den du nicht angezündt;
Und wenn er alles sonst, und dich nicht findt:
So sey der Götze dir verbant, vernichtet - -
Und ich zum Opfer zugerichtet!

So wird mein ganzer Sinn von Sinnlichkeit
entwöhnet,
Gott ist, so fern er ist, mir immer nah:
Anbetend such ich ihn, unsichtbar ist er da
Und er erhört den Wunsch, der sich nach ihm ge-
sehnet;
Der in dem reinsten Trieb es ganz vergißt,
Daß eine große Welt geschaffen ist
Und daß er selbst zur Erde noch gehöret,
Wo ihn die Schwachheit immer störet.

In ihm versenkt, in ihm, der meines Geistes
Leben,
Mein Heil und Wonne ist, mein Augenmerk,
Der nicht die Welt, o nein! auch nicht sein schönstes
Werk,
Und nichts geringers mir, als selber sich gegeben;
Vor ihm erstaunt glaub ich, was ich nicht seh,
Ich fühle nur, was ich noch nicht versteh:
Was er im Heiligthum mir zubereitet
Wohin er mich jetzt stündlich leitet.

Mein

Mein Denken preise dich, denn was kann ich erkennen?
Wo ist wol ein Begrif, wahr ohne dich?
Unendlicher Verstand, du sahst es ewiglich,
Du kanst, was noch nicht war, mit neuen Namen nennen!
Ihr Geister, samlet euch und eure Kraft,
Und denkt die Möglichkeit, eh er sie schaft,
Der Gott, der alle Welten übersehen
Wenn wir noch bey dem Wurme stehen!

Mein Wollen sterbe ganz, o Herr, dir bin ich eigen
Und meine Freiheit sey dein sanftes Joch:
Die Lust ist mir versagt, mein Schöpfer kann ja doch
Mehr als ich wünschen kann, der stillen Seele zeigen.
Mehr als der Christ gesucht, mehr als er glaubt
Unendlich mehr, ist ihm von Gott erlaubt:
Ein Geist mit ihm zu seyn, o dem Verlangen
Vergönt er, ihm stets anzuhangen!

Der Tugendfreund.

Das 4. Stück.

Erwärmende Stralen von oben
Erweckt mich, den Schöpfer zu loben,
Erwecket den schlafenden Geist.
Erwache, o Seele, zum Fühlen,
Bis endlich der Abend im Kühlen
Ein ruhiges Lager verheißt.

Die angenehme Witterung, welche jetzo der Erde schmeichelt, hatte mich aufs Land gelockt, ihrer süssen Entzückungen, deren man in den Städten nur halb theilhaftig wird, doppelt zu geniessen. Das unruhige Gewühl in einer lebhaften Stadt, die herumschwermenden Sorgen der Nahrung und die täglich anwachsende Zerstreuungen, verhindern sehr oft das unschuldige Vergnügen, das man bey stiller Betrachtung der Natur haben kann. Es ist gut, diese Hindernisse zuweilen aus dem Wege zu räumen, die Bänder der täglichen Unruhe loszumachen, und die prächtigen Erscheinungen der Schöpfung mit zufriedener Be-

lustigung anzusehen. In diesem weiten Gebiet des Allmächtigen kann ein begieriges Auge ohne Aufhören neue Schönheiten entdecken, die einer träumenden Seele niemals sichtbar werden.

Ich erwache nach einer kurzen Ruhe und kleide mich an. Alles liegt noch in einem süssen Schlummer, der von keiner quälenden Sorge gestöret wird. Am Himmel funkelt noch hie und da, aber ganz blaß und verlöschend, ein Stern, der von dem herannahenden Morgen immer mehr und mehr verdunkelt wird. Lange Schatten liegen noch über das Reich der Vögel ausgebreitet, und kein schallendes Lied wirbelt sich durch belaubte Zweige in die Höhe. Diese ernsthafte Stille ruft die erwachte Seele zur dankbaren Erhebung ihres Schöpfers auf, dem ich unbekümmert und ruhig ein frühes Lob bringe, und ihm die Aufsicht über meine Schritte befehle. Wie erquickend sind diese Gedanken! Ströme des Friedens fliessen mir entgegen, und ich höre entzückt antworten aus dem Heiligthum Gottes.

In diesen Betrachtungen durchkreuze ich ein Feld, das jetzo noch in Morgendämmerungen gekleidet ist, und seine Reichthümer auf eine Zeit lang verhüllt hat. Wenn eine immerwährende Nacht darüber ausgegossen wäre, wenn ewige Schatten die Erde bedeckten, so würde sie ein dürrer unfruchtbarer Klumpe seyn, der uns weder belustigen, noch hinreichende Nahrungsmittel verschaffen könte. Die eilende Sonne verjagt die Nacht, und befiehlt der schlafenden Erde, zu erwachen und sich in ihren Frühlings-

lingskleidern sehen zu lassen. Durch die nächtliche Ruhe wird sie gekühlet, und erhebt hernach ihr gestärcktes Haupt mit neuer Schönheit aus den Wolken der Nacht. Diese Abwechselungen geben ihr immer ein neues Ansehen. Ein jeder Morgen zeigt uns einen neuen Schauplatz, der in den Stralen der Sonne weit prächtiger funkelt als ehemals der Sonnentempel in Peru.

Der Morgen komt. Ich sehe, daß sich der Himmel gegen mir über merklich verwandelt, und die nächtlichen Runzeln aus seinem Gesichte verlieret. Er wird helle und Rosen blühen auf seinen Wangen. Die Nacht weicht immer weiter zurück, er verfolgt sie mit neuen Erleuchtungen, und sie entfliehet endlich ins Meer. Welche glänzende Gestalt! War das der Himmel, der vorher mit dicken Finsternissen umgeben, und nur von dem schwachen Lichte der Sterne erleuchtet wurde? War das der Himmel den mein Auge unter den Schatten einer grauen Nacht kaum erkennen konte? Wie plötzlich, wie angenehm ist diese Veränderung! Die Hand, welche diese Vorhänge so geschwinde aufgezogen, und den ganzen Himmel mit Glanz bedeckt hat, diese Hand wird auch einmal die Vorhänge des Todes aufheben und ein neues Licht in die Gräber der Verstorbenen fallen lassen. Dis himlische Licht wird noch schöner spielen als die Stralen der Morgenröthe, und alle hervorgehende Kinder Gottes werden der erwachten Erde im Frühlinge gleich seyn.

Herr der Natur!
Mich soll die Morgenröthe lehren,
Dich, ihren Schöpfer, zu verehren,
Um welchen tausend Sonnen ruhn.
Die Schaaren, die in Wolken schweben,
Sinds nicht allein, die dich erheben.
Auch ich will dis im Staube thun,
Es singen dir der Welten Ende:
Dis sind die Werke deiner Hände,
Herr der Natur.

Jetzo grüßt die Sonne mit einem verklärten Gesichte die lachende Welt. Mit feurigen Flügeln schwingt sie sich über den Gesichtskreis, breitet sich aus, und glänzt bis an die Wurzeln der Berge. Und wo bleibt denn die Morgenröthe? Sie verliert sich in diesem himlischen Glänzen und opfert ihr Licht der ersten Klarheit, von welcher sie es empfangen hat. Und wo bleiben die wenigen Schatten, welche noch hie und da niedrig an der Erde schlichen, oder im Thale spielten? Sie verlieren sich wie ein Traum, der des Nachts bey unserm Bette gaukelt, und, wenn wir erwachen, nicht mehr da ist. Wie viele Millionen Stralen fallen von dieser feurigen Kugel auf Millionen Theilgen der Erde! Wie geschwinde vollenden sie ihren Lauf! Kaum sehe ich die Sonne; so ist auch alles helle. Ich unterscheide das niedrige Gesträuch von dem grossem Walde, der sein Haupt weit über der Erde empor hebt. Die schlechte Hütte und der Pallast des Fürsten mahlen ihr ungleiches Bild in meinen Augen ab. Was mag der

Säug-

Säugling denken, der zum erstenmal diesen feurigen Wagen erblickt? Wie muß sich der Gefangene freuen, wenn er von seinen Fesseln befreit aus dem finstern Loche herauskricht und dis Licht wieder sieht? Wie angenehm muß deine Ankunft den Einwohnern der kälteren Theile des Erdbodens seyn, wenn sie dich nach einer halbjährigen Finsterniß wieder wahrnehmen?

Aber hat auch mein Auge diese Wohlthat des Schöpfers jemals erkant? Hat dis Feuer dankbare Empfindungen in meinem Busen entzündet? Ist mein kaltes Herz dadurch erwärmet worden? Vielleicht hat jener Heide, der sie anbetet, lebhaftere Ueberzeugungen davon, als ich, der ich sie täglich ohne Empfindung ansehe. Ist ein Werk der göttlichen Hand so schön, so prächtig, so majestätisch, wie glänzend müssen nicht die übrigen seyn? Ist die Sonne ein so blendendes Licht, wie hellleuchtend muß nicht das Licht seyn, in welchem er selbst wohnet?

Diese Königin des Tages zeigt ihren goldnen Scepter den Einwohnern der Erde. Sie gebietet über Monathe und Jahre. Bald läßt sie einen langen Tag von den Höhen der Berge schimmern, bald ruft sie diesen Liebling, nachdem sie ihn kaum der Erde gezeigt hat, wieder zurück. Wie schwer würde uns die Benennung der Zeiten werden, wenn keine Sonne den Tag und kein Mond die Nacht regierte! Wie mühsam würden wir nach ganz andern Beobachtungen das Leben der Menschen berechnen! Aber

nun wirds uns leicht, Jahre zu zehlen, Monathe zu berechnen, Zeiten zu bestimmen, und bis zur ersten Bewegung der Gestirne zurückzugehen. Es wird uns leicht, nach jenen längst verblichenen Jahren unsere Voráltern und Stammväter wieder zu finden, und ihnen Denkmale der Dankbarkeit aufzurichten. Mit diesem Leitstern wagt sich der Geschichtschreiber in die dunkelsten Zeiten, wo er aus einem Labyrinth ins andere geht, bis er endlich den rechten Weg findet.

Wie bist du den Menschen so theuer,
O Sonne! belebendes Feuer!
Du stralst mit entzückender Pracht.
Wer gab dir die blitzende Stralen,
So reizend mit Farben zu mahlen.
Wer hat dich so herrlich gemacht?
Ja glänze im goldenen Kleide,
Der jauchzenden Schöpfung zur Freude.

Ich setze meine Schritte hurtig fort, und ein kühlender Wind fliegt mir geschwinder nach, als ich gehen kann. Vor ihm bewegt sich das kleine Blatt, das junge Graß lebt, und die Blume neigt ihr Haupt bey seiner Erscheinung. Er ist kein reissender Sturm, der die Gipfel der Bäume niederschlägt und ihre Wurzeln gewaltsam umwendet. Noch vor wenigen Tagen sahe ich in jenem Walde seine Verwüstungen. Bäume, die man kaum umklaftern konte, lagen mit zerbrochenen Zweigen über die Wege ausgestreckt. Andere hatte sein unerbittlicher Arm mitten durch geschla-

schlagen, und hie und da hatten sich einige so sehr gebeugt, daß sie nicht wieder aufstehen konten. Einer hatte sein ehrwürdiges Haupt auf die Schultern des andern gelegt, dem diese Last schwer zu tragen wurde, denn er machte eine tiefe Beugung gegen die Erde. Dieser sanfte West beschädiget die Gewächse der Erde nicht, wenn er gleich mitten durch sie fortrauscht und eine leichte Bewegung an ihren Spitzen hinterläßt. Er schmeichelt wie eine liebreiche Mutter diesen Kindern der Erde und spielt unter ihnen so lange, bis er sich unvermuthet im Walde verliert. Wie erfrischt er die ganze Natur, wie angenehm ist sein Hauch dem ermüdeten Pilgrim, wenn ein abmattender Schweiß sein Angesicht bedeckt, und tropfenweise über sein Kleid herunterfließt! Wie gerne hört man ihn von den Blättern der Bäume lispeln!

Ihr kühlt mich, angenehme Weste,
Und säuselt um der Bäume Aeste,
Und spielt euch denn im Grase satt,
Die Blume lachet euch entgegen,
Ihr haucht nur Anmuth, Kraft nud Segen
Und nezt das welk gewordne Blatt.

Und wie ausnehmend schön ist jetzo die Aussicht über Wiesen und Felder. Das dürre und erstorbene Graß hat sich wieder aus dem Staube erhoben, und den grünen Schmuck des Frühlings angelegt. Hie und da sieht eine gelbe Blume hervor, und etwas niedriger zeigt eine andere ihr gelbliches Blatt. Vio-

len haben den Rand von allen Seiten eingefaßt und erheben die lebhafte Farbe des Grases. Doch unter der keimenden Saat zeigt sich schon das Unkraut. Jenes fette Feld, das so wohl zubereitet und so sorgfältig gereiniget war, ist bis zum Erstaunen damit angefüllt. So ist denn immer böses und gutes mit einander vermischt. So gränzt denn immer das reine mit dem unreinen, und so bleibt denn in einer verderbten Natur noch immer eine giftige Wurzel, ein Unkraut, eine Distel zurück, welche ausgerissen werden müssen. Sichtbares Bild des menschlichen Herzens! Wie geschwinde wächst hier das Unkraut! Wie schleunig breitet es sich durch alle Neigungen aus! Wie viel Wachsamkeit gehört dazu, es in der Blüte zu ersticken! Wie viel bleibt auch noch immer dem wachsamsten übrig auszurotten! Und was vor ein Feld muß das seyn, wo man sich noch niemals Mühe gegeben hat, auch nur einen unnützen Halm auszuziehen!

Jener Acker ist ganz mit Steinen besäet. Viele sind schon ausgeworfen und am Wege aufgehäuft, und doch ist der Acker noch allenthalben damit beschwert. Nur an einigen Orten zeigt sich ein Spizgen der aufgehenden Saat. Wie leer, wie traurig ist das ganze Feld! Ueber jene Ländereien ist der Segen ausgegossen, aber hier scheint der Fluch zu ruhen. Auf eben die Art bessert man oft an einem Menschen, man bringt Monathe und Jahre dabey zu und sucht alles aus dem Wege zu räumen, was das Wachsthum der Tugenden hindern kann, aber er bleibt doch lasterhaft, ungeändert und böse.

Wie

Wie funkelt ein jedes Grasgen! Wie viel Spiegel blitzen von allen Flächen! So oft ich nur meine Stellung verändere, so spielen neue Farben mit unglaublicher Abwechselung in dieser Ebene. Welcher Feder ist es möglich die Schönheiten dieser bethauten Felder zu beschreiben? Können auch Indiens Schätze, können die kostbarsten Diamanten prächtiger leuchten? Und diese Perlen, welche die Morgenröthe mit freigebiger Hand ausstreut, sind nicht nur Zierathen niedriger Pflanzen, sondern äussern auch ihre Würkungen bis zu den zartesten Gefässen. Die ganze Pflanze wird dadurch belebt, erquickt, und zu neuen Erscheinungen fähig gemacht. Wenn ich den ganzen Schauplatz übersehe, so erwacht in meiner Seele der Wunsch, **möchten doch dem Herrn Kinder geboren werden, wie der Thau aus der Morgenröthe.** In freudigen Entzückungen übersehe ich ein solches Feld, und bewundere die Anzahl, die Schönheit, den Werth dieser himlischen Geburten.

Aber wie bald verlieren sich die spielenden Tropfen! Nur hin und wieder sind noch einige übrig geblieben, die mich an die erste Schönheit erinnern. Die trockene Pflanze hat diese Erquickung begierig eingesogen, und erwartet nun die wirksame Erwärmung der Sonne. Eben so vergänglich sind die äussern Schönheiten der Welt. Das große, das glänzende, das prächtige, das ich vor einigen Jahren gesehen habe, ist jetzo vor meinen Augen verschwunden und ich werde es niemals wieder sehen. Lasset auch neue Veränderungen auf diesen Feldern erschei-

nen, sie werden sich so geschwinde verlieren, wie der Thau des Grases. So ist auch das Leben der Menschen. Sie werden geboren und sind jetzo; sie vergehen wieder und sind nicht mehr. Ein jeder Tag streuet eine neue Anzahl vergänglicher Tropfen über die Erde aus, deren spielender Glanz in wenigen Augenblicken aufhört, und von der begierigen Erde verschlungen wird.

Ich sehe hinter mich, und merke, daß ich schon weit von meinem jezigem Auffenthalt entfernt bin, aber neue Vorstellungen ermuntern mich, das nahe Gebusche zu besuchen. Es besteht mehrentheils aus niedrigen Sträuchen, doch steigen einige Bäume zu einer ansehnlichen Größe auf, und überschatten die kleinen, welche um sie herum stehen. Die Blätter und Nadeln sind nicht alle auf gleiche Art gefärbt. Einige sind mit hellen Farben gemahlt, andere haben mehr Schatten und sehen doch alle schön aus. Jetzo sehe ich einen veralteten Baum, der beynahe seinen ganzen Kern verloren, aber doch durch die Adern der Rinde Saft bekommen hat, von neuen auszuschlagen. Ein anderer der dabey steht, ist aller seiner Rinde beraubt, er vertrocknet und erwartet jetzo die Art, die ihn umhauen soll. Aber die meisten entwickeln ihr wachsendes Blatt, leben von neuen auf und krönen ihr Haupt. Könte doch die Tugend einen so ansehnlichen Vorrath schöner Gewächse aufweisen! Möchten ihre Hände niemals umsonst eine Pflanze setzen, beschneiden, und umgraben! Möchte in ihrem Lustgarten kein dürrer Baum gefunden, werden, der zu

nichts

nichts weiter nutze ist, als daß er abgehauen und ins Feuer geworffen wird!

Unter den verächtlichen Kräutern, die ich zum Theil mit Füssen trete, sind viel heilsame Arzeneien, von welchen unsere Aufmerksamkeit nur sehr wenig entdeckt hat. Ich kann es ihnen nicht ansehen, was sie für erstaunende Würkungen in einem zerrütteten und geschwächten Körper hervorbringen, und wie sie durch balsamische Säfte die sinkende Gesundheit wieder erquicken und aufrichten. Auch unter den Menschen sind viel verachtete Geschöpfe, die man ohne Hochachtung ansieht, ob sie gleich der menschlichen Gesellschaft eben so viel nützliche Dienste thun können, als diese Kräuter der verlornen Gesundheit. Aber wenn man sie gar keiner Achtung werth hält, wenn man sie gar nicht vorzieht, gar nicht aufmuntert, so vergehen sie endlich und mit ihnen zugleich ihre Geschicklichkeit, eben wie ein solches Kraut, wenn es nicht gesucht wird.

Um mich herum singen die kleinen Sänger aus erhobenen Kählen, ihr wohlklingendes Lied. In jenem Baume wimmelt ein geschäftiges Chor, welches die eifersüchtigen Sänger der benachbarten Eiche zu beschämen sucht. Das eine singt in lauten Tönen, daß es von einem Ende des Waldes bis zum andern mehrmals wiederschalt: die anderen gurgeln von dickbelaubten Zweigen, mit schwacher aber entzückender Stimme ihren Gesang. Diese kleinen Tonkünstler sind ausnehmend vergnügt. Sie hüpfen von einem Zweig zum andern, fliegen auf die Erde, erheben

sich

sich wieder und verändern ihren Ort unzählich ofte. Aber warum kann in unserer Brust, so selten ein solches Vergnügen aufwallen? Warum machen wir uns durch eine wilde und rauschende Lust, die unsere Begierden bestürmt, und unsere Kräfte auf einmal erschöpft, zu einer fortdauernden Freude untüchtig? Warum lieben wir nicht ein stilles Vergnügen, das unsere ganze Natur mit sanften Erquickungen durchfließt, und keine traurige Empfindungen hinterläßt?

Von ferne schimmert mir ein kleiner See entgegen. Er ist mit Menschen erfült, welche mit leichten Kähnen langsam fortrudern, und ihren Unterhalt in der Tiefe suchen. Einige bereiten sich zum Auswurf, andere haben ihre Netze ausgespant und noch andere ziehen sie in ihre Kähne zurück. In jenem Kahne lacht eine unschuldige Freude über den gesegneten Fang, aber in dem andern sitzt die Unzufriedenheit und murt über den Mangel. Die Fische welche jetzo im Netze verwickelt liegen wusten es nicht, daß der Tod so nahe über ihren Haupte schwebte und Zubereitungen zu ihren Untergang machte. Eben so wenig weiß der Mensch seine Zeit. Wenn er mitten unter seinen Vergnügen taumelt oder auf den Strömen der Wollüste schwimt, so hat schon der Tod Netze ausgespant, welchen der kluge eben so wenig, als der unvorsichtige entfliehen wird.

Dort schleicht ein Jäger lauschend und gebückt bey dem schwankendem Rohre. Er hat seine Flinte geladen uud ist alle Augenblicke bereit anzuschlagen.

Er

Er sucht das wilde Geflügel aufzujagen und in der Luft zu tödten. Sein Hund geht neben ihn her, sieht ihn an und erforscht seine Gedanken. Jetzo steigt ein Heer wilder Enten auf, er schießt und sie fallen haufenweise herunter. Sie dachten es nicht, diese unglücklichen Geschöpfe, daß dis ihre letzte Ausflucht seyn würde. Nur einige retten sich und fliegen weit über den See davon.

Es wird sehr heiß: die Sonne hat schon ihren halben Lauf vollendet, langsam und ermüdet schleppe ich die müden Glieder fort und wünsche irgendwo auszuruhen. Wie leicht werden doch die Kräfte unserer Natur erschöpft! Am frühen Morgen lebt die ganze Seele, der Leib ist gestärkt und fürchtet keine Entkräftungen. Aber wie bald fühlen wir die Hitze des Tages. Wir seufzen und schmachten nach einer Erquickung. Komt endlich der Abend, so fält der Körper kraftlos und ohnmächtig nieder und übergiebt sich den Händen der Ruhe. Möchten doch unsere muntern Jünglinge ihr frisches und blühendes Leben nicht gleich in der ersten Hitze verrauchen lassen! Möchten sie doch bedenken, daß noch ein Mittag, ein heisser Mittag folgen kann, der ihnen um so viel unerträglicher werden muß, je mehr tobende Laster ihren Leib ausgesogen haben!

Endlich erreiche ich ein schönes Lusthaus, aus welchem ich die neuen Zierrathen eines wohleingerichteten Gartens von allen Seiten erblicken kann. Von diesem Baume ist das verderbende Moos sorgfältig abgeschabt und die ganze Rinde gereiniget worden, damit

damit der Saft ungehindert in die Höhe steigen kann. Die Baumschule ist in schöner Ordnung, und erhebt sich durch ihren zahlreichen Zuwachs. Die Beete sind fertig und mit zierlichen Einfassungen geschmückt. So schön dieser Garten ist, so würde doch alles in kurzer Zeit verwildern, wenn keine fleißige Hand die einmal gemachte Ordnung unterhielte, und in wenig Jahren würde alles unförmlich verwachsen seyn. Ich denke jetzo an das unglückliche Schicksal mancher Kinder. Sie haben eine vortrefliche Anlage, es fehlt ihnen nicht an Verstand und Witz, sie sind gelehrig, und begreiffen alles was man ihnen vorträgt. Aber man wird in der Unterweisung nachläßig, man giebt ihnen nicht mehr so viel gute Erinnerungen, man überläßt sie wol gar einer zügellosen Freiheit, und in kurzer Zeit verwildern sie eben so sehr, als ein Garten, den der Gärtner aus seiner Aufsicht gelassen hat.

Aber hier wimmelt noch eine Menge Ungeziefer, und doch weiß ich, daß sich der Gärtner alle Mühe gegeben hat, es auszurotten. Und auch noch jetzo zerdrückt und zerstößt er alles, was von dieser gefräßigen Art ist. Es sind aber doch noch zahlreiche Colonien übrig geblieben, die noch alle Tage im Stande sind, die grösten Bäume zu verwüsten. Doch ist sein Fleiß zu loben. Die Bäume würden ganz zerfressen werden, und die Früchte niemals zur Reife kommen, wenn er diesen Zerstöhrern das Leben schenkte. Verdammet den Fleiß nicht, den einige Menschen auf die Verbesserung ihres Geschlechts wenden.

den. Ist es nicht möglich alles Böse zu tödten, alles Ungeziefer auszurotten, alle Früchte zu erhalten, so werden sich doch einige Laster erwürgen und einige Lüste ersticken lassen, wenn man nur nicht verdrossen werden will.

Die Gänge sind beschnitten und die Alleen gleich gemacht. Wie schön und angenehm ist diese Aussicht! Auch das unnütze Graß ist vom Boden weggeschaft und unter meinen Füssen knirscht ein fester und steinigter Sand. Ich begebe mich unter die Schatten der Laube und genieſſe einige Erfrischungen, welche mir die gütige Hand eines Freundes vorsetzt. Neue Begeisterungen erfüllen meine Seele, ich stehe auf und eile mit frohen Vergnügen durch alle Gänge des Gartens.

Aber wenn werde ich den am Morgen verlassenen Ort wiedersehen? Ich will die reichen Annehmlichkeiten der schönen Natur noch länger betrachten, aber die flüchtige Zeit ruft mich zurück und eilt mit mir nach Hause. Ich eile und erreiche endlich ermüdet die Wohnung, von welcher ich ausging.

Ein süsser Schlaf erquickt meine Glieder und angenehme Träume spielen bey meinen Bette. Ich sehe den gesegneten Acker, die fette Weide, den grünen Wald wieder. Mich deucht auch daß ich das Rauschen eines Wasserfalls höre, der von weiten über hohe Klippen herrunterstürzt. Jetzo sezt ein junges Wild, mit flüchtigen Füssen ohne daß ich es verfolgen kann, springend über die Felder. Ich sehe

ihm

ihm bis an dem Wald nach, und es verschwindet aus meinen Augen.

Hier scheint Wasser zu seyn. Es ist ganz stille, und die Fische spielen im Grunde, scherzen und schwimmen haufenweise bey einander. Die Sonne hat ihr schönes Bild auf jeder Seite gemahlt. Jetzo ist der Grund blau und jetzt wieder weiß, trübe und untermischt, nachdem sich die Vorhänge des Himmels ändern. Auf einmal erhebt sich der Wind und stürmt über das Wasser mit räuschenden Flügeln fort.

Und wie komme ich jetzo ins einsame Thal? Millionen Mücken schwermen um meinen Kopf und ich habe genug zu thun, wenn ich mich der kleinen Räuber erwehren will. Doch ich stehe ja auf einer Erhöhung welche die Alpen übersteigt und zehle die Sterne. Sind es nicht Sterne die ich sehe, oder sind es Luftzeichen? denn jetzo zerplatzt alles und der Himmel wird dunkel.

Ich bin im Walde und samle Kräuter für meine Gesundheit. Wie geschwinde sind sie alle aufgewachsen! Ist es mir auch möglich alle diese Nahmen zu nennen? Unter dem Gehen verliere ich mich und gerathe in eine Wildniß. Wie werde ich wieder heraus finden, wenn ich hier nicht umkommen will? Mitten unter diesen Beängstigungen geht die Sonne wieder auf, es ist alles helle und ich gehe am Ufer des Flusses spatzieren, bis Traum und Schlummer zugleich aufhören.

Der Tugendfreund.

Das 5. Stück.

O trotze nicht! du must erliegen!
Eröfne doch den sanften Zügen
Ein zärtlich überwundnes Herz!



Freude und Traurigkeit gehören unter die Dinge, welche eben so unbekant als gewöhnlich sind. Ob gleich die Gemüthsbewegung nicht in Gedanken besteht, die die Seele vermittelst ihres Verstandes selbst hervorbringt; sondern in Gedanken, welche entweder die Sinlichkeit, oder ein andrer Geist in ihr erregt: so richtet sie sich doch allemal in ihrer Stärke oder Schwäche, nach der mehrern oder wenigern Fähigkeit unsrer Kraft zu denken, sonderlich in so fern dieselbe schon in den Gemüthsbewegungen geübt worden ist. Nun aber ist die Freude und die Traurigkeit, das höchste, was unser Herz rühren und angreiffen kann. Andre Regungen können wol in gewissen Augenblicken stärker seyn, aber sie sind

es nicht beständig. Sie sind Uebereilungen der Seele. Das Schrecken ist ein Blitz, der über unserm Haupte aus den Wolken schießt, das Blut in unserm Leibe zusammenjagt, alles erschüttert und nicht mehr da ist. Es ist um so viel stärker, je weniger es Zeit hat, seine Gewalt über uns auszuüben. Ein beständiges Schrecken wäre ein ewiger Tod. Und so wird alles dasjenige beschaffen seyn, was uns stärker anzugreiffen scheint, als Freude und Traurigkeit. Die Dauer, worin sie alle andre Gemüthsbewegung ihrer Natur nach übertreffen können, giebt ihnen auch unter allen den höchsten Grad. Um so viel also ein Mensch mehr Verstand hat, als der andre, um so viel dieser Verstand mehr Umstände hat durchdenken können, bey welchen ein reitzendes oder ein trauriges Bild uns beständig vor Augen schwebt, um so viel fähiger ist auch einer vor dem andern, entweder in Freuden recht froh zu seyn, oder in der Betrübniß seinen Schmerz recht zu fühlen.

Zwey Brüder, Hormius und Sophronimus, erhalten beyde an einem Tage unvermuthet die Nachricht von einer reichen Erbschaft. Ihre Noth war vorher gleich groß gewesen. Sie waren ohne Mittel an einen Ort gekommen, wo sie vieles brauchten, alles ließ sich gut für sie an, und sie waren genöthiget, sich einige Nothwendigkeiten anzuschaffen, wobey die gewisse Hofnung eines fortdaurenden Wohlstandes sie rechtfertigte, als sie nicht alles gleich bezahlen konten. Aber plötzlich veränderte sich ihr

Schick-

Schicksal, man hatte ihnen mehr versprochen, als gehalten wurde, und ihre Gönner traten zurück, ja sie hinderten sie sogar an dem, was ihnen schon gewiß war. Hormius zog sich dieses nicht sehr zu Gemüthe. Wenn ihm einmal eine Noth zustieß, so war er ungeduldig, er schimpfte und schalt über diejenigen, die mit ihm nicht so verfuhren, als wol billig gewesen wäre. Bald wolte er fort, bald fing er auf einmal an, aus allen Kräften zu arbeiten, um seine vorigen Gönner wieder zu gewinnen. Wenn seine Noth ein wenig vorbey war, so lebte er, als wenn er nie einen Kummer erfahren hätte, und er würde sich noch immer tiefer hineingestürzt haben, wenn Sophronimus ihn nicht zurückgehalten und an die Ueberrechnung seiner ganzen Einnahme und der höchstnothwendigen Ausgaben erinnert hätte. Dieser hatte alle Mühe sich zu mäßigen, daß er nicht am Leibe und Gemüthe Schaden nahm, er war immer stille, seine Lebhaftigkeit schweifte niemals aus, es war als wenn ihm jemand beständig erinnerte, wie wenig es sich für ihn schicke, andern nachzuahmen, die alles vollauf haben. Doch hörte man ihn nicht ungedultig klagen, ob es gleich bey ihm ging, wie es bey vielen solchen Personen zu gehen pflegt, daß sich niemand fand, der gemerkt hätte, wie groß der Mangel und die Betrübniß bey einem Menschen seyn muß, der dadurch zu stille und zu blöde wird, als daß er klagen, oder jemand um Hülfe ansprechen solte.

Bey so ungleichen Seelen muste die Freude auch nothwendig verschiedene Bewegungen hervorbringen. Hormius wurde allen Anwesenden zum Gelächter. Er konte seine Ausschweiffungen nicht mäßigen. Seine Reden waren lauter Einfälle ohne Zusammenhang, die er bloß den andern zum Lachen ersonnen. Er redete fast gar nicht von seiner Erbschaft, ausser wenn ihm einfiel, was er damit machen wolte. Und alsdenn wiedersprach er sich alle Augenblick, in seinen kindischen und thörigten Anschlägen. Doch konte man daraus erkennen, was eigentlich bey seinem vorigen Mangel ihm am meisten gefehlt hatte. Er erkundigte sich nach einigen Zeugen zu allerhand Arten von Kleidung, und er war dabey so thörigt, im beständigen Gespräch mit sich selbst seine Wahl immer zu wiederrufen, welche gleichwohl allezeit auf etwas schlechteres fiel. Er bat alle Anwesende gleich auf den Abend bey sich zu Gaste, da sich doch seine ganze Wohnung und sein Hausgeräthe zu nichts weniger schickten, als Gäste zu bewirten. Bey der ersten Gesundheit, die man ihm, oder vielmehr seiner Erbschaft zubrachte, ergab er sich schon der Stärcke des Weins. Er schlief hernach, und kurz, er war nach dieser Veränderung in seinem ganzen Betragen eben so, wie vorher.

Sophronimus las den Brief, der ihm mehr, als er gewünscht und gehoft hatte, versprach, mit aufmercksamer Stille langsam durch. Die Anwesenden wünschten ihm, so wie seinen Bruder dazu Glück. Er bedankte sich bescheiden, konte sich aber

nicht

nicht enthalten, die Einsamkeit zu suchen, um eben dem Herrn seines Lebens seine Freudenthränen zu opfern, vor dem er so oft in verborgenen aus bekümmerten Herzen geweint hatte. Hierauf war seine erste Sorge, allen, die etwas von ihm zu fodern hatten, mit zärtlicher Danksagung für ihre Geduld, die gewisse Hofnung einer baldigen Bezahlung zu machen.

Nunmehr war sein Herz erleichtert, sein Gesicht heiter; aber seine Freude war größer, als daß sie wild und üppig werden können. Wer ihn nicht genau kante, der entdeckte auch in seinem vergnügten Zustande nichs edles. Es schien als wenn derjenige schläfrig seyn müste, der bey so großem Glück so wenig aufgeweckt wäre. Aber Sophronimus wuste wohl, daß alle Ausschweiffung einer vergnügten Seele ein unwiedersprechliches Zeugniß ist, daß wir an dem Glück, welches uns froh macht, keinen Geschmack haben. So lange wir dasselbe bedenken, alles was dabey zu betrachten ist, die Freude in allen ihren Theilen durchgehen, unsre Seele allen den Vorstellungen öfnen, welche uns bey der Erinnerung an selbige ohne unser Nachdenken einfallen; so lange ist auch unsre Freude nicht ausschweiffend, sie bleibt der Natur der Sache gemäß. Aber indem wir alles ausüben, wozu uns das Vergnügen Freyheit zu geben scheint, so suchen wir ja andre Belustigungen, als das Glück, welches, wie wir vorgeben, uns frölich macht. Jemehr also die Freude eines so armen Gemüthes zu wachsen scheinet, desto mehr

entfernt sie sich von der Ursache, und also auch von dem wahren Begrif der Freude. Denn Freude ohne Ursache, hält man entweder Kindern, oder doch wenigstens Wahnsinnigen zu gute.

Ich habe diese Begriffe voraussetzen und erläutern müssen, damit der Schluß, den ich daraus machen wolte, weniger widersprechendes in den Augen meiner Leser haben möchte: Es kann niemand froh seyn, wo er nicht betrübt seyn kann. Und dieser Satz wird mir eine recht fruchtbare Erkentnißquelle seyn, die Natur des Trostes zu betrachten, in so fern derselbe zwischen Freude und Traurigkeit eben solche Vermischung macht, als die Dämmerung zwischen Licht und Finsterniß.

Wo gar keine Betrübniß mehr übrig ist, da pflegen wir ein vergnügtes Gemüth nicht getröstet, sondern frölich zu nennen. Indem wir also vom Troste reden, so setzen wir schon eine Traurigkeit voraus, die dadurch gelindert wird. Folglich muß auch eben das Herz, welches den Trost erfährt, noch traurig seyn. Man stellet sich, indem man vom Trost reden hört, eine gelinderte Traurigkeit dabey vor, man denkt an einige Vorstellungen, welche dem niedergeschlagenen Gemüth vorgehalten werden, um sich nicht bloß mit den Bildern zu beschäftigen, über deren Anblick es beunruhiget und in schmerzliche Empfindungen gesetzt wird. Diese Vorstellungen müssen nothwendig denenjenigen entgegen gesetzt seyn, welche uns nahe gehen. Sie müssen also eine Art des Vergnügens in sich enthalten. Können sie sich nicht

ganz

ganz der Einbildungskraft bemeistern, so lassen sie doch auch nicht zu, daß der Schmerz ganz allein darin wütet. Und da das Beruhigende und das Beunruhigende, nicht in einem Augenblick in gleicher Lebhaftigkeit von uns erkant und bemerkt werden kann: so erfahren wir doch wenigstens einen Wechsel, womit der vergnügte Gedancke, die Vorstellung, welche uns zufrieden spricht, den vorigen Gedanken ablöst, der alle Kraft unsrer Seelen erschöpfte, unsre Umstände uns recht fürchterlich vorzustellen.

Doch es ist nicht möglich, im Kummer der sich unsrer bemächtigt hat, durch Dinge vergnügt zu werden, woran andre ihre Lust finden. Sie sind uns alsdenn eine Last. Wir begreiffen nicht, wie es zugehen solte, daß unser Herz darüber zur Freude aufwachen könte. Die unbesuchte Einsamkeit; Ein dunkles weites Zimmer, worin alles ein ernsthaftes Ansehen hat; Keine andre Aussicht, als in einen dicken Wald, der mit Mauren umzogen und durch dreyfache Thüren von aller menschlichen Gesellschaft uns absondert; Weitläuftige Irgänge eines verfallenen Gebäudes, wo nur hie und da durch enge Oefnungen von oben, nicht die Sonne, sondern ein schwacher Widerschein, der durch sie erleuchteten Luft, hineinfält: diesen Aufenthalt wünscht die Betrübniß, und diese Neigung hat ihre Zuflucht oft in den Klöstern gefunden, oder die unglückseligen zu Einsiedlern gemacht. Beständig ernsthafte Betrachtungen; eine gänzliche Entwöhnung von allem was die Sinne reitzt, oder eine unglaubliche Zärt-

lichkeit für eine Person, welche das Gemüth in der Empfindlichkeit ganz unmäßig macht, und also in dem größten Anschein des Glücks die Seele quält; eine stille bezaubernde Musik, welche man des Abends in der weitesten Entfernung anhört; ein Gespräch, welches beständig darauf hinausläuft: dieses Unglück und diese Betrübniß ist zu groß, als daß noch Hofnung da seyn solte, auf Erden Freude zu finden; und zuletzt ein tiefsinniger Aufenthalt bey den Gräbern: dis sind die liebsten Beschäftigungen für Seelen, bey denen es heißt, wie jener großer Dichter klaget:

Ihr Wälder wo kein Licht durch finstre Tannen stralt,
Wo sich mit jenem Busch die Nacht des Grabes malt;

= = = = = = =

Ihr Bäche, die ihr matt in dürren Angern fließt,
Und den verlornen Strom in öde Sümpfe gießt;

= = = = = = =

Erstorbenes Gefild, und grausenvolle Gründe,
O daß ich doch bey euch des Todes Farben fünde!
O nährt mit kaltem Schaur und schwarzem Gram mein Leid!

Man führe solche Personen, auch wenn ihre Schwermuth zu tadeln ist, in vergnügte Gesellschaften; man lasse die für andre ganz auserwehlte und entzückendste Freude in allen möglichen Gestalten und Veränderungen auftreten. Sie werden dagegen argwöhnisch seyn, sie werden ihr Herz, welches sich ohnedem wol nicht hinreissen ließe, mit großer Strenge zurückhalten; sie werden das Mitleiden aller Anwesenden

senden erregen, anstatt von ihnen aufgemuntert zu werden; ja sie werden eine Welt, die für sie so befremdend scheinet, nicht ertragen können: sie werden sich wieder in ihre Trauerwohnung zurück begeben, und ihren aufgehaltenen Thränen Freyheit lassen, die Seufzer ihres bekümmerten Herzens zu begleiten. Und warum kehrt doch ein bis auf den Tod betrübtes Gemüth am liebsten wieder zu dem Ort zurück, wo es ohne Zeugen sein Leben verweinen kann? Dieses muß ihm doch seine letzte Anmuth seyn. Es muß sein einziger Trost seyn. Ich kann also mit völligem Grunde den Schluß machen, daß, da alle andre Freude, die mit dem Umständen welche uns kränken, keine Verwandschaft hat, uns auch nicht tröstet, sondern noch weiter versenkt; das Vergnügen auch nothwendig in der Traurigkeit selbst stecken muß. Ich entdecke also dieses zuerst bey der Natur des Trostes: **Eben das was uns niederschlägt, muß auch etwas aufrichtendes für uns haben, sonst ist kein Trost möglich.**

Aber wie soll sich dieser Satz gegen den Vorwurf des Widerspruchs vertheidigen?

Was man beklagen muß, das kann doch kein Glück seyn, und was wir mit Recht beweinen, das kann uns doch nicht als eine Begebenheit angegeben werden, wobey es eine Pflicht ist, frölich zu seyn. Dis ist die Sprache der Betrübniß. Die Seele ist in solchen Umständen zu trübe, in ihren Gedanken zu sehr vertieft, verwirt, übereilt und ihrer selbst nicht mächtig. Sie kann sich nicht heraus finden.

Sie ist einem Wasser gleich, welches so lange es rein ist, alle Bilder, sie mögen so verschieden seyn, wie sie wollen, vorstelt und deutlich von einander unterschieden sehen läßt; so bald der Sand aufgerührt und alles vermischt ist, so zeigen sich zwar Bilder, aber alles läuft durch einander, und nur das, welches seine Stralen am stärcksten hineinwirft, ist darin am deutlichsten zu kennen. Daher ist es kein Wunder, wenn die Seele in solchen Stunden tausend Gedanken abbricht, wenn sie sich gern in Ruhe anderer Vorstellungen bewust seyn wolte, alles ihr aber zusammenläuft und nur das traurige Bild dem Betrübten beständig vor Augen schwebt. Hiezu kömmt noch oft eine lange Gewohnheit zum Nachdenken. Es ist ein wahres Glück, wenn man einerley Sache sehr lange betrachten, in ihr Wesen und Verbindungen tief hinein schauen, und sich dessen immer bewust bleiben kann, was zu den folgenden Schlüßen die Obersätze abgiebt. Aber wenn Unglücksfälle kommen, oder die Seele schmerzlich angegriffen wird, so hat sie sich durch die vorige Uebung im Nachdenken die Pfeile gespitzt, womit sie sich jetzt selbst durchbort.

Doch wenn wir in den Stunden der Schwermuth alles was uns nahe geht, auf der fürchterlichsten Seite betrachten und nichts darin finden können, welches für uns vortheilhaft seyn könte; so gilt hiebey der Schluß noch nicht: es ist alles traurig, alles fürchterlich. Wie viel bleibt unserm Nachsinnen verborgen, da wir die Sache, nicht wie sie an und für sich ist, sondern in ihrem Verhältniß gegen

uns,

uns, und nicht einmal in ihrer ganzen Verbindung mit uns, sondern nur in derjenigen betrachten, in welcher die geschreckte Einbildungskraft stets neue Gefahren entdeckt, und sich stets neue Gestalten vormahlt.

Wird also nur die Seele erst stille, und in ihrer Traurigkeit, nach ausgestandener Heftigkeit so viel besänftiget, deß sie ihre Gedanken entwickeln kann: so entdeckt sie an der Sache, welche vorher in aller Absicht entsetzlich war, manche Schönheit, wodurch sie überzeugt wird, die Hitze ihrer Vorstellungen habe sie ohne Noth in ihrem Kummer allzuweit hingerissen.

Ich gelange in meiner nächtlichen Reise in einen dicken Wald. Hier ist die Nacht noch schwärzer, wie sie vorher war. Der Wald endigt sich. Zur rechten meines Weges schaue ich hinab ohne einen Grund finden zu können. Meine Einbildungskraft macht sich hieraus ein tiefes Thal, und ich kann gar nicht daran denken, so bemächtigt sich gleich die Furcht meiner Seele: es möchten die Pferde ohngefehr austreten. Diese Furcht wird ganz unmäßig, da ich zur linken eine Höhe erblicke welche ich nicht absehen kann und welche über mir zu hangen scheint. In diesen Betrachtungen der Lebensgefahr halte ich mich fest an den Wagen, ich glaube in der Mitte eines abhängigen hohen Berges auf einem schmalen Wege zu fahren und befürchte alle Augenblicke herunter zu stürzen. Was wünsche ich mehr als den Anbruch des Lichts, denn die Nacht

ist

ist in diesen Umständen unerträglich! Endlich rücken die ersten Boten des Tages sanft in meinen Gesichtskreis. Weil sich Licht und Finsterniß in der Luft mischt, so mischt sich auf der Erde auch schon Licht und Schatten. Was also vorher dunkel war, wird nun noch dunkler: aber es erscheint auch nun nach und nach, was vorher unkentlich war. Mein hoher Berg zur linken wird oben schwärzer als unten. Dieser Anblick scheint mir schon angenehm und das fürchterliche verliert sich. Ich denke über diese Erscheinung nach, und mache den Schluß, es müsse kein Felsen, kein abhangender hoher Berg, sondern nur eine Anhöhe seyn, wo eben der Wald fortgeht durch welchen ich vorher reisete.

Mein Thal zur rechten wird eben, durchsichtig und nimt eine Art des Glanzes an. Das ist wieder eine angenehme Aussicht. Ich mache den Schluß; es wird ein Nebel seyn der beständig da schwebt, ja es wird ein Fluß da fließen, über welchem er sich aufhält. Nun ist meine große Gefahr vorbey. Das aufgehende Licht, rechtfertigt meine Vermuthung. Ich sehe eine lange und breite Wiese, ich sehe zurück und bin durch die schönste Ebene gefahren, wo auf der rechten Seite die Anhöhe mit dem Walde ganz prächtig anzusehen ist.

Nun wird der vorige Satz ohne Widerspruch erscheinen, und der Trost wird sich in seiner zweiten Eigenschaft so bestimmen: das Gemüth muß in eine sanftere Traurigkeit gesetzt werden, um an seinen betrübten Vorstellungen dasjenige zu unter-

unterscheiden, was noch an selbigen angenehm ist.

Zwey Fragen sind nur noch zu beantworten: so wird es deutlich werden, wie man sich die rechte Natur des Trostes und seine Stärke über die Seele recht vorzustellen habe.

Erstlich frägt es sich: **wie gelangt ein betrübtes Gemüth aus der Heftigkeit seiner Leidenschaft in eine sanftere Empfindung, in eine stille Wehmuth?**

Wer sich um die Auflösung dieser Frage recht bekümmert und das Mittel, wodurch dergleichen erwünschte Linderung gewiß erhalten werden kann, recht fasset, der stiftet sich einen großen Vortheil aufs ganze Leben. Ich werde mich in Ausführung dieser Sache auf die Erfahrung aller derer berufen die sich an Stunden erinnern können, wo ein süsser Trost ihre Seelen erquickt hat. Niemand von diesen Personen wird durch die Zerstreuung in fremde Freuden getröstet seyn. Wer sich das einbildet, der gleicht einem Verwundeten, welcher über seinen schmerzlichen Schaden eine Silberplatte legen, selbige mit Edelgesteinen besetzen und damit prangen wolte. Je mehr andrer Augen darauf geheftet sind, desto mehr fühlt er den Schmerz, welchen er durch einen beschwerlichen Druck von aussen noch vermehret hat. Aber folgende Sätze werden vielleicht der Erfahrung gemäß seyn.

Alle Heftigkeit entsteht aus der Unruhe. Alle Unruhe aber entsteht aus einem Streit, folglich auch die

die Unruhe bey der Betrübniß. Nun dürfen wir nur untersuchen, was bey dem Trauren in uns streiten kann; so werden wir auch finden, was weggeschaft werden muß, wenn wir in eine stille Wehmuth versetzt werden wollen. Die Vorstellung des Uebels dringt in unser Herz; unser ganzes Herz empört sich dagegen, wir wollen durchaus davon loß seyn, wir sinnen mit äusserster Anstrengung unsrer Kräfte auf Mittel, uns heraus zu helfen; dieses giebt Angst. Das Nachdenken über das Zukünftige, indem wir auf Mittel denken, führt uns auch auf die Betrachtung des Uebels, in so fern es noch zukünftig seyn kann; das gebiert Furcht. Indessen bauen wir doch in Gedanken aufs neue an unserm Glück und an der Verschanzung wider einen neuen Anfall der Noth. Und wenn wir nun fertig sind mit dem ganzen Gebäude und es gegen das Unglück halten, welches uns dazu brachte; so finden wir, daß es nichts ist, es fält zusammen, wir haben uns vergebens geängstiget; das erweckt Verdruß. Ein jeder sieht hier, was das heißt: seine Noth vermehren; nemlich: wenn man sich wehret, sie zu fühlen. Was richtet ein Kind aus, welches sich gegen die Züchtigung seines Vaters spert und sich derselben widersetzt? die Strafe ist empfindlich, aber die Erschöpfung seiner schwachen Kräfte noch weit empfindlicher. Sobald es sich nur still des Händen des Vaters überläßt, und von ihm überwunden wird, so erwacht auch Liebe und Vertrauen zu dem, der ihm mit Recht zu mächtig war.

Aber

Aber wir müssen weiter gehen, und diesen Streit, dieses verwegerte Gefühl der Noth in der ersten Quelle aufsuchen. Wenn ich einsehe, daß ich alle übele Empfindungen vollkommen verdient habe: so ist mir auch alle Gegenwehr sittlich unmöglich. Ich werde hiebey des Beweises überhoben seyn können, daß wir alles Uebel, was uns zustößt, vollkommen verdient haben. Giebt man mir aber dieses zu: so folgt unwidersprechlich, daß wir verpflichtet sind, bey allen traurigen Zufällen erkennen zu lernen, wie uns kein Unrecht geschehe. Frägt mich nun jemand, wie man seine Traurigkeit, so heftig sie auch ist, in eine stille Wehmuth verwandeln könne: so antworte ich: Man lerne sie fühlen! Oder daß ich mit der Schrift rede: **demüthiget euch unter die gewaltige Hand Gottes!**

Zum andern ist noch die Frage zu beantworten: **wie entdeckt man durch diese Gemüthsfassung in der Betrübniß ein beruhigendes Vergnügen.** Die Demüthigung weißt uns ein weit größeres Uebel nach unserm Verdienst, und sehr viel Gelindigkeit in dem gegenwärtigen. Sie bewundert diese Handlung Gottes, von welchem sie alles, was uns begegnet, als seine Veranstaltung oder Zulassung annimt. Sie schließt: **er muß doch Ursachen haben, warum er nicht schärfer mit mir umgeht.** An ihrer eigenen Seite sind im vorigem Verhalten keine Ursachen da. Also vielleicht im künftigen. Dieses erweckt den überwältigenden angenehmen Gedanken; **ich will die Züchtigung zur Besserung annehmen!**

nehmen! Und wie viel giebt ein solcher Vorsatz der Seele zu denken! Wie wenig behält sie Zeit, sich zu beklagen, wenn sie kaum Zeit genug hat, mit sich selbst recht eins zu werden, ob es auch ihr Ernst sey, was sie verspricht, oder ob sie noch so tückisch ist, sich die Vorsätze zum bösen allemal vorzubehalten, wenn nur diesesmal die Noth vorübergegangen.

Und hier findet sich zugleich mit dem zweiten Fall die schönste Beruhigung. Liegt der Grund, warum Gott mit mir so gelinde verfährt, nicht in meinem Verhalten, so muß er in seiner Barmherzigkeit liegen. Ich will also mit meinen kümmerlichen Umständen gegen anderer Wohlstand keinen Tausch begehren. Es komt eine Stunde wo sich alle diejenigen unaussprechlich freuen werden, denen Gott ihr Glück gespart, und ihre Erbschaft bis zu ihre Vollmündigkeit aufgehoben hat.

Ich will von den andern Trostgründen jetzt nicht reden, denn Empfindungen müssen nicht beschrieben, sondern empfunden werden. Nur wundre sich niemand daß wenn dieses nur allein der rechte Trost ist: seine eingebildete Beruhigung nichts anders seyn kann, als entweder die Unempfindlichkeit eines Menschen, der seine Wunde hat zubrennen lassen; oder eines andern der sie nicht recht ausgeheilt, und daher es gewiß zu befürchten hat, daß sie desto schmerzlicher wieder aufbrechen werde.

Der Tugendfreund.

Das 6. Stück.

Zweite Fortsetzung vom Reichstage der Tugend.

Kom Weißheit! laß die Nacht verschwinden;
Nim deine Klarheit wieder an,
Weg mit des Irthums Zauberbinden,
Damit mein Auge dich, erleuchtet sehen kann.

Nachdem die Religion ihren Ort wieder eingenommen hatte, hielt der Reichskanzler eine kurze Rede, darin er den Tugenden für ihren Eifer um die allgemeine Wohlfart dankte und die Versamlung auf diesen Tag auseinander gehen ließ. Die Tugend erhob sich darauf von ihrem Thron, trat die Stuffen hinunter und ging mitten durch den Saal in ein benachbartes Zimmer. Indem sie ging, folgete ihr ein himmlischer Glanz, welcher den ganzen Saal erleuchtete, und die Augen aller Anwesenden auf

sie zog. Alle Tugenden folgten ihr, und die übrigen von der Versamlung begaben sich nach ihren Wohnungen.

Das Zimmer, in welchem sich jetzo die Tugend befand, war ausnehmend prächtig. Die Wände waren mit Blumenstücken von lauterem Silber mit goldenen Einfaßungen bedeckt, auf welchen man hie und da grosse Gemählde von unnachahmlicher Schönheit wahrnahm. In jeder Ecke stund ein vortreflich gearbeiteter Schrank von Jaspis, darin einige Handbücher der Tugend aufbehalten wurden. Mitten im Zimmer schwebte eine crystallene Krone, deren Arme von Golde und mit Diamanten besetzt waren, und unter dieser Krone sahe man eine breite Tafel von florentinischen Marmor, um welcher blausammtene mit Silber gestickte Stühle gestelt waren.

An der Decke war die Morgenröthe und der Aufgang der Sonne gemahlt. In der Vertiefung erwachte einer, der im Grase lag, vom Schlaf, und war im Begrif sich aufzurichten. Nicht weit von ihm spielte das Wasser am Fuß zweier Berge, und warf die Stralen der Sonnen prächtig zurück. Auf der andern Seite erhob sich ein Schloß auf einer kleinen Anhöhe, und im Grunde lag eine weitläuftige Stadt, die sehr regelmäßig gebaut war. Wer es sahe, konte nicht anders, als die Kunst und Schönheit bewundern.

Die andern Gemählde waren von einer eben so grossen Schönheit. Auf dem einen sahe man einen Triumphwagen der von vier weissen Pferden gezo-

gezogen wurde. Eine helle Wolke bedeckte ihn beynahe völlig, doch konte man etwas von einer sehr kostbaren Kleidung sehen, welches hervorhing. Unter dem Wagen waren einige zerstückte Waffen, und ein Ungeheuer, dem der Kopf zerdrückt war und das im Sterben eine gräßliche Miene machte, lag darüber ausgestreckt. Auf beyden Seiten zogen sich Säulen in die Höhe, an welchen Siegeszeichen befestiget waren, die von einigen nahe dabey stehenden Personen noch immer vermehrt wurden. Hinter dem Wagen sahe man einige Kinder mit fröhligen Mienen, welche Blumenschnüre in den Händen hatten und den herrlichen Aufzug zu bewundern schienen.

Auf dem zweiten Gemählde segelte ein völlig ausgerüstetes Schif, welches rund herum mit Leuten besetzt war. Die Wellen schienen sich stark zu erheben, und eine jede Hand arbeitete mühsam, das Schif aus der schäumenden Tiefe zu retten. Der Himmel war schwarz, aber mitten in den Wolken zeigte sich ein leuchtender Arm, der einen Scepter hielt, und nur von wenigen im Schiffe, welche aber doch die andern aufmerksam zu machen suchten, gesehen wurde.

Das dritte Gemählde stelte einen rauchenden Altar vor, der mit Blumen umwunden war, neben welchen die Andacht in einer ehrerbietigen Stellung kniete. Bey ihr stund ein Engel der ein Buch, in welchem goldene Buchstaben zu sehen waren, aufgeschlagen hielt. Ueber dem Altar öfnete sich der Himmel und der Rauch des Altars stieg bis zum göttlichen

lichen Thron in die Höhe. Weit hinter ihr trat die Gottlosigkeit mit verwegner Miene auf die Gesetztafeln, und hielt ein zerrissenes Seil in den Händen, welches sie, wie es schien, eben wegwerfen wolte. Ueber ihr schwebte eine schwarze Wolke, aus welcher es blitzte, ohne daß sie es sahe. Gleich vor ihr krümten sich einige Schlangen, die mit ofnen Maul das verborgene Gift von sich bliesen.

Auf dem vierten sahe man das Brustbild der Gottseligkeit in der Luft schweben. Sie war mit einen Regenbogen umgeben, und über ihr hielt ein Engel den Kranz der Unsterblichkeit. Unten stund eine grosse Versamlung, welche Lilien und Rosen in die Höhe warf. Sie bestand aus Menschen von verschiedenem Alter und Geschlecht, welche alle sehr leutselig und freundlich aussahen. Auf der eine Seite öfnete sich ein Tempel, aus welchem eine zahlreiche Menge Menschen kam, von denen sich aber viele hinten verliefen und nur wenige, zu dem unter dem Bilde der Gottseligkeit versamleten Haufen verfügten.

Auf dem fünften erschien Josua in voller Rüstung mit ausgestreckter Lanze. Vor ihm flohen die Feinde und das siegende Heer eilte den Flüchtlingen mit brennender Begierde nach, allen Samen des abgöttischen Volcks zu vertilgen. Der Himmel machte durch Blitze und Hagelsteine eine schreckliche Verwüstung im feindlichen Lager. Alles lief durcheinander und gegeneinander, Roß nnd Mann lagen zerstreut und zerquescht auf dem Wahlplatz, und die Sieger traten allenthalben auf die Köpfe ihre Feinde.

Dis

Dis Gemählde war sehr groß und mit vieler Lebhaftigkeit entworfen.

Das sechste war ein Feldstück, auf welchem die Felder nach ihrer Lage in der gröſten Annehmlichkeit vorgestelt wurden. Hier schwankten die reifen Halme mit ihren trächtigen Aehren: dort hatte das Korn nur erst die halbe Höhe erreicht und war mit vielen Blumen untermengt. Die Sense schnitt schon auf jenem Felde und der Landman band frölich die erwarteten Garben. In der Mitte war eine Erhöhung, auf welcher die Dankbarkeit ihr Opfer brachte und sie anzündete. Dieser kleine Hügel war mit vielen Feldzierrathen umflochten.

Dis sind einige von den vornehmsten Gemählden, die übrigen will ich übergehen, denn sie lassen sich nicht alle beschreiben. Man konte sie nicht ohne Bewunderung ansehen. Alle Gestalten waren natürlich, die Bildungen regelmäßig, und die Aussichten und Entfernungen eben so zierlich, als lebhaft. Ich werde bey andern Gelegenheiten noch mehrere Schildereien anführen können.

Nachdem sich die Tugend in dis Zimmer begeben hatte, schloß sie einen Schrank auf und nahm Papiere heraus, welche sie unter die Tugenden austheilte. Sie setzten sich um die marmorne Tafel und unterredeten sich über geheime Dinge eine halbe Stunde. Sie schrieben auch alle; es ist aber von dieser Zusammenkunft vor jetzo noch nichts bekant worden. Nach Verflieſſung einer halben Stun-

de begaben sie sich alle in den Saal, wo die Tugend zu speisen pflegt.

Dieser Saal sahe recht königlich aus. Die Wände waren mit Lasurstein bekleidet und der Boden mit Cedernholz getäfelt. Zwischen den Fenstern stunden die Brustbilder einiger Helden der Tugend von Alabaster, welche alle nach den Leben gebildet waren. Von der Decke hingen sechs crystallne Kronleuchter von zierlicher Arbeit. Der ganze Saal war mit raren und ausbündig schönen Gemählden geschmückt. Ich will jetzo nur zwey davon beschreiben.

Das eine, welches bis an die Decke reichte und von einer ungewöhnlichen Breite war, stelte den Sieg der Tugend vor, den sie im Jahr hundert und vier und zwanzig über die Laster erhalten. Diese letztern waren alle in schwarzer Rüstung mit Bogen und Spieß bewafnet und hatten viele Riesen zu Anführern. Hinter ihnen ging ein dicker Rauch auf, der den ganzen Himmel verdunkelte. Ihre Pfeile flogen in der Luft, wie Wolcken, die vom Winde getrieben werden. Aber keine Tugend wurde verwundet, denn sie gingen mehrentheils über ihren Köpfen weg, und wenn auch einige trafen, so blieben sie doch in den Schilden stecken, welche die Tugenden vor sich gepflanzet hatten. Die Harnische der Tugenden schimmerten alle, und die Feinde schienen vor diesem Glanz zu erschrecken. Auf den Seiten waren ganze Glieder der Feinde gewichen, und in der Mitte war die vorderste Reihe zum Theil verwundet zum Theil getödtet. Auf beyden Seiten dieses grosses Gemähldes sahe man

auf

auf einigen kleinern den Anfang des Streits, den Angrif, den Sieg, die Beute und die Gefangenen, welche man zuletzt bekommen hatte.

Das andere war von eben der Grösse. Man entdeckte darauf den Einzug der Tugend in die Welt. Vom Himmel senkete sich eine helle Wolke nach der Erde, auf welcher sie in königlicher Kleidung ruhete. Von dieser Wolke floß ein starker Schein in den schönsten Garten der Welt, wo das Ebenbild Gottes mit ausgestreckten Armen auf ihre Ankunft wartete. Man sahe auf der ganzen Erde nichts ungleiches und verwildertes. Pracht, Schönheit und Ordnung leuchteten allenthalben hervor.

Das dritte war eine Abbildung der Liebe zu Gott, welche auf einem Stein stund, die rechte Hand auf die Brust legte und die linke in die Höhe hob. Auf beyden Seiten lagen die Reichthümer der Welt, welche sie verachtend ansahe. An einem nahen Baum war eine Davidsharfe gelehnt und gleich drüber schwung ein Adler seine Flügel gegen die Sonne. Vor ihr fiel Manna von Himmel und aus einem Felsen ergoß sich ein klarer Strom, der um den Stein, auf welchen ihre Füsse ruheten, einige mal herum lief. Zwey Engel saſſen bey einer Grotte und hatten ein fliegendes Blatt in den Händen, auf welchen Worte geschrieben waren, die aber kein Mensch aussprechen konte.

In diesem Saal setzte sich die Tugend zu Tische. Die Speisen, welche man auffetzte, waren alle auserlesen und der Gesundheit vollkommen gemäß. Es

herrschete über der Tafel kein unnützer Ueberfluß, aber auch keine karge Sparsamkeit. Niemand genoß mehr als die Natur foderte, und jederman war vergnügt und freuete sich, über die Gegenwart der Tugend. Die Menschenliebe muste auf Befehl der Tugend, das beste, was da war, unter das Volk austheilen, damit niemand Mangel litte und sie alle an dieser Freude Theil nähmen. Der Barmherzigkeit und dem Mitleiden war die Besorgung der Kranken anbefohlen.

Nach aufgehobener Tafel begab sich die Tugend mit ihrem ganzen Gefolge in ein anderes Zimmer, welches gleich an den Speisesaal stieß und mit ihm gleiche Auszierungen hatte. Um diese Zeit lief ein Schreiben von der Gelehrsamkeit ein, welche durch einen sehr freundlichen Handbrif der Tugend zu dem Reichstage war eingeladen worden. Man hatte sie beschuldiget, daß sie viel zum Verderben der guten Sitten beygetragen und die Gesetze sehr vergessen hätte, die ihr gleich im Anfang wären gegeben worden. Ich will nicht die ganze Antwort, sondern nur einen kleinen Auszug des Brifes hersetzen.

Nach einigen Entschuldigungen, daß sie der Eröfnung des Reichstages nicht mit beywohnen können, fährt sie auf folgende Art fort. „Man wirft mir ohne Grund vor, daß ich die guten Sitten verderbe. Ich liebe die Wahrheit so sehr, daß ich mich gerne schuldig erkennen würde, wenn ich davon überzeugt wäre. Lehren, welche die Vernunft und die Offenbarung bestätiget, die ein gründliches Nachdenken

denken rechtfertiget, die den Namen der Wahrheiten verdienen, diese eigne ich mir zu und will sie vertheidigen. Aber was unter meinem Namen gelehrt und geschrieben worden, das davon abweicht, werde ich nimmermehr für meine Arbeit erklären. * * *

Die Weltweißheit hat bisher den andern Wissenschaften allen Beistand geleistet und sie würde noch eifriger gewesen seyn, wenn sie nicht durch Kranckheiten daran wäre verhindert worden. Die Gottesgelehrtheit die Arzeneikunst und Rechtsgelehrtheit haben ihre Pflichten zimlich erfült, doch ist ihnen zuweilen eine gute Erinnerung nöthig gewesen. Der Meßkunst muß ich das Zeugniß geben, daß sie ihren Verstand sehr wohl gebraucht und zum allgemeinen Besten die nützlichsten Erfindungen bekant gemacht hat.

Ich will jetzo keine von denen Wissenschaften, welche meiner Aufsicht anbefohlen worden sind, verklagen. Meine Tagebücher, die ich über ihre Fehler und gute Eigenschaften gehalten habe, werden ihr ganzes Verhalten entdecken. Ich habe es niemals an Warnungen und Erinnerungen fehlen lassen, und keine wird sich beschweren können, daß ich ihr die Hülfsmittel zur Erreichung guter Absichten, versagt hätte.

Ich komme nun auf unsere Reise. Sie ist bis jetzo sehr verdrießlich und mühselig gewesen. Zuerst konten sich die Wissenschaften nicht vergleichen, wie viel Schriften sie mitnehmen wolten, wovon jede einen ansehnlichen Vorrath hatte. Die Menge wurde so groß, daß wir nicht Packwagen genug bekommen konten. * * Ich muste mich endlich ins Mittel schla-

gen allen weiteren Folgen vorzubeugen. Es durfte eine jede Wissenschaft nicht mehr als zwey oder drey von ihren besten Büchern mitnehmen, weil ich glaubte, daß uns diese nicht übermäßig beschweren würden. Die Wahl der besten machte neue Mühe, doch kamen sie endlich damit zu Stande. Der Meßkunst wurde erlaubt alle ihre Instrumente mitzunehmen, weil uns diese auf der Reise gute Dienste thun konten.

Wir traten unsere Reise an und liessen die Meßkunst voranziehen, die Wege zu untersuchen. Wenn wir ihr beständig gefolgt wären, würden wir vielleicht schon angekommen seyn. Aber die Weltweißheit wuste uns oft zu überreden: es wäre nicht der kürzeste und beste Weg und brachte uns in sehr krumme und enge Höhlungen, wo wir oft mit der grösten Lebensgefahr gehen musten. Einmal wären wir beynahe in einem Morast stecken geblieben, wenn uns nicht die Meßkunst noch bey Zeiten zu Hülfe gekommen wäre. Die Wissenschaften zerstreueten sich auch zuweilen sehr, daß man Mühe hatte, sie wieder zusammen zu bringen. Die Geschichte blieb weit zurück und muste von der Zeitrechnung wieder nachgeholt werden. Die Erdkunde war mehrentheils im ersten Zuge, und stund der Meßkunst mit gutem Rath bey, womit ich auch sehr wohl zufrieden war. Die Weltweißheit und Gottesgelehrtheit versahen die ganze Gesellschaft mit Fackeln, weil wir auch bey Nacht reiseten: sie wurden aber zuweilen durch starke Winde ausgelöscht. Nur die Fackeln dieser beyden Wissenschaften, die sie selbst trugen, branten auch in dem grösten Sturm, daher es leicht war, sie wieder anzuzünden.

Die

Die Dichtkunst verlor sich auch einige mal in dicken Wäldern, in welchen sie sich gerne aufzuhalten pflegt, bis sie von der Kritic wiedergefunden wurde. Sie brachte mehrentheils einige Blätter zurück, welche den Musen geheiliget waren. Es scheint ihr angeboren zu seyn, den heidnischen Aberglauben in ihre Gedichte einzuflechten, weil sie glaubt, daß sie ohne diese Alterthümer nicht schön genug seyn werden, wovon ich ihr schon oft das Gegentheil bewiesen habe.

Die Beschwerlichkeiten unserer Reise sind durch die Tonkunst oftmals erleichtert worden. Sie hat uns, wenn wir alle verdrießlich waren, wieder aufgeweckt und die Traurigkeit aus unserer Seele vertrieben. Wir haben es ihr zu danken, daß wir so weit gekommen sind, sonst würden wir vor Unmuth und Verdruß gleich im Anfange liegen geblieben seyn.

Unterschiedene Wegweiser, die sich auf der Reise anboten, haben uns sehr weit in der Irre geführt und durch Länder gebracht, die wir sonst niemals betreten haben. Wir nahmen uns hernach vor, keinem mehr zu folgen, sondern nach der Charte zu gehen, die wir mitgenommen haben. Bey diesem Vorsatz befanden wir uns auch weit besser und kamen weiter, als unter den vorigen Anführern, die den Weg selbst nicht recht wusten.

Ein grosses Unglück war, daß wir in der Gegend von W = eine Gesellschaft bekamen, die uns hernach vielen Schaden gethan hat. Man nante sie die Eintracht, aber die Folgen haben gewiesen, daß

daß sie die würckliche Zanksucht gewesen ist. Sie kam mit einem grossen Gefolge, unter welchem sich viele von ihrer Freundschaft, die gleiche Gesinnungen mit ihr hatten, befanden. Ihre Absicht war, wie sie vorgab, der Tugend ihre Hochachtung zu bezeugen und auf dem ausgeschriebenen Reichstage gegenwärtig zu seyn. Wir freueten uns im Anfang, daß wir so glücklich wurden, unter dieser angenehmen Begleitung zu reisen, aber die folgende Zeit überzeugte uns von unserm Irthum und machte uns viel Bekümmerniß. Im Anfang war sie sehr leutselig, freundlich und gefällig. Sie hielt mit allen Wissenschaften Freundschaft und suchte sich in ein solches Ansehn zu setzen, daß man anfing, ihren Rath hoch zu achten. Die von ihrem Gefolge machten sich auf gleiche Art bekant, und wusten ihrer Gebieterin sehr wohl nachzuahmen.

Sie hatte nun ihren ersten Entzweck erreicht und versuchte unter der Hand, ein Mißtrauen der Wissenschaften gegen einander zu erregen, und die liebreichen Gedanken wegzuschaffen. Bey einigen glückte es bald, aber andere verabscheueten, dieses unwürdige Geschöpf und entschlugen sich ihres Umganges vollkommen. Als die Zanksucht merkte, daß sie verrathen war, bemühete sie sich, die Wissenschaften, welche ihr Beifall gegeben hatten, ganz auf ihre Seite zu ziehen, damit sie nicht wieder von der Gesellschaft ausgeschlossen würde.

Es ging hernach kein Tag hin, da nicht Zank gewesen wäre. Zuweilen war es nur eine lächerliche

Klei-

Kleinigkeit, über welche man sich nicht vergleichen konte. Ein freundschaftliches Gespräch hätte dergleichen auf einmal entscheiden können, aber man wechselte Schriften und schrieb Briefe, die zuweilen mit bittern Ausdrücken erfüllt waren und von der Zanksucht versiegelt wurden. Unter diesen Unruhen faßte der Argwohn immer tiefere Wurzel und keine Wissenschaft wolte der andern recht trauen.

Dis hielt unsere Reise ganz ungemein auf. Wir lagen ganze Wochen an einem Orte stille, und wenn wir weiter reisen wolten, gingen die Wissenschaften von der einen Parthey ihren Weg und die andern beugten auf der Seite aus. Man setzte Tage an, da man sich in der Güte vergleichen wolte, aber die Uneinigkeit wurde hernach nur desto grösser.

Ich konte diese Irrungen nicht länger mit ansehen sondern beschied alle Wissenschaften zu mir, stelte ihnen den grossen Schaden vor, den wir bisher von der Gesellschaft der Zanksucht gehabt hätten, und bat sie inständig, sich ihres Umganges zu entschlagen und eher nicht weiter zu reisen, bis man sie fortgeschaft hätte. Die Bewegungsgründe, die ich ihnen vorlegte, waren so überzeugend und würcksam, daß sie sich einmüthig entschlossen, keinen Umgang mehr mit ihr zu haben. Sie hatte indessen vor dem Hause, in welchem wir versamlet waren, viel Lerm gemacht, und ein grosses Aufsehn verursacht, daß viele Leute zusammen liefen und

nicht

nicht anders glaubten, als daß ein grosses Unglück geschehen sey.

Ich hatte indessen mit der Vernunft verabredet, sie in Verhaft zu nehmen und dem Regenten der Stadt, in welcher wir damals waren, zu übergeben. Dis wurde in aller Stille und mit solcher Behutsamkeit ausgeführt, daß sich alle Wissenschaften darüber wunderten, und der Vernunft eine Belohnung zuerkanten, welche sie auch von meinen Händen empfing. Der Regent ließ uns danken, daß wir uns dieser Geissel des Landes bemächtiget und dadurch ihn und die Stadt vor mehreren Unglück bewahrt hätten. Auch wir dankten ihm, daß er diese freche Person, die uns so viel Sorge gemacht hatte, in Verhaft bringen lassen.

Es schien als wenn wir alle ein neues Leben bekommen hatten. Unsere Reise ging glücklich fort und wir kamen in drey Tagen weiter als sonst in eben so viel Wochen. Doch waren wir kaum sieben Tage in solcher Eintracht gereißt, so kam uns ein Abgesandter von Hofe entgegen, der uns, wie er vorgab, bewillkommen solte. Er fuhr in einem sechsspännigen Wagen und war von allen Seiten mit Bedienten umgeben, welche prächtig gekleidet waren.

Bey der Aufwartung, die er mir zuerst machte, bemerkte ich, daß er zuweilen stutzig wurde, wenn ich fragte, und keine hinreichende Antwort zu geben wuste. Dieser Herr legte hernach bey allen Wissenschaften den Besuch ab, und beschenkte sie mit einigen Kostbarkeiten, die er von Dir, wie er sagte er erhal-

halten hatte. Diese Kostbarkeiten hatten eine gewisse auftreibende Kraft, denn einige Wissenschaften wurden so hochmüthig, daß sie kaum mehr antworten wolten, wenn sie warum befragt wurden.

Ich konte nicht anders glauben, als daß ein Betrug wäre gespielt worden und schickte die Scharfsinnigkeit ab, den Abgesandten auszuforschen und mir von allem Nachricht zu geben. Sie verrichtete dis aufgetragene Geschäfte sehr wohl und hinterbrachte mir, daß dieser Herr ein Unterthan der Bosheit sey, und wie sie aus seinem eigenen Munde gehört habe, Hochmuth heisse. Auf diese Nachricht ließ ich ihn gleich festmachen und durch einige Bewafnete über die Grenze bringen. Die Wissenschaften musten ihren erborgten Schmuck wieder ablegen, welches einige sehr ungern thaten. Ich nahm hernach alles in Verwahrung, und werde es Dir, bey unserer Ankunft vorzeigen.

Alle diese Zufälle brachten unendlich viel Verwirrung zu wege. Eine Wissenschaft wolte den Vorzug vor der andern haben, und die Beredsamkeit hatte beynahe alle Tage zuthun, sie zu überzeugen, daß eine jede Vorzüge hätte, die sie aber verlieren würde, wenn sie neidisch werden und sich über eine andere erheben wolte.

Unter unglaublichen Beschwerlichkeiten sind wir endlich auf ein Gebürge gekommen, und wissen keinen Rath mehr, wenn uns nicht von Hofe Hülfe geschaft wird. Wir sind sehr verlegen und der wenige Vorrath, welchen wir noch haben, wird bald aufgezehrt

seyn

seyn, wenn keine Rettung erfolgt. Der Verstand hat viele Mittel vorgeschlagen, die aber zum Theil gefährlich, zum Theil gar zu langwierig sind.

Wir werffen uns alle in deine Arme, o Tugend! Schaffe uns Hülfe. Wir verpflichten uns Dir mit aller Treue zu dienen und deinen ehrwürdigen Nahmen den Völkern bekant zu machen. Wir hoffen mit Schmerzen auf eine baldige Rettung„. = = =

Der ganze Brief war einen Bogen lang, und sehr enge geschrieben, daher ich nur die merckwürdigsten Umstände herausgezogen habe. Nach einer kurzen Berathschlagung bekamen die Selbsterkentniß, die Klugheit und die Arbeitsamkeit Befehl, mit andern Vornehmen des Hofes dahin abzugehen und die Wissenschaften von ihrer Gefahr zu befreien. Diese machten sich gleich reisefertig und versahen sich mit allem, was nöthig war, die Wissenschaften an den Hof der Tugend zu begleiten.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Der Tugendfreund.

Das 7. Stück.

Der Weg ist schmal, der Eingang enge,
Man findet sie nicht in Gedränge,
Die Tugend, die ich kommen sah.
Geh hin zu ihrem Heiligthume,
Und rede denn zu ihrem Ruhme.
Weg mit der Eitelkeit, so ist die Tugend da.

Wir entsinnen uns, daß der Herr Aretophilus, einer von unsern Correspondenten, uns einmal um eine Charte ersuchte, worauf die Gegend abgebildet wäre, wo das Schloß der Tugend liegt, und der Reichstag derselben gehalten worden. Wir entschuldigten uns damals mit der Unmöglichkeit, eine solche Charte zu besorgen, machten ihm aber doch Hofnung, daß wir vielleicht eine moralische Geographie in der Büchersamlung der Tugend finden würden, welche wir hernach wenigstens Auszugsweise bekant machen könten. Jetzt sind wir im Stande dieses unser Versprechen zu halten. Doch es würde uns zu

schwer scheinen, einige Nachrichten aus diesem Werke der Welt vor Augen zu legen, und wir würden uns wol gar nicht dazu entschließen können, wenn uns unser einmal gegebenes Wort nicht dazu verpflichtete.

Die Beschreibung des Reichs der Tugend ist niemals gedruckt, sondern in den ältesten Zeiten theils auf Blättern, theils auf dem Egyptischen Papier oder Schreiberohr, theils auf Thierhäuten geschrieben. Die ersten, welche diese Beschreibung unternahmen, fanden das Reich der Tugend zwar in guter Ordnung, aber eben noch nicht sehr bewohnt, die neuern fanden immer mehr darin angelegte Pflanzstädte; und daher komt es, daß die ganze Beschreibung schon sehr alt und bis auf unsre Zeiten fortgesetzt ist.

Unsre Freude war ungemein, und wir triumphierten recht, als wir diese rare Schrift ansichtig wurden: aber der Muth wolte uns beynahe entfallen, als wir unkentliche Buchstaben und Charaktere entdeckten, die uns die Erlernung der ältesten Sprachen nothwendig machten, welche gleichwol bey dem Mangel alter Wörterbücher unmöglich war. Jedoch der Fleiß, welcher die Aufsicht über die ganze Büchersamlung der Tugend hat, half uns aus unsrer Bekümmerniß, und eröfnete uns durch seine genugsame Kentniß aller Sprachen die Schätze dieses Alterthums.

Weil die Aufrichtigkeit das Amt hat, alle Geschichtbücher ehe sie in diese Samlung gelegt wer-

werden, durchzusehen: so ist auch diese Erzehlung und Beschreibung vollkommen zuverläßig.

Die erste allgemeinere Abhandlung enthält alles, was von einem Lande überhaupt zu sagen ist.

Zuerst werden die Namen angeführt, welche man ihm beylegt. Es ist der Tugend keine Schande, wenn sie und ihr Reich von ihren Feinden auf allerley Weise verkleinert wird. Daher sind auch alle unter den Thoren gebräuchliche Benennungen, wodurch die Tugend verächtlich gemacht werden solte, bis auf unsre Zeiten angeführt, weil eine jede sich selbst widerlegt. Die Unterthanen in diesem Reich geben ihm gleichfals verschiedene Namen, die alle der Sache nach übereinstimmen, und nur in Absicht der Sprachen und des Vergnügens verschieden sind, welches jeder von den Bürgern dieses Reichs darin angetroffen. Die mehresten haben es das Reich Gottes genant. Bey andern heißt es das Land der Ruhe, der Freude und der Vorhof des Herrn. Diese Namen sind lauter Denkmale desjenigen, was jedem Gemüth das wichtigste gewesen, als es in dieses Reich eingetreten.

Nach Anführung der Namen, wird, wie gewöhnlich, von den Grenzen dieses Reichs geredet. Die Grenze ist eigentlich nur eine, denn das Reich der Tugend wird von allen Seiten vom grossen Reich der Thorheit und des Lasters umringt. Die Verfasser der Geographie merken hiebey an, daß das Gute, so lange es sich noch nicht in seiner ganzen Vollkommenheit befindet, immer in Wie-

derspruch und im Gegensatz des Bösen erscheinet. Und diese Anmerkung scheint mir sehr gegründet, ja, mich deucht, es ist auf dieser Welt fast nicht anders möglich, als daß uns alles was gut ist, nur hauptsächlich auf der Seite erscheinet, wie es im Gegensatz gegen das Böse unsre Herzen nach sich zieht, und unsre zur Sinlichkeit so sehr gewöhnte Seele, auf diese Weise auch recht faßlich überredet. Selbst die Natur alles dessen, was wahrhaftig gut ist, erfodert es schon, daß wir es nach unsrer Denkungsart, immer da am ersten finden müssen, wo wirs am wenigstens glauben: denn sonst müsten entweder unsre Begriffe und unsre Neigungen rechtmäßig, oder das Gute müste so seyn, wie wir es uns einbilden; und wenn das letzte wäre, müste es aufhören, zu seyn, was es ist. So finden wir auch unvermuthet die beglückten Gefilde, wo sich der Geist ausbreiten und sättigen kann, mitten im Gedränge der Boßheit. Die ganze Welt liegt im Argen: aber sie schließt auch einen Himmel auf Erden in sich, damit Gott immer die seinen behalte. Wenn sich zuweilen jemand von den Bewohnern des Reichs der Tugend hat einfallen lassen, ein benachbartes Reich zu besuchen, so wird gemeldet, daß er alsdenn sogleich in das Gebiet der Laster gekommen sey.

Die Beschreibung setzt hinzu, daß sich auf der einen Seite sehr viele beständig an der Grenze aufgehalten haben. Sie haben ihre vorigen Behausungen in den verwüsteten Gegenden der bösen Welt verlassen:

aber

aber sie haben sich doch nicht in die völlige Beherrschung der Tugend ergeben wollen. Von diesen wird gesagt, daß sie gewünscht hätten, zwischen beyden noch ein drittes Reich anzutreffen, wo sie sich wohnhaft niederlassen und nach ihrem Sinn leben könten. Aber meine Leser werden selbst den Ausspruch thun, daß ein solches drittes Reich sehr viele Zerrüttungen anrichten würde, wenn es auch möglich wäre.

Jetzt, da die Wohnungen der bösen und verkehrten Menschen unmittelbar an dem beständigen Aufenthalt der tugendhaften grenzen, so muß ein jeder Mensch entweder in dem einen oder im andern sich befinden. Und dieses ist in der That für sehr viele ein schönes Hülfsmittel, unter der schönsten Herrschaft der Tugend lebenslang zu bleiben. Denn wenn sie eine Neubegierde, oder eine nicht vollkommene Zufriedenheit mit der Regierung, worunter sie stehen, in sich aufkommen lassen: so nähern sie sich gleich den Grenzen des Landes. Aber indem sie selbige nun überschreiten wollen, so zeigt sich ihnen, wenn sie sich recht umsehen, gleich auf der andern Seite das Gebiet der Finsterniß und der Boßheit. Hier sollen sie entweder ihre vorige Regierung ganz abschwören: oder sie sollen sich zu denen gesellen, welche an der Grenze wohnen. Das erste ist ein allzustarker Anfall, er schreckt sie ab. Ihre noch übrige Zärtlichkeit für die Tugend läßt es nicht zu, daß sie so ganz ohne den geringsten Grund sich derselben auf einmal entschlagen solten: ihr noch übriger Abscheu vor dem Laster erfüllt sie mit einem plötzlichen

Grauen, sie zweifeln wol eine Weile, aber endlich gehen sie doch lieber zurück und bereuen es aufrichtig, daß sie bey sich selbst haben unschlüssig seyn können, ob sie lieber das angenehme Leben der Unschuld fortsetzen, oder ob sie sich von der lüsternen Thorheit anstecken lassen wolten. Fält ihnen aber ein, sich zu denen zu halten, die dem geheiligten Tugendleben so nahe sind, oder seyn wollen: so sollen sich, wie man sagt, sehr viele diesen Vorschlag gefallen lassen; sie sollen sich einige Zeit daran vergnügen, daß sie die schöne Aussicht in das Land haben, welches sie doch nie bewohnen; daß sie mit den Bürgern desselben vielfältig sprechen können; daß sie die Einrichtungen dieses Gebiets fast vollkommen verstehn und davon mitten in der Gesellschaft der Bösen einnehmend und künstlich reden können; daß sie auch manchesmal in stiller Betrachtung der glückseligen Gegend, viele von ihren Früchten geniessen. Wenn dieser Zustand eine kleine Zeit gedauert, so sollen sie sich oft gar bald recht tief in das wüste Land der Sünde begeben. Jedoch sollen auch noch viele andere den Zustand höchst beklagenswürdig befinden, wenn man nicht zu einem und auch nicht zum andern Reich gehöret. Es soll auf dieser Seite auf der Grenze weder kalt noch warm seyn. Die betrogenen Gemüther sollen bald einmal einen Schritt hinüber, bald wieder zurück thun, und so zu reden immer hinken. Sie sollen die Güter der Tugend zwar kennen und zum Theil sehen, aber ihrer nicht habhaft werden, auch keinen rechten

Ge-

Geschmack daran finden können. Die Früchte des Lasterreichs sollen sie auch nicht recht, sondern nur verstolner Weise geniessen. Man soll ihnen in demselbigen nicht trauen, sie verspotten und einen Abscheu vor ihnen haben. Denn sie wissen schon zu viel Gutes, sie sehen die Wahrheit schon besser ein, als daß sie sich noch einbilden könten, im wüsten Leben der Welt Ruhe zu finden: aber sie wissen oder empfinden noch nicht genug, den letzten Schritt zu ihrer dauerhaften und ewigen Ruhe zu wagen.

Auf einer andern Seite ist die angrenzende Gegend nicht so eben, daß man beyde Reiche auf derselben sehen kann, sondern sie werden von dem höchsten Gebürge geschieden. Ein überaus schmaler Fußsteig ist der Uebergang aus der Wüste des eitlen Lebens in die Wohnungen des Friedens. Ich will hier den Bericht im kurzen Auszuge anführen, welchen Misophaulus ein Reisender, der diesen Durchgang versucht, in die Geographie eingerückt hat.

„Ich war, schreibt er, in meiner Vaterstadt zwar von Jugend auf zu allen Vergnügungen des Lebens gewöhnt: aber ich fand in mir einen Trieb, der doch beständig ungestilt blieb. Theils bemerkte ich eine große Wankelmüthigkeit in mir, da ist selbst nicht wuste, was ich mir hauptsächlich wünschen solte, und da ich bey allem, was mir zur Erfüllung meines Verlangens geschahe, zur heftigen Begierde eines andern, doch unbekanten Gutes, hingerissen wurde. Theils verspürte ich in meiner Seelen so fehler-

hafte Neigungen, daß es mir offenbar wurde, wie sich der Mensch, durch seine thörichte Unordnung alle Freude verdirbt; und doch war ich nicht im Stande, diese Regungen zu mäßigen. Endlich bekümmerte ich mich recht um die Beschaffenheit unsers Landes, und erfuhr, daß, je länger man darin fortlebt, je untüchtiger werde man, es recht zu kennen, bis endlich alle aus demselbigen herausgerissen werden, ohne daß sie es recht wissen, und alsdenn in dem fürchterlichsten Zustande wieder erwachen. Dagegen hatte ich einige Nachricht von dem unbekanten höchsten Gut, welches ich suchte. Das einzige Mittel, dazu zu gelangen, hieß: vergiß deines Volcks und deines Vaters Hauses, gehe aus von ihnen und sondre dich ab! dieses wolte ich thun. Ich ging gerade auf die Felsen zu, welche ich für das Ende unsers Reichs ansahe. Allein theils waren sie viel zu hoch, theils hatte ich mich mit so viel Lebensmitteln und Erfrischungen versorgt, daß ich daran verzweifelte, sie zu ersteigen. Viel andre suchten mit mir einen Weg, welchen wir uns nothwendig enge vorstellen musten, weil die Berge keinen bessern Durchgang verstatteten. Nach vieler Mühe, oftmaliger Reue über mein angefangenes Unternehmen und nach dem beschwerlichsten Suchen, fand ich endlich ein Thal, welches wir wol tausendmal vorbeygelassen hatten, ich sahe hinein, mich grauete davor, doch merkte ich, dis würde der einzige Weg seyn. Meine Gefehrten wolten nicht hinein. Ich muste es also allein wagen. Doch ich muste mich so sehr dren-

drengen und so kriechen, daß ich endlich alles wegwarf, was ich hatte mitnehmen wollen. Weil ich sehr genau darauf merkte, wenn die Sonne einmal zwischen den Felsen durchstralte, so fand ich den Weg. Indessen merkte ich doch, daß ich viel eher und richtiger hätte fortkommen können, wenn ich nur in einer zweifelhaften und ungewissen Gegend, den ersten Gedanken gefolgt hätte, die mir die Sehnsucht nach einem bessern Leben, und der Ekel an dem vorigen eingaben. Oftmals hörte der Fußsteig mit einmal auf, indem ich grade auf einen Berg zugegangen war. Die Berge konte ich niemals heran kommen: ich muste alsdenn immer wieder das Thal suchen, und in der Tiefe weggehen. Endlich kam ich auf eine kleine Anhöhe, von welcher ich einige Gegenden des gesuchten Landes sehen konte. Meine Freude war nicht zu beschreiben. Aber der Weg führte mich wieder in eine große Tiefe, wo alles verschwand. Kaum war ich in dieselbe getreten, als ich ein grausames Geschrey von Räubern hörte, die sich in dem Walde aufhielten und vielleicht einen Verirten ermordeten. Hierbey war meine Angst sehr groß: doch als sie mich so recht überfallen hatte, und ich meine Augen furchtsam umher wante; so sahe ich auf einem ganz unersteiglichen Berge einen Menschen, um welchen es sehr helle war. Und so bald dieser merkte, daß ich voll Sehnsucht nach ihm blickte, so rief er mir mit lauter und angenehmer Stimme zu: Glückseliger Fremdling, du bist nicht ferne vom Reich Gottes; eile nur und er-

rette deine Seele! Dieses hieß, mit dem Müden zur rechten Zeit gesprochen, ein solcher Zuruf hatte mir neuen Muth gegeben, ich lief aus allen Kräften, und kam noch demselben Abend an dem beglückten Ort, den ich unter so vielen Beschwerlichkeiten mit herzhafter Beständigkeit gesucht hatte. Aber es sind nur wenige, die den Weg finden, und wenn sie ihn gleich sehen, so scheinet er ihnen zu schlecht, sie wollen nicht glauben, daß er sie hinbringen werde.„

Auf der dritten Seite bestimt ein breiter Fluß das Ende des verderbten und des gebesserten Landes.

Eben diese Gegend ist unter allen, die von Lasterhaften bewohnt werden, die aller wüsteste, die Verführung ist da erstaunlich groß, die zartesten Kinder lernen schon alle Ausschweiffungen ihrer Eltern und Verwanten, und kommen also bey frühen Jahren zu einer unseligen Fertigkeit in frechen Sünden. Will jemand von diesen elenden einen andern Aufenthalt, seines Lebens, unter den wohlgesitteten Unterthanen der Tugend suchen: so muß er durch den Fluß, welcher die Eigenschaft hat, daß alle, die dadurch gehen ihr voriges Leben vergessen, und nur das einzige behalten, wie schwer es ihnen geworden, ihre bösen Gewohnheiten von Grund aus zu ändern, und abzulegen. So bald sie diesen Fluß einer so heilsamen Vergessenheit durchgegangen sind, so verschwindet auch die Lust zu allen vorigen Vergnügungen, wobey die Unschuld Schaden litte; sie erinnern sich daran

daran mit Scham und Reue und Wehmuth; wobey sie vorher frech und leichtsinnig waren, das erregt nunmehro in ihnen einen heiligen Abscheu, und so werden sie geschickt, das Bürgerrecht und die Hofnungen der Tugendhaften zu erlangen. Sie freuen sich hernach recht aufrichtig und herzlich, daß sie in ihren Seelen etwas getilgt haben, welches ihnen hernach doch die allergrößeste Unruhe hätte verursachen müssen, wenn es auch möglich gewesen wäre, es beyzubehalten, da ihnen nun die Dinge kaum wieder einfallen, wozu vorher ihr ganzes Herz geneigt und wovon es immer voll war.

Endlich wird die vierte Seite von einem finstern Walde eingeschlossen. Man sagt, daß durch denselben noch niemand gegangen sey. Wie weit diese Wüste eigentlich gehe, ist auch nicht bekant. Doch findet sich in einigen Urkunden die Nachricht, daß sich verschiedene Personen in diesen Wald begeben, allen Umgang mit andern Menschen vermieden, und durch diese strenge Einsamkeit zur Tugend zu kommen geglaubt haben. Aber es ist kein Exempel vorhanden, daß ein Mensch bloß durch die Verläugnung der Menschheit den gesuchten Weg gefunden hätte; sondern alle haben durch den vorherbeschriebenen engen Fußsteig gemust, sie haben da die Beschwerlichkeit der Reise gefühlt: aber auch auf den Bergen die Füße derer gesehen, die den Frieden und Gutes verkündigen. Die mehresten haben nachher durch den Fluß gemust, welcher so stille fließt, daß das ganze Gemüth von dieser Stille einge-

eingenommen, und also von aller wilden Lasterliebe entwöhnt wird. Andre haben aber, da sie kaum den engen Weg zurück gelegt, das völlige Ziel ihrer ganzen Reise erreicht, und sind von dieser Erde weggenommen worden.

Zuletzt wird noch überhaupt angemerkt, daß alle Gegenden der weitläuftigen Herrschaft der Laster, diesem beschriebenen Lande gleich nahe wären, und man vermittelst des engen Weges bald hinüberkommen könte, nur hielte es freylich für diejenigen schwerer, welche tiefer in das innerste der zerrütteten Länder hineingedrungen wären.

Nun folgt die Größe des Landes. Das eigentliche Maaß derselben kann nicht bestimt werden, weil kein Sterblicher jemals alle Provinzen durchreiset ist. Die wahrscheinlichste Berechnung der Größe, würde wol nach der Anzahl der Einwohner angestelt werden müssen. Denn was hilft die ungemessene Länge und Breite eines Königsreichs, wenn es unbebaut ist, wenn der Boden unter der Last seines wildgewachsenen Ueberflußes unfruchtbar wird, und wenn große Erdstriche, die niemand angehören, allemal den Namen eines eigenthümlichen Reichs wiederlegen? Die Tugend unterscheidet sich in allen Stücken von dem Blendwerk, welches sonst in der Welt gemacht wird: und also glaube ich, die Größe ihres Reichs wird beträchtlich genug seyn, wenn ich versichern kann; sie hat unzählig viel Einwohner; aber es ist noch immer für Millionen Raum übrig.

Wie

Wie hoch sich die Anzahl der Einwohner in einzelnen Provinzen beläuft, kann von uns eben so wenig angezeigt werden. Einige Nachrichten erzehlen, daß sich in einer gewissen Landschaft vor vielen Jahrhunderten einmal ein Prophet beklagt habe, **er sey allein darin übrig geblieben:** aber die Weißheit, die sie alle kennt, habe ihm geantwortet, **daß noch siebentausend Seelen vom Dienst des Thiers und der Sünde rein bewahret worden.** So viel ist indessen unläugbar, daß die Größe nicht immer gleich gewesen. Oefters ist sie sehr stark vermehrt worden. Einige glückliche Tage sind angemerkt, an welchen überaus viele Seelen den Weg in dieses Land gefunden haben. **Sonderlich ist ein Tag merkwürdig, der demselben dreytausend Einwohner zugebracht hat.** Hernach ist es mehrentheils so gegangen, wie es die Umstände der Welt zuließen. Viele sind in den Verfolgungen recht mit Gewalt aus dem Reich der Finsterniß ausgestossen; und da sie alsdenn einmüthig die Wohnungen des Friedens gesucht, so sind ihnen auch andre haufenweise nachgefolgt. Es soll kein Tag hingehen, an welchem die Pflanzstädte der Tugend nicht vermehrt werden. Gleichwol ist die Anzahl der Einwohner in denenselben sehr oft klein gewesen. Ja die Menschen haben es erlebt, daß auf Erden nur acht Seelen übrig waren, von welchen doch nicht einmal recht gewiß ist, ob sie alle schon würklich tugendhaft gewesen. Man hat angemerkt, daß sich die Anzahl der Reichsgenossen der Tugend fast allezeit um so viel vermin-

dert

dert hat, je allgemeiner der leibliche Wohlstand des menschlichen Geschlechts gewesen. Hieher gehöret sonderlich der Ueberfluß der Güter, und die Gewohnheit, selbige zur Pflege des Leibes und zum Wolleben anzuwenden; wenn von Menschen nichts wichtigers gesagt werden kann, als dieses: Sie assen, sie trunken, sie freieten und ließen sich freien. Ferner gehöret die Ehre auf Erden hieher. Wenn die Tugendhaften am meisten vorgezogen werden, so steht es um ihre Treue gegen die Tugend am allergefährlichsten. So lange sie sich freuen musten, einen Platz im Walde, oder zwischen den Wildnissen und Gebürgen zu ihrer Zusammenkunft zu haben, so lange war ihr Eifer redlich und ihr himmlischer Sin unverändert: aber nachdem man ihnen Tempel erbauete, schätzten sie diese Wohlthat Gottes so wenig, daß sie ihres Ernstes nur gar zu frühe vergaßen. Auch pflegen die sogenanten erleuchteten Zeiten sehr viel zu verderben, der menschliche Witz sieht die Wahrheit und übt sich, sie nicht zu fühlen. Der Geschmack am Wißen wird allgemein. Die vermehrte Einbildung erdenkt sich eine neue beste Welt, und ein jeder will ein Bürger derselben werden. Doch die Tugend hat das Versprechen empfangen, daß noch einmal ein Feuer angezündet werden soll auf Erden: und was wäre mehr zu wünschen, als daß es schon brennete!

Die Fortsetzung folgt künftig.

Herr

Herr Memphus hat sich wegen des neunzehnten Stücks im ersten Theil mit einem Schreiben eingefunden. Manchem meinen Leser könte es so vorkommen, als wenn ich ihm in besagten Stück unrecht gethan hätte: indem er sich, hier über seine Absicht bey unserm damahligen Gespräch sehr billig erkläret. Aber eben dieser Brief rechtfertigt mich wieder allen Verdacht eines unbilligen Verfahrens, indem es mein Correspondent mir selbst zugesteht, daß ich nicht ein Wort ausgelassen habe; und weil er mein Gedächtniß nicht kennet, so verwechselt er es mit einer Schreibtafel. Wenn nun des Herrn Memphus Absicht, laut des neunzehnten Stücks im ersten Theil ganz anders ist, als sie sich in diesem Briefe darstelt: so halte ich sein Bekentniß für eine Frucht des Vorsatzes, sich in seiner Gesinnung gegen die Wahrheit zu ändern. Und auf diese Weise sagt der Brief so viel: Herr Memphus werde in Absicht unsrer Schrift aufhören, Memphus zu seyn. Wir freuen uns über diesen Vorsatz: wünschen ihm aber von Herzen, daß er niemals und in keiner Absicht diesen Namen mit recht führen möge. Hier ist der Brief selbst.

Mein Freund,

Fast solte ich meinen, Sie hätten die Pflicht der Verschwiegenheit übertreten, die sie ihrem unwürdigen Freunde schuldig sind. Ich habe es mir nicht vorgestellet, daß Sie unsere freundschaftliche Unterredung aller Welt vor Augen legen

legen würden; sonst hätte ich mich mit ihnen in kein so tiefes Gespräch eingelassen. Meine ganze Absicht ging nur dahin, Ihnen meine Gedanken von dem Begrif der Tugend zu eröfnen, und zugleich von Ihrer neuen Erklärung überzeugt, nicht aber aller Welt als ein schwacher Kopf dargestelt zu werden. Es scheinet, als ob Sie sich eben zu dem Zweck, alles bekant zu machen, einer Schreibtafel bedient hätten, unsere gegenseitigen Reden sogleich aufzuschreiben; indem Sie auch nicht ein Wort ausgelassen oder verändert haben. Was meinen Sie? Ich unterredete mich noch einmal mit Ihnen über ihr geschildertes, oder vielmehr im Traum gesehenes Paradieß; denn ich wolte fast wetten, daß Sie selbst den Traum gehabt haben; und Sie wären so artig, mich sogleich in dem ersten darauf folgendem Stücke vor der ganzen tugendliebenden Welt durchzunehmen? Nicht wahr, das wäre ihr Wunsch? Aber glauben Sie nur, daß sich künftighin davor sorgfältig hüten wird

Ihr

B = =
den 27. May
1755.

wohlbekanter Freund,
Memphus.

Der Tugendfreund.

Das 8. Stück.

Die Stimme der Allmacht im Meere,
Durchwandelt die taumelnde Schwere
Und donnert den Abgrund hinab.
Die Wellen des Oceans beben,
Und Blitze die über ihn schweben,
Erleuchten das schreckliche Grab.

Nach einigen zimlich unruhigen Stunden, die ich in meinem Bette schlaflos zugebracht hatte, fielen endlich die Augen zu, und ich befand mich so gleich an einem Hafen, welcher voller Schiffe lag, die alle segelfertig waren. Dieser Anblick enthielt viel ergötzendes für mich, weil ich schon lange gewünscht hatte, eine ausgerüstete Flotte zu sehen. Ich bewunderte das prächtige Ansehen der Kriegesschiffe, die Masten, die Taue, und die Bewegung dieser entsetzlichen Körper. Bald hing mein Auge an dem langen Kiel, der im Wasser lag, bald erhob es sich wieder nach dem

Spiegel und der Gallerie, ohne sich satt zu sehen. Ich entdeckte alle Augenblicke was neues, das ich vorher nicht gesehen hatte, und blieb in tiefen Betrachtungen stillschweigend stehen.

Und jetzo bewegte sich alles. Die Admirals Flagge wehete, die Segel waren aufgespant, jederman eilete an Bord, und ich wurde auch mit fortgetrieben, ohne daß ich eine große Lust zu dieser Seereise bezeigte. Die Kanonen wurden gelößt, und andere von Lande antworteten, mit einem so entsetzlichen Krachen, daß ich davon gantz betäubt wurde. Doch schien es nicht, daß wir uns weit vom Ufer entferneten, denn ich konte die Berge und Spitzen der Seestädte nnd Leuchthürme noch immer erkennen.

Endlich verlor sich die ganze Aussicht aus meinen Gesichte. Ein blauer Himmel und ein eben so gefärbtes Meer war alles, was sich noch sehen ließ. Und dieser Anblick war würklich ausnehmend prächtig und schön. Die ganz gewölbte Weite, war wie gemahlt, die Sonne stieg in majestätischer Herrlichkeit in die Höhe und zeigte sich in einem blendenden Glanze. Die Fluthen empfingen den leuchtenden Abdruck, und funkelten bey nahe eben so schön, als die Sonne selbst, die immer höher stieg und neue Erwärmungen durch die Luft austheilte.

Sie spiegelt sich im blanken Flächen,
Die ihre Stralen funkelnd brechen,
Da leichte Winde säuselnd wehn,

Die

Die Sonne wirft noch sanftre Blicke
In die beglänzte See zurücke,
Und läßt ihr schönes Bild noch dreymal schöner sehn.

Es kam mir vor, daß wir lange unter einem günstigen Himmel, auf einer stillen Fluth, ohne durch Stürme beunruhiget zu werden, fortsegelten und mit allgemeiner Freude an das Ende unserer Reise gedachten. Die Hauptleute und Steuermänner waren über den glücklichen Erfolg ihrer Reise ausnehmend vergnügt, und die Matrosen und das andre Volk ergötzten sich auf dem Verdeck auf unterschiedene Art. In einer kleinen Entfernung von der Flotte spielten die Fische und sprangen zuweilen Ellen hoch aus der See, welches ein angenehmes Schauspiel war. Zuweilen lag die Flotte stille und ein lautes Vergnügen eilte von einem Schif zum andern, bis es endlich ganz allgemein, und durch den Donner der Geschütze vermehrt wurde. Oft wurden Erfrischungen unter das Volk ausgetheilt und ein jeder that sich so viel zu gut, als er nur immer konte.

Der Tag war bald verflossen; die Sonne ging unter und hinterließ einen feuerrothen Himmel, der uns mit einem heftigen Sturme zu drohen schien. Im Traum gibt es sehr plötzliche Erscheinungen, welche kommen und verschwinden, hernach wiederkommen, und zuletzt gänzlich verloren gehen. Es war noch Nacht, aber auf einmal wurde es wieder Tag. Dieser Tag dauerte nicht lange, sondern wurde in wenigen Augenblicken von einer dicken Nacht

verschlungen. Ich weiß selbst nicht mehr, wie mir zu Muthe war, als ich die von ferne brausende Winde, auf den Fluthen daher rauschen hörte. Das Schif taumelte und unter dem Schif schlugen und sprüzten die Wellen. Das Geräusch wurde grösser, die Fluthen trieben das Schif in die Höhe, zogen es wieder zurück, warfen es fort und schleuderten es in die Tiefe. Es erhob sich wieder, und schwam und wurde von neuen fortgerissen. Keiner verstand den andern, weil das Toben der Winde beständig fortdauerte, nur merkte man an der kläglichen Gestalt eines jeden, daß sie alle in der äusserſten Verwirrung seyn musten. Die Finsterniß verhinderte die andern Schiffe zu sehen, und wir hatten auch so viel mit uns selbst zu thun, daß keine Zeit übrig war, an andere zu gedenken. Das Schif war schon ziemlich leck und neigte sich sehr auf die eine Seite. Ein jeder arbeitete so gut als er konte, das Wasser wieder herauszupumpen, aber es kam immer wieder neues dazu. Mitten unter diesen bekümmerten Umständen krachte es einige mal so entsetzlich, daß wir nicht anders glaubten, als das Schif sey völlig zerscheitert. Die beste Ladung, welche das Schif am meisten beschwert hatte, war schon über Bord geworfen, ohne daß unser Unglück dadurch wäre erleichtert worden. Die Masten brachen und musten nur von den Zimmerleuten geschwinde abgekapt werden, damit sie das Schif nicht in den Grund zögen. Mitten unter diesen traurigen Veränderungen, welche erstaunend geschwinde auf einander folgten, bekam das

Schif

Schif einen ausserordentlichen Schwung und krachte so fürchterlich, daß ich davon erwachte.

Ich freuete mich ganz ausnehmend, daß ich nicht auf dis unglückliche Schif gehörte, und eine süsse Empfindung floß über meine gantze Natur, da ich diese Gedanken unterhielt. Ich stelte mir jetzo die Schiffart und unzählich viele Veränderungen, welche damit verbunden sind, recht lebhaft vor. Wie nüzlich, dachte ich, sind die Seereisen! Wie viele Länder werden dadurch bereichert! Wie viele Vortheile haben Künste und Wissenschaften davon! Aber mit welcher Gefahr sind sie auch verbunden? Wie viel Schiffe verschlingt jährlich das Meer! Wie viel Menschen werden in der Fluth begraben! Wie viel Schätze sinken in den Abgrund, ohne jemals wieder sichtbar zu werden!

Doch vertrauen sich so viel tausende mit aller Verwegenheit einem leicht zerbrechlichen Behältniß an, ohne den in Sturme rasenden Tod zu fürchten. Die Trümmern zerscheiterter Schiffe und die ausgeworfenen Leichen der Ertrunkenen können sie nicht abhalten. Und warum vertrauen sie einer Welle das schätzbarste von allen irdischen Gütern ganz unbesorgt an? Warum lassen sie ihr Leben im Winde forttreiben, ohne die gewisse Hofnung zu haben, es einmal wieder zu finden? So weit kann uns der Durst nach Gold verleiten. So wenig denken wir an den geringen Werth aller Reichthümer, wenn wir sie gegen unser Leben halten.

Es ist rühmlich etwas zu wagen, zumal wenn es zum allgemeinen Besten gereicht, oder aus Liebe zu mehreren Familien geschieht. Man ist schuldig auch seine äussere Wohlfart zu befördern, und die Glücksgüter, welche uns die Vorsicht gönt, auf eine weise und anständige Art zu vermehren. Aber wie sehr betriegen wir uns, wenn wir glauben, dis sey unsere vornehmste Sorge, und alles andere verdiene keine so ernsthafte Anstrengung unserer Kräfte? Ich berufe mich auf die aufrichtigsten Zeugnisse menschlicher Herzen, die vielleicht sonst gewohnt gewesen sind, eben so irrig zu denken, aber hernach eingesehen haben, daß sie thöricht gewesen sind.

Ist es nöthig sich bey allen bedenklichen Veränderungen den Händen der Allmacht zu befehlen, so ist es noch vielmehr nöthig, sich seiner Aufsicht zu überlassen, wenn man über der unergründlichen Tiefe schwebt und vom Sturmwinde verfolgt wird. Wie viel sichtbare Proben haben wir schon, daß er seinen Arm in den Wolken gezeigt, die Wellen niederschlagen, die Winde zurückgerufen, und das beschädigte Schif, das dem Verderben so nahe war, glücklich ans Ufer geführt hat. Wie viele sind auf eine ganz wunderbare Art, wenn sie schon in der Fluth gelegen, und mit jeder aufsteigenden Welle ihrem Untergange zitternd entgegen gesehen haben, doch noch endlich gerettet worden.

Er stürzt sich vom geschwärzten Bogen
Mit wilder Wuth ins Meer hinab,
Und Wetter die die Fluth umzogen,
Verwandeln sie in Tod und Grab.

Wenn

Wenn nicht ein mächtiger Erretter
Der Ewige, der Gott der Wetter
Zu diesem Meere Friede spricht,
So weiß ich keine Rettung nicht.

Mit diesen Betrachtungen schlief ich wieder ein, und es vergingen wenig Augenblicke, so befand ich mich wieder mitten unter der Flotte. Alles war wieder in dem besten Zustande, es fehlte kein Mast, Tau oder Anker, und man erwartete nur das Zeichen, die Anker zu lichten. Auf allen Gesichtern war ein neues Leben gemahlt, und die Freude lachte aus den Augen eines jeden Bootsknechts. Indessen deuchte mich, daß wir weiter segelten, und das Wetter war so wünscht und angenehm als es nur immer seyn konte.

So abwechselnd ist die Natur, und eben solchen Veränderungen ist auch eine menschliche Seele unterworfen. Es wird trübe und finster und unruhig. Traurige Sorgen wallen in unsern Herzen, wir arbeiten unter Angst und Beklemmungen fort, bis sich endlich das Licht wieder findet, und ein angenehmer Tag alle Wolken zerstreut. Und wie süß sind die Empfindungen, die daraus herfliessen! wie männlich werden wir dadurch gesint! wie stark wird die von neuen belebte Hofnung!

Wir segelten fort und die Stimme des Matrosen am Mastkorbe, verkündigte uns den Anblick des Landes. Die Freude darüber im ganzen Schiffe, war gar nicht zu beschreiben. Aber dismal betrogen wir uns sehr. Es war nichts weiter als ein Nebel, der

die Gestalt einer Insel angenommen hatte, und auf dem Wasser schwebte. Eine unzeitige Freude verschwindet eben so bald, als sie entstanden ist. Wir ergötzen uns oft über Güter, die einen vortreflichen Schein haben, und wenn wir ihnen etwas näher gekommen sind, sehen wir, daß es Schatten waren.

Wir solten noch etwas mehr ausstehen, ehe wir ans Land treten konten, welchem wir so nahe zu seyn hoften. Dis verkündigte der Schiffer, nachdem er den Himmel angesehen hatte, einige Stunden vorher, und befahl uns alles fertig zu halten. Und dieser Sturm war in Wahrheit viel stärker und entsetzlicher als der vorhergehende. Die ganze Natur schien in Bewegung zu seyn, die Fluth wälzte sich aus dem tiefen Abgrunde mit dumpfigtem Getöse in die Höhe, fuhr durch den weiten Raum mit stürmender Gewalt fort, und flog mit gleichen Ungestüm wieder in die dunkle Tiefe zurück. Am Himmel stieg ein schwarzes Wetter mit Blitz und Donner auf, und rollete mit unaufhörlichen Schlägen von einem Ende zum andern. Ein Platzregen zerriß die finstern Wolken, und stürzte sich stromweise über unser Schif herab, und in dem Augenblick wurde es vom Wirbelwind ergriffen, und einige mal wie ein Schleuderstein in die Runde geschwenckt.

Wir hatten die Segel eingezogen, und alles bereit gemacht, die Gewalt des Ungewitters auszuhalten. Aber was ist ein Schif gegen das stürmende Meer, oder ein Mensch gegen den zürnenden Himmel? Das Schif flog mit unglaublicher Geschwin-

schwindigkeit fort, ohne daß es einer menschlichen Macht möglich war, es auch nur einen Augenblick aufzuhalten. Wir befanden uns in einer sehr gefährlichen Gegend des Meers. Der Schiffer machte eine sehr traurige Miene und sagte, wir sind alle des Todes. Klippen umgeben uns auf allen Seiten. Wer kann hier helfen? Dis war für uns alle eine sehr schmerzhafte Nachricht. Geschrey, Thränen, Klagen und Jammer wurde allgemein, und ein jeder bereitete sich zu dem bevorstehenden Ende. Und ach! - unser Schif bekam einen Stoß - es scheiterte und brach. Ein lautes Geschrei flog gen Himmel; einige sunken vor meinen Augen in den Abgrund, andere hielten sich an dem Mast und noch andere ergriffen ein schwimmendes Bret, ihr betrübtes Leben zu fristen. Mir brach ein heftiger Angstschweiß aus, da ich auch untergehen solte, aber ich kam, ich weiß selbst nicht wie, auf eine Klippe zu stehn, wo mich keine Welle berühren konte. Von da sahe ich mit wehmütigen Bewegungen meines Herzens den kläglichen Uberrest des zertrümmerten Schiffes, und hörte mit schmerzhafter Empfindung das wehklagende Winseln der Sterbenden. In diesem Augenblick umgab mich eine helle Wolke: es kam mir vor, als wenn ich von einem angenehmen Winde aufgehoben würde, ich sahe noch unter mir die stürmende See, und eine Welle, welche tief aus dem Abgrunde zu einer erstaunenden Höhe aufstieg, erschreckte mich so heftig, daß ich aufwachte.

Der Schifbruch.

Noch glänzen sie in dunkler Ferne
Die blanken Häupter goldner Sterne,
Und um sie schleicht die graue Nacht.
Kaum ist ein Stral des Lichts geboren,
So hat Orion sich verloren,
Und auch der kleine Bär, der sonst im Finstern wacht.

Die Sonne eilt im goldnen Wagen
Läßt Stralen in die Höhe schlagen,
Und grüßt die fest entschlafne Welt;
Die Nacht erschrickt, hebt ihre Flügel,
Hengt sich an einem wüsten Hügel,
Bis sie im dunkeln Thal entkräftet niederfält.

O welch ein Glanz! die Sonne leuchtet,
Das Meer hat seinen Schild befeuchtet
Und seinen Harnisch blank gemacht;
Hier muß sich in zehn tausend Bildern
Die Majestät der Sonne schildern,
Da ihr verbreitet Licht von so viel Spiegeln lacht.

Ein Segel wohlversuchter Britten,
Daß diese Fluthen oft durchschnitten,
Fließt noch in stillen Wassern fort,
Es hat noch keinen Sturm gesehen,
Nur Winde, die gelassen wehen,
Befördern seinen Lauf zum letzten Ruheort.

Die

Die Ladung schläft in sichern Kasten,
Die Flagge spielt an stolzen Masten
Und kräuselt sich in kühler Luft,
Und da wo Blitz und Donner wohnen,
Am hohen Himmel heisser Zonen
Erhebt und wirbelt sich ein angenehmer Duft.

Der Anker kent noch nicht die Schlünde,
Die Felsen ausgehöhlter Gründe,
Wo Mörder aus der Tiefe gehn,
Und niemals ließ die schwüle Hitze,
Ein drohend Heer erzürnter Blitze,
Auf dem verklärten Raum des heitern Himmels sehn.

Betaumelt vom entfernten Glücke,
Wirft schon das Schifvolk frohe Blicke,
Ins weitentlegne Land hinein;
Sieht schon mit jauchzendem Vergnügen
Das Gold in rohen Klumpen liegen,
Und jeder schmeichelt sich des Mogols Prinz zu seyn.

Zu viel. Ihr laßt die Gottheit schweigen.
Es wird sich bald ein Anblick zeigen,
Der nichts von goldnen Bergen weiß.
Die Wolke hat ihr Gift getrunken,
Die Sonne sprüzt nur Schwefelfunken
Und macht den langen Tag ganz unerträglich heiß.

Die Winde ruhn, das Ruder träumet
Die Welle, die sonst schlägt und schäumet,

Hat

Hat die zerstörte Stirn verklärt;
Doch kochet schon ein tobend Wetter,
Entzündet von dem Gott der Götter,
Das auf ihr blosses Haupt unsichtbar niederfährt.

Ein Wölkgen giebt das Losungszeichen.
Ach diese Sonne wird bald weichen,
Und euch auf ewig untergehn!
Bald wird ein Sturm von Nord erhoben
Mit rasendem Getümmel toben,
Und mit erboßter Wuth auf eure Segel wehn.

Von Ferne rauscht es schon den Ohren;
Am Ufer hat der Sturm geschworen,
„Kein Othem soll dem Meer entfliehn,
Egyptens Nacht soll wieder kommen,
Die Donner hab ich schon genommen,
Und schrecklich soll der Bliz aus schwarzen Wolken glühn.„

Dis sagt er, und die Felsen zitttern:
So wie bey nahen Ungewittern
Das Laub in dunklen Walde bebt.
Mit Drohen steigt er zu den Höhen,
Wo sonst nur Gemß und Steinbock gehen,
Und wo im Schnee und Eiß ein ewger Winter lebt.

Sein Fittig schlägt den Dunst zusammen,
Er mischet ihn mit zarten Flammen,
Und rüstet sich zum Untergang;
Der hagre Leib wird aufgeblasen,
Man hört schon tausend Winde rasen,
Und selbst heult er dabey den gräßlichsten Gesang.

Der

Der Himmel ist nicht mehr gewogen,
Er hat den Trauer angezogen,
Und sich in Nächten eingehüllt;
Das Schrecken droht von jeder Seite,
Die ganze ausgespante Weite
Hat sich auf lange Zeit mit Wolken angefüllt.

Von unten braußt es aus dem Meere;
Es wälzt sich mit verlorner Schwere,
Und rollt den dicken Schleim ans Land,
Verschlingend folgt die stolze Welle,
Verschluckt ihn und die ganze Stelle,
Und wirbelt ihren Schaum um den betrübten Strand.

Die Tiefe wafnet sich zum Streite,
Und öfnet sich der reichen Beute,
Die sie nun bald erobern kann.
Den Anker her. Den Tau entbunden.
Nur fort, den Bleiwurf abgewunden,
Die hohle Welle treibt mit lauten Schlägen an.

Das Schifvolk wandelt auf und nieder,
Der eine sucht die Kammer wieder,
Der andre steigt von unten rauf.
Der sucht den Strick, und der das Messer,
Ein andrer laüft um seine Fässer,
Und alle opfern sie dem letztern Schicksal auf.

Es rauscht von ausgelaßnen Stürmen
Die Wellen, die sich höher thürmen,

Durch-

Durchfliegen Himmel, Luft und Meer,
Das arme Schif wird fortgerissen,
Zerquetscht, zerschmettert und zerschmissen,
Und vor ihm stürzt der Tod in schwarzer Rüstung her.

Es kracht zur Rechten und zur Linken,
Jetzt wird es in den Abgrund sinken,
Und in der Fluth begraben seyn.
Doch nein, ein neuer Schwung von oben
Hat es bis in die Luft erhoben,
Und wird den letzten Fall mit wilder Wuth erneun.

Wie ängstlich hebt das Volk die Hände,
Fleht zitternd um ein selig Ende,
Und schreit fast lauter als der Sturm!
Der Bootsknecht, der nur Donner fluchet,
Erschrickt, da ihn das Wetter suchet,
Schlägt jammernd an die Brust und winselt wie ein Wurm.

Zwey Brüder die sich zärtlich küssen,
Jetzt scheiden und bald sterben müssen,
Beweinen noch den letzten Blick,
Umarmen sich mit stillen Klagen,
Indem die Donner tödtend schlagen,
Und sehen in ihr Schif zum letzten mal zurück.

Ein Greiß von mehr als achtzig Jahren,
Der solche Stürme oft erfahren,
Hält den erblaßten Enkel fest,
„Mein Sohn, wie gern will ich mein Leben
Zu deiner Rettung zehnmal geben,
Ach samle doch nur jetzt der Kräfte Ueberrest.„

So

So spricht er, küßt die naßen Wangen,
Die voll beseufzter Thränen hangen,
Und drückt den Jüngling an sein Herz,
Sein Auge will vor Jammer brechen,
Er zittert und will wieder sprechen,
Doch übertäubet ihn der väterliche Schmerz.

Das Wasser ist schon eingedrungen,
Das Schif hat Wellen eingeschlungen,
Und sich mit neuer Last beschwert.
Theils geht die Ladung schon zu Grunde,
Theils schleudert sie sich in die Runde,
Bis sie der andern nach zum tiefen Abgrund fährt.

O welch ein unerhörtes Knallen!
Die Masten brechen, sinken, fallen,
Das halbe Schif liegt schon zerstört.
Hört! welch ein winselndes Getöse!
Doch bleibt das Wetter immer böse,
Und diese Klage wird vom Himmel nicht gehört.

Der Tod sitzt auf erblaßten Lippen.
Jetzt schlägt das Ruder an die Klippen,
Und das bestürmte Schif zerbricht.
Hier taumelt es in tausend Trümmern,
Die in der Gluth der Blitze schimmern,
Und das entblößte Volk sieht keinen Retter nicht.

Ein Theil hat sich zum Mast geschwungen,
Die andern hat die Fluth bezwungen,

Und

Und ihre Bretter umgekehrt.
Doch auch der Mast wird endlich weichen,
Denn seine Ladung sind nur Leichen,
Mit welchen dieser Sturm das Reich der Todten mehrt.

Es tobt noch vier und zwanzig Stunden;
Nun wird kein Othem mehr gefunden,
Der noch aus trüben Wasser schreit.
Und endlich wird der Himmel heiter,
Die Welle spült die Bretter weiter,
Bis sie sie oft zerstückt ans ferne Ufer streut.

Ja eilt nur zum betrübten Strande
Da liegen sie beschaumt in Sande,
Die Leichen der erzürnten Fluth,
Auf denen noch die letzte Klage
Das Schrecken der beseufzten Tage,
Und die Verzweiflung selbst im kalten Auge ruht.

Das Meer giebt die Verwüstung wieder,
Und man beweint die todten Brüder,
Das Schif und das verlorne Geld.
Die ganze Hofnung ist verschwunden,
Doch ihr vergeßt die Trauerstunden:
Da sich ein neues Schif schon segelfertig hält.

Der Tugendfreund.

Das 9. Stück.

Laut ruft die Natur; komt, komt, Menschen und singet!
Der Wald, der von lieblichen Liedern erklinget,
Seht, der ist im Kleinen ein Gleichniß der Welt.

Wir sind nicht die ersten, wir werden auch nicht die letzten seyn, welche sich mit dem angenehmen Urtheil von ihren Zeiten schmeicheln, daß Wissenschaften und Künste, das menschliche Leben vergnügt zu machen, darin aufs höchste gestiegen wären. Es mag nun eine Art der Hochachtung für jede Vollkommenheit seyn; oder eine Art des Wohlgefallens an uns selbst: so haben doch alle Weltalter die Menschen in der Meinung gefunden, daß ihre Künste und ihre Erfindungen weniger Verbesserung fähig wären; denn das vorige war schlechter, und das künftige unbekant. An und für sich darf dieser Gedanke eben nicht untersucht werden: und in Absicht auf diejenigen, welche ihn hegen, ist er höchstens nur ein geringer Irthum. Wir finden viel zu starke

Triebe zur Nacheiferung, als daß wir bey dem, was bekant ist, stehen bleiben, und nicht zu dem Erfundenen, Erfindungen hinzusetzen solten: folglich kann diese Einbildung die beständige Verbesserung unsrer Künste eben nicht hindern. Aber sie hat noch einen Vortheil. Eine dankbare Zufriedenheit mit dem, der uns eben in diese Zeit gesetzt hat, kann uns zur grossen Freude ermuntern, wenn wir die vielen Abwechselungen betrachten, wovon jene nichts wusten, worunter aber unser Leben dahinfließt, wie ein Bach durch immer andre, grüne, blühende und fruchtbringende Felder.

Es komt nur alles darauf an, ob man von den Vergnügungen das wegzulassen weiß, was sie verdirbt; und ob man sich in der klugen Wahl geübt hat, nicht das schlechtere zu ergreiffen, wenn etwas weit edleres zu haben ist. Unter dieser Bedingung wird man in einer reitzenden Betrachtung gewahr werden, daß die große Vermehrung des menschlichen Geschlechts, uns alle genöthiget hat, andere zu gebrauchen, und andern brauchbar zu werden; daß hieraus sehr viel entstanden ist, welches nicht nur zur nothdürftigen Erhaltung des Lebens, sondern auch dazu ersonnen ist, daß einer in dem Umgange des andern mehr Annehmlichkeit finden könne, als wenn er zu der Stunde allein wäre; ja noch mehr, daß man andern vieles ablernen könne, um in sich selbst Gesellschaft zu finden.

Es hat deswegen von Anfang der Welt an schöne Wissenschaften gegeben, ob sie gleich diesen Namen

men erst spät erlangt haben. Meine Leser werden von mir keine Entscheidung der Frage erwarten: ob auch diese schönen Wissenschaften noch künftig steigen können! Wer sich dieses vornehmen wolte, der müste den Grad vollkommen kennen, zu welchem man sie gebracht hat; hernach müste er zeigen, ob ihre Natur und die Kräfte der Menschen eine fernere Erhöhung möglich machten. Und was wäre das anders, als er müste in diesen Zierden der Menschlichkeit wenigstens so weit gekommen seyn, als alle Menschen zusammen.

Mein Zweck ist nur, zu zeigen, wie die Tugend dem Herzen, **wenn es vergnügt seyn kann**, alle dazu würklich dienende Mittel erlaubt, ja selbst in die Pflichten, wozu sie uns verbindet, mit einschließt. Folglich erlaubt sie uns auch auf eben diese Weise, Witz und Empfindung zu vereinigen, daß wir uns selbst und andren mit allem was schön ist, dis Leben erleichtern können. Und sie erlaubt es nicht nur, sondern sie bildet die Gemüther schon so, daß sie in Absicht des Geschmacks nicht unwissend, und in Absicht des Gefühls nicht gleichgültig bleiben können.

Musik, Beredsamkeit, Dichtkunst, und Malerey sind jederzeit zu den Vergnügungen dieser Art gerechnet worden. Ich habe einmal gelesen, daß die Beredsamkeit die ältere, und die Dichtkunst die jüngere Schwester wäre, letztere aber sey früher geliebt worden. Ich wolte sie wol alle als Schwestern betrachten, und da wäre die Musik gewiß

die älteste, und sie möchte auch wol am ersten ihre Liebhaber gefunden haben. Ich will also auch jetzt bey der ersten stehen bleiben;

Die Musik verschaft ein wahres Vergnügen. Indem ich diesen Satz ohne Einschränkung und Zusätz vortrage, so siehet auch ein jeder gleich, daß nur an und für sich von der Tonkunst geredet wird; weil es hernach auf die Fähigkeit und den Geschmack der Menschen ankomt, ob ihre Belustigung an derselben rein bleiben oder gemißbraucht werden soll. Die Seele hat sich in ihrer Denkungskraft mit der Sinnlichkeit so genau vereinigt, daß sie durch selbige entweder alle ihre Gedanken zuerst empfängt, oder doch wenigstens, die bildlichen Vorstellungen als eine Gelegenheit ansieht, sich auf allgemeinere Begriffe leiten zu lassen. Hierin bestehet die tägliche Beschäftigung unsers Geistes und dieses ist seine ordentliche Berufsarbeit auf Erden, welche nur noch so verschieden seyn kann, als die Gegenstände verschieden sind, deren Vorstellungen er bis zur Erfüllung seines Hauptzwecks und Hauptbegrifs fortsetzen soll. Was hierin Arbeit sey, ist leicht zu finden. Bey so unendlich vielen Vorstellungen, die in ihrer Stärke über das Gemüth und in ihrer Schwäche beständig abwechseln; wovon die eine, dem darin zu suchenden Hauptbegrif des wahren Glücks viel näher komt, da die andere denselben gar nicht in sich zu fassen scheint, wenigstens ihn erst weit von fern, und vermittelst vieler andern Vorstellungen der Seele einigermassen kentlich macht;

ein-

eingeschränkt und zurückgehalten, durch eine große Schwäche des Leibes, durch eine verwöhnte Gemüthsneigung, oder durch den Druck der äussern Umstände: so überhäuft, getäuscht, verdrießlich gemacht und verwirt, soll die Seele sich beständig ihrer selbst bewust, sie soll ihrer Kräfte mächtig bleiben, damit sie sich in ihrem ganzen Leben in nichts verlieren möge, als in Gott. Wie schwer muß es nun seyn, wie viel Aufmerksamkeit des Verstandes, wie viel Herrschaft über den Willen und Enthaltsamkeit der Leidenschaften muß es kosten, wenn der denkende Geist sich selbst von allen unterscheiden soll, was ihn alle Augenblicke an sich zieht oder von sich weiset! Ja wie viel schwerer muß es noch seyn, die Vorstellungen, wenn sie nun zu einer Klarheit gebracht sind, noch von dem Begrif unsrer Glückseligkeit zu unterscheiden, sie in der Entfernung von ihm zu setzen, oder so nahe damit zu verbinden, als es die Wahrheit erfodert!

Nun wird sich auch zeigen lassen, was auf Erden den Namen eines Vergnügens verdiene. Von dem Vergnügen im eigentlichen Verstande ist zu andrer Zeit gesagt worden. Jetzt betrachte ich es nur in dem Verstande, wie es der Arbeit entgegen gesetzt ist. Wer viel, zu thun hat, wer schwerere Beschäftigungen übernehmen müssen, der pfleget eine Erleichterung, einige Entschlagung seiner Arbeit ein Vergnügen zu nennen: zumal wenn ihm dadurch auch einiger Vortheil gestiftet, und er zur fernern Fortsetzung seiner Geschäfte dadurch tüchtig wird.

Wir wollen diesen Begriff auf unsre arbeitende Seele anwenden. Wenn sie ihre aufmerksame Untersuchung äusserer Vorstellungen, um die Begriffe derselben zur Klarheit zu bringen, aussetzen kann; wenn dieses ihr nicht schadet, sondern theils, zur Verbesserung ihrer Gewohnheiten dienende Empfindungen hervorbringt, theils ihre Kräfte sparet, um sich hernach zu ihrer Arbeit im Denken munterer und geschickter zu machen: so ist auch jedesmal in diesen Fällen ein wahres Vergnügen geringerer Art für sie möglich.

Was könte zu dieser Erholung aus ermüdenden Arbeiten wol auserwehlter scheinen, als die Musik? Wir sollen uns Empfindungen überlassen, ohne darüber mühsam nachzudenken. Diese Empfindungen sollen uns nicht schädlich seyn. Sie sollen das Herz nicht zur üppigen Wildheit verwöhnen; sondern sie sollen in uns Triebe erregen, in allem, was wir zu verrichten haben, zu einem sanften Genuß des Vergnügens zärtlich zu seyn. Das Gemüth soll dadurch eingenommen werden, ohne daß eine größere Mühe erfodert wird, als diese: stille zuzuhören. Alles fortgesetzte Nachdenken macht uns auf gewisse Weise tiefsinnig, es setzt uns in die Gewohnheit, alle Seelenkräfte auf einen Vorwurf zu wenden. Aber wenn nun der eingeschränkte Geist nicht weiter kommen kann, wenn das Blut im ganzen Cörper über die lange Fortsetzung eines Gedankens zu stark bewegt, und alle Nerven entkräftet worden: so verlangt uns nach einer Abwechselung. Andre Abwechselungen

thun

thun zu ihrer Zeit das ihrige. Ein schöner Spaziergang, ist oft so anmuthig, und erfült das Auge und die Einbildungskraft mit so viel Vorstellungen, daß wir unser schweres Geschäfte darüber entweder ganz, oder doch seiner Schwierigkeit nach glücklich vergessen. Eine vergnügende Gesellschaft lenkt durch die Verschiedenheit der Gespräche unsern Sinn bald auf etwas, welches der Seele weniger Mühe kostet, und viel artige Gedanken beybringt. Sind wir aber durch unsre Geschäfte so weit gebracht, daß alle unsre Sinnen und Gedanken auf eines gesamlet worden, so ist alle andre Aufmunterung für uns zu rauschend, eben da ihr die Stille fehlt, fehlt ihr auch die sanfte Lieblichkeit, woran unser Herz hängt, und welche, wenn wir uns recht besinnen, unser einziger Wunsch ist.

Dagegen werden alle Kenner gestehen, daß ihnen oft alles gefehlet hat; sie haben ihre Arbeit entweder mit verdoppelten Fleiß fortgesetzt, und ihre Kräfte lieber erschöpfen, als ein nothwendiges Werk liegen lassen wollen, oder sie sind gezwungen worden, ihrer Schwäche nachzugeben, und etwas angefangenes unvollendet zu lassen. In dieser Ermüdung denken sie darauf, was ihnen nun wol angenehm seyn könte; was sich die Seele vorstelt, das verwirft sie auch wieder; bald will man ausgehen, bald will man im Buche lesen; der Hut wird genommen, aber auch wieder weggelegt, man betrachtet den Bücherschrank und läßt die Bücher unberührt stehen. Unvermuthet komt ein Freund, der die

Kunst versteht, wenn man das fabelhafte wegläßt, ein Orpheus zu seyn. Er eröfnet das Clavier, er macht es zum Wahlplatz, einen Wettstreit verschiedener Empfindungen anzustellen. Zuerst läßt er seine Munterkeit in einer angenehmen Unordnung herrschen, er will gleichsam zeigen, wie seine Hände gleichen Muth hätten den Streit zu führen, in welchem entweder die Freude, oder die Traurigkeit, entweder das Angenehme oder das Ernsthafte siegen soll, oder er will gar alles untereinander werfen, und hernach sehen, welche Empfindung den Preis behält. Nun merkt der Zuhörer schon, daß sein Gemüth nicht mehr nach einer andern Art einer Erholung begierig ist, er findet, daß ihm dieses gefehlt habe, er entschließt sich den Wettstreit anzuhören, die Stärke einer jeden Empfindung zu fühlen, und sich derjenigen zu überlassen, welche die andern übertreffen wird.

Der Künstler führt die Hauptsache an, worüber sich die Gemüthsbewegungen streiten oder vereinigen sollen. Er trägt sie zuerst lieblich vor, er wiederholt sie ernsthaft, und läßt sie hernach in allen Tönen noch einmal heftig hören. Nun stellen sich die streitenden Partheien weit von einander in Ordnung. Sie fahren in großer Uneinigkeit des Klanges gegen einander auf, sie entfernen sich wieder, sie versuchen ihre Vereinigung auf vielen andern Gängen, gleich als wenn sie immer andre Wege wehlten. Doch sie sind so weit hineingerathen, daß die eine nothwendig die Ursache des Streits wiederholen muß,

muß, welche im Anfange angezeigt worden. Die andre will davon nichts wissen, diese aber bringt immer eben dasselbe vor, gleich als wenn sie es nicht vergessen könte. Sie verändert dabey sehr oft die Art des Vortrags, und sucht die andre auf diese Weise recht künstlich zu überreden; jene aber wirft ihr vor, daß sie viel zu viel verändert habe, und wiederholt zu dem Ende die Sache ernsthaft und ganz einfältig, und murmelt darauf etwas ganz in der Tiefe. Die andre springt frölich hinauf, und scheint vergnügt zu seyn, daß sie ihre Freundin so lange hat aufhalten können, in Hofnung, sie werde noch wol neue Kunstgriffe entdecken. Hierauf wird der Streit heftiger, die abgelegensten Wege werden gewehlt, es scheinet als wenn die gegenseitigen Theile, sich darin vor einander verstecken wollen: aber sie suchen sich immer auf, gerathen oft hart an einander, vergessen ihre Bahn und scheinen sich bestürtzt zu verirren, finden sich doch aber wieder zurecht, und wissen ihren Lauf so zu verändern, daß kein Irthum mehr zu merken ist. Oft wagen sie beyde einen Gang, der unmöglich so fortzusetzen scheint, wie er angefangen ist, und doch findet man sie hernach unvermuthet wieder da, wo sie abgingen. Auf einmal wird ein Stillstand gemacht, nachdem die Uneinigkeit im Klange aufs höchste gekommen ist. Unterdessen scheint alles entweder auf die Erneurung des Streits, oder auf Friedensvorschläge zu denken. Der gütliche Weg wird versucht, eine weiche und angenehme Stimme wieder-

holt die Ursache des Streits, hütet sich aber, ja nichts befremdendes mit einfliessen zu lassen. Eine andere Stimme antwortet zwar ernsthaft, aber doch übereinstimmig. Es scheint, als wenn der Vergleich sehr nahe wäre. Aber im Augenblick übereilen sich beyde Partheien, und folgen einander auf eben dem Wege mit unglaublicher Geschwindigkeit nach. Doch da sie sich eine Weile herumgejagt, und nicht erreichen können: so treten sie fern von einander, betrachten sich eine Weile, und wechseln in ihren Vorstellungen mit einander ab. Die eine läßt der andern einen großen Vorsprung, hört ihre friedlichen Vorschläge, so oft selbige wiederholt werden, gelassen an, und endlich fallen beyde in der anmuthigsten Uebereinstimmung zusammen.

Der Zuhörer ist unter diesem reitzenden Wettstreit seiner Empfindungen nicht mächtig. Oft begreift er nicht, wie die schnelle Veränderung der Gemüthsbewegung möglich sey; oft scheinet es ihm, als befürchte er diesen oder jenen Gang der Töne, und in dem Augenblick fält die ganze Melodie hinein; oft wünscht er, daß die gegenwärtige Empfindung doch nicht aufhören möchte, sie hört aber bald auf, und eine viel schönere, überzeugt ihn auf die angenehmste Weise, daß er thöricht gewünscht habe. Seine Seele wird übereilt, aufgehalten, wehmüthig gemacht, in eine Heftigkeit gesetzt, die er selbst nicht kennet und wieder besänftigt, und er findet das gröste Vergnügen daran, sich so ganz der Entzückung zu überlassen.

Wie

Wie aber alle Empfindungen der Sinnlichkeit, wenn sie oft wiederholt werden, etwas in uns verändern, und gewisse Neigungen in dem Gemüth zurücklassen: so hat auch die Musik hierin etwas, wodurch sie sich von andern Vergnügungen unsers Lebens unterscheidet.

Sie bemächtigt sich unvermerkt des ganzen Herzens, und erfüllt es mit einer Art der Zärtlichkeit, wodurch es vieler hohen Empfindungen fähig, und über die geringeren erhoben wird. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Anzahl derer Musikverständigen geringer wäre, welche diese edle Sache nur als eine Kunst erlernet haben, und treiben. Solche Personen müssen überall gegen alles was schön ist, sehr gleichgültig seyn, sonst wäre es nicht möglich, daß die Musik bey ihnen, auf die nahe Verwandschaft mit einem zärtlichen Herzen und mit einem feinen Gefühl, Verzicht thun könte. Man kann daher nicht anders, als diejenigen bedauren, die sich bey Anhörung reitzender Töne, selbst durch die Stille zur Wildheit auffodern lassen. Sie verderben sich das größeste Vergnügen, welches sich ihnen anbietet; und wenn ich dergleichen gesehen, so ist immer in meinem Gemüth die Frage entstanden: ob diejenigen, welche tanzen, spielen u. s. w. zu stumpf sind, die Töne zu fühlen, welche in ihr Ohr dringen; oder ob die Musik selbst, welche dabey gemacht wird, so schlecht ist, daß man, um sich die Zeit zu vertreiben, etwas anders suchen muß? Ich habe

diese

diese Frage nicht entscheiden wollen, weil ich sonst auf einer Seite den Zuhörern, auf der andern aber den Künstlern zu nahe kommen würde. Mich deucht aber, daß es einem Herzen, welches den Ruhm eines genauen und zarten Gefühls haben will, eben so unmöglich seyn wird, bey einer rechten Musik auszuschweiffen, als es einem Hungrigen unmöglich ist, zugleich zu essen und zu schlafen. Ich müste es mir gefallen lassen, wenn man sagte, ich hätte von dem Vergnügen, welches die Tonkunst verschaft, nur melancholisch geschrieben: wenn ich nicht beweisen könte, daß alles andere, was gemeiniglich dabey vorgeht, keine Freude ist. Vielleicht aber hält man es mir noch eher zu gut, wenn ich die Welt anmahne, sie solle sich doch die edle Freude, welche durch eine fertige Mischung der schönsten Töne in unsre Seele gerufen wird, nicht verderben, als wenn ich sie vor dem Misbrauch derselben warnen wolte. Und ich vergebe der Wahrheit dabey nichts: denn eben darin besteht der Misbrauch einer Sache, wenn ich den Genuß derselben, der mir zur reinsten Lust vergönt wäre, verderbe, und mich dieses Vergnügens beraube.

Sclirocardius komt und bittet mich, ich soll ihm etwas vorspielen. Ich entschuldige mich theils mit dem Mangel meiner Fertigkeit überhaupt, theils mit der Unlust, welche ich jetzt dazu in mir finde. Er aber wiederholt seine Bitte, er wiederholt sie so inständig und dringend, daß ich glauben muß, es sey ihm überaus viel daran gelegen. Ich erfülle

also sein Verlangen, ich fange an, eine Arie zu spielen, die viele Gewalt über die Seele hat. Aber eben indem ich die stärkste Stelle in der ganzen Melodie anfange, tritt er an das Fenster, pfeift und geht vor den Spiegel. Man wird mir leicht Beyfall geben, wenn ich sage: es ist Schade, wenn sich ein Virtuose vor dem Sclirocardius hören läßt; aber wenn dieses wahr ist, so möchte ich wissen, mit welchem Recht die mehresten Menschen sagen können: sie wären Liebhaber der Musik?

Doch ich muß auch nicht vergessen denen Seelen meine Hochachtung zu bezeugen, die entweder recht zur Musik geboren, oder in Absicht ihres Geschmacks doch dadurch sehr gut ausgebildet sind. Hat sie die Natur schon dazu geschickt gemacht, so ist ihnen niemals wohl, wo sie nicht einen Gegenstand ihrer Zärtlichkeit haben. Sie unterscheiden sich in gewisser Masse durch diese Gemüthsbeschaffenheit, von andern Menschen eben so sehr, wie einer der ein scharfes Gesicht und leises Gehör hat, von dem, der Brillen braucht, oder kein Wort versteht, wo es ihm nicht zugeschrieen wird. Weil sie sehr stark zur Uebereinstimmung des Klanges gewöhnt sind, so erstreckt sich das Gefühl ihrer Empfindungskraft auch fast überall auf jede Uebereinstimmung und Verschiedenheit der Dinge. Und ohne gelehrt zu seyn, ist ihre Beurtheilungskraft zur ziemlichen Reiffe gekommen, wenigstens es gleich zu merken, wo etwas abweicht, wenn sie auch gleich keine deutliche Begriffe davon geben können, da

doch

doch oft auch diese Fertigkeit bewunderungswürdig ist. Weil sie sich ferner in ihren Einfällen vertiefen und verlieren, die Gemüthsbewegung nach aller Anleitung der Natur abwechseln lassen, höher treiben, und besänftigen; so gewöhnen sie ihr Herz auch dazu, daß es leicht angegriffen, und gerührt wird. Ja sie sind im Stande, ihre Neigung auf ein Ding lange zu heften, und darin alles was rührend ist, zu entdecken, da andre flüchtig vorüber eilen, und nicht wissen, was sie gehört und gesehen haben.

Wie glückselig können doch solche Personen werden! Wenn die Zärtlichkeit ihres Herzens auf Dinge fält, die eitel und nichts bedeutend sind, so ist sie die größeste Qual: aber sie ist auch das allererstinlichste Glück, wenn sie nur auf ein wahres wesentliches Gut gelenkt wird. Die ganze Welt verbietet es, daß man sie nicht dazu erwehlen möge, sie zeigt, daß sie zu geringe sey, eine Sättigung und Beherrscherin unsers Geistes zu seyn. Die schlechteste ihrer Freuden sagt uns dieses, wir glauben es nicht: wir gehen weiter, die Aussage ist noch eben so: wir hoffen, ohngeachtet uns alle Hofnung abgesprochen wird - O daß wir doch bald glauben lernten, was wir am Ende doch werden gestehen müssen: nur GOtt sey der ganzen Anhenglichkeit unsrer Seele allein werth, weil er sie allein befriedigen könne.

Antonin eine obrigkeitliche Person ist den ganzen Tag mit Sachen beschäftiget, welche alle seine Ueberlegung erfodern, und oft verdrießlich sind, wenn sie

sie nur Kleinigkeiten betreffen. Des Abends, wenn er seine Verrichtungen geendigt hat, besuchen ihn einige gute Freunde. Oft ist diese Gesellschaft sehr angenehm, weil vieles gesprochen wird, was nützlich und anmuthig zu hören ist. Aber zuweilen kommen auch einige Verwandte hin, denen er sich nicht entziehen kann, die aber nicht recht nach seinem Sinn sind. Ich war neulich mit in dieser Gesellschaft. Nach dem Abendessen setzten wir uns zu einem Gespräch hin, und unsre Unterredung fiel auf gelehrte Sachen. Es wurde allerley gesprochen, worauf wol nicht ein jeder gleich fallen solte: allein es wurde unvermerkt aus den ernsthaften Betrachtungen ein Scherz, wozu einer von den Anwesenden sehr aufgelegt war, welcher auch die meisten andern so lustig machte, daß nun fast im jedem Worte etwas lächerliches zu finden war. Antonin hatte bis dahin in der Stille zugehört; weil er es aber bedauert, daß seine Tage ihm wenig Zeit zu rührenden Bewegungen des Herzens übrig lassen, so läßt er sich die Abendstunden nicht gerne nehmen. Er entfernte sich, da die Versamlung eben anfing sich in ihre Einfälle zu verlieben, und ging in ein Nebenzimmer.

Ich folgte ihm, ohne daß er es merkte, er ging bey sein Clavier und fing eine solche Einwickelung und Verbindung der Töne an, daß man wol hören konte, wie sehr es ihm um die Stille zu thun sey. Nachdem er sich eine Weile durch einige Gänge zubereitet hatte, und gleichsam seine Gedanken und Empfindungen gesamlet: so gerieth er in eine überaus anmuthige

und

und bewegliche Melodie, wozu er sich ganz stille die Worte vorsang: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben. Ich kann meinen Lesern nicht beschreiben, wie sehr mich dieses rührte. O! dachte ich, wie viel schmecket dies Herz mitten unter den Reitzungen des Witzes, von den starken Eindrücken, und von der Freude der zukünftigen Welt! Ich sagte es hernach dem Herrn Antonin, daß ich ihm zugehört hätte, und bekante ihm, wie sehr durch seine Musik angegriffen worden. Er antwortete wem soll ich meine Lieder anders heiligen, als dem Herrn? Es ist ein köstlich Ding, deinem Namen lobsingen, du Höchster! Die Musik bemächtigt sich meines ganzen Herzens, und wenn dasselbe erweicht ist, so ist es zu einem Abendopfer sehr bequem, und Gottes Geist kann in der Stille würken, was er will. Ich sehe auch nicht, was ich anders spielen soll, als Empfindungen. Und was sind alle Empfindungen, gegen diese freundliche Offenbarung der Gegenwart GOttes!

Ich müste kein Freund der Tugend seyn, wenn ich meinen Lesern dieses Muster eines geheiligten Herzens, in seinem Verhalten gegen eine schöne Lustbarkeit dieses Lebens, nicht anpreisen solte. Die schöne Gabe, seine Gedanken in reitzende Töne zu verwandeln, ist vielen Tausenden versagt; aber wem sie verliehen ist, der lerne sie doch als wichtig genug betrachten, daß einmal wird Rechenschaft gefodert werden, ob er sie zu nutzen gewust habe!

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845565/phys_0152
DFG

Der Tugendfreund.

Das 10. Stück.

Er geht mit heiterm Angesichte,
Und wandelt in der Gottheit Lichte,
Die ihn mit sanften Flügeln deckt.

Das Verlangen des Herrn Aretophilus, eine vollständige Lebensbeschreibung des Celions aufzusetzen, hat von mir aus gewissen, damals bekantgemachten Ursachen nicht erfült werden können. Ich werde aber an dessen Stelle, das Leben des Herrn Serens erwählen, weil ich darin mit jenem viel ähnliches entdeckt habe, und kein Verbot weiß, es zu unterdrücken. Die Ordnung, die ich darin beobachten werde, wird von den gewöhnlichen Lebensbeschreibungen etwas abweichen, doch will ich mich bemühen, keinen wesentlichen Umstand zu vergessen.

Seren stelte eine ungemein schöne Person vor. Er war lang, wohlgewachsen und besaß eine blühende Gesundheit. In seinen schwärzlichen Augen

war eine freundliche Miene verborgen, die durch die starke Röthe seiner Wangen noch angenehmer gemacht wurde. Eine etwas hohe Stirn gab seinem Gesichte ein gewisses ehrwürdiges Ansehen, das die Hochachtung anderer beynahe nothwendig machte. Das männliche seines Angesichts wurde von einer Ernsthaftigkeit, die aber doch gefällig war, ansnehmend erhoben.

Die Schönheit seines Leibes war für ihn nicht verführend, den verrückenden Bezauberungen der Eitelkeit Gehör zu geben, und denjenigen Theil der Menschen, dem dieser Vorzug mangelt, hochmüthig zu verachten. Er wurde unwillig, wenn man ihm aus diesen Grunde das geringste Lob beylegte, weil er sehr wohl einsahe, daß er gar nichts dazu beygetragen hatte. Zu einem Fremden, der ihm auf gleiche Art schmeicheln wolte, sagte er mit einer ernsthaften Miene: „Ich weiß sehr wohl, mein Herr, von wem ich diese Bildung bekommen habe und ich bin nicht so eitel, den Ruhm mit meinem Schöpfer zu theilen. Wenn dis das einzige seyn solte, was sie an meiner Person loben können, so würde ich in Wahrheit ein sehr unwürdiges Geschöpf seyn. Dis vergängliche Gut ist der Achtung nicht werth, die man einem unsterblichen Wesen schuldig ist. Ich hätte geglaubt, daß sie die Vorzüge des Geistes höher schätzen würden, als eine Sache, die ein gewisser Raub der Zeit und des Grabes ist. „

Und man kann mit Wahrheit vom Seren sagen, daß er sich von der zartesten Kindheit an

an bekümmert hat, diese Vorzüge einzusehen, und seine Seele, die zu hohen Empfindungen gemacht war, vollkommen zu bilden. Er war gerne in Gesellschaften gelehrter Männer, und weil er ein vortrefliches Gedächtniß hatte, behielt er ihre Reden und konte sie umständlich wieder hersagen. Seine Belustigung war, wenn ihm erlaubt wurde, mit aller Bescheidenheit Fragen aufzuwerfen, und sich die Antworten erfahrner Männer darauf auszubitten. Diese Antworten überdachte er vor sich in der Stille, und wenn sie ihm nicht hinreichend waren, nahm er sich die Freiheit, bey andren Gelegenheiten seine Zweifel zu entdecken.

Er war sehr nachdenkend, und suchte das was ihm gefiel, mit möglichstem Fleiß nachzuahmen, ohne sich Schwierigkeiten, die andere würden bedencklich gemacht haben, abschrecken zu lassen. Durch diese Uebung erlangte er in seinen ersten Jahren eine ungemeine Fertigkeit, daß man gar nicht nöthig hatte, ihm zum Fleiß und zur Auskaufung der Zeit zu ermuntern. Man muste ihn vielmehr mehrmals auffodern, sich selbst einige Ruhe zu gönnen, und durch erlaubte Erquickungen die Arbeiten des Geistes zu unterbrechen. Vielleicht war auch diese unermüdete Arbeitsamkeit der einzige Fehler, dessen man ihn beschuldigen konte.

Dieser seltene Fleiß machte ihn zum freundschaftlichen Umgange gar nicht untüchtig. Er sahe wohl ein, daß wir nur darum lernen, damit wir andern nützlich werden und die Pflichten der Freundschaft um

so viel leichter erfüllen können. In Gesellschaften war er kein todtes Bild, sondern aufgeweckt, gesprächig und lehrreich. Doch verließ er niemals die Grentzen der Anständigkeit, wie von vielen, auch in Gesellschaften zu geschehen pflegt. Die Schätze der Erkentniß, die er gesamlet hatte, waren ein schöner Vorrath, den er seinen Freunden mittheilen konte, wie er auch würklich in seinem ganzen Umgange gethan hat. Diese Freigebigkeit, die durch keinen pedantischen Hochmuth verstelt wurde, machte ihn allen seinen Freunden doppelt liebenswürdig.

Ich darf nicht vergessen, seinen Eifer für die Ausbreitung der Tugend zu rühmen. Sein Herz brante in zärtlicher Liebe zu Gott und wurde täglich feuriger, die Ehre des Höchsten zu vertheidigen. Seine Gottseligkeit war ungezwungen, aufrichtig und den Vorschriften der wahren Religion völlig gemäs. Die Einsamkeit wante er mehrentheils zu Dingen an, die in die unsichtbare Welt gehören, und Belustigungen unsterblicher Seelen sind. Man wird nicht irren, wenn man von ihm glaubt, daß er in dieser heiligen Stille die Güter der zukünftigen Welt geschmeckt und zu dem leutseligsten Umgange mit andern mehrere Fähigkeit erhalten hat. Die beständig heitere Miene seines Gesichts war ein unverwerflicher Zeuge, von der völligen Beruhigung seines Gewissens, welche durch keine muthwillige Entfernung von Gott unterbrochen wurde.

In seinen Sitten war nichts wildes und ungestümes, das durch die Empörungen der Leidenschaften

ten in Wallung gerathen wäre. Beleidigungen der Feinde trug er mit Sanftmuth, und Lästerungen der Widersacher mit Geduld. Wenn auch ein strafendes Wort seine Lippen verließ, so war es doch keine Würkung des Zorns, sondern der Liebe. Haß und Widerwillen konte er gar nicht in seiner Seele dulden, und er gewann auch durch seine Freundlichkeit weit mehr, als durch ein gegenseitiges Betragen würde geschehen seyn. Ueber gewisse Kränkungen, die er gar nicht verdient hatte, fällete er folgendes Urtheil. „Ich habe sie nicht beleidiget, aber ich will ihren Unwillen tragen. Vielleicht wird eine glückliche Stunde kommen, die ihnen meine Unschuld entdeckt. Doch eben dadurch werde ich bewogen, die Gunst der Menschen nicht so hoch zu schätzen, als ich wol sonst würde gethan haben, wenn diese Einschränkung nicht dazu gekommen wäre.„

Er verlor im zehenten Jahr seines Alters einen Vater, den er ganz ungemein zärtlich liebte, und wenn sich das menschliche Vermögen so weit erstreckte, gerne vom Tode wieder erweckt hätte. Damals sahe er schon ein, wie viel an der weisen Vorsorge eines liebreichen Vaters gelegen wäre, und wie unmöglich es sey, solchen Verlust völlig zu ersetzen. In einem Handschreiben an einen seiner Schulfreunde, druckt er sich darüber auf folgende Art aus.

„Mein lieber Freund,

Es ist alles aus! Die Arzeneien haben ihre Wirkung nicht gethan. Mein Vater, mein treuer Vater ist tod!

Welch ein trauriges Schicksal für mich! Meine Mutter weint, ich sehe sie weinen, und weine mit, denn ich habe ja meinen Vater nicht mehr.

O was wolte ich ihnen schenken, wenn er noch lebte! Ich gehe ganz irre im Hause herum, und werde immer traurig, so oft ich an einen Ort komme, wo er sonst war. Denn fallen mir wieder seine Reden ein, und sein Bild wird auf einmal lebendig vor meinen Augen. Aber das alles macht nur, daß ich von neuen weinen muß. Und wer will mich trösten?

Die kleinen Brüder verstehen noch nicht, was sie verloren haben. Sie laufen um ihre Mutter herum, und reden ihr, nach ihrer kindischen Art zu, daß sie nicht so viel weinen soll, und wenn dis nicht helfen will, fangen sie auch an kläglich zu thun ohne die Ursach zu wissen. Die armen Kinder!

Ich weiß wol, daß mein Vater bey GOtt ist. Er war fromm und gottesfürchtig, und meidete das Böse. Ich habe auch wol gewust, daß er sterblich ist, so wie ich bin, aber ich glaubte doch nicht, daß er an dieser Krankheit sterben würde. Sein letzter Blick, den er auf mich warf, als ich vor sein Bette kam, macht mich gar zu wehmüthig. Ich kann ihnen nicht sagen, was ich empfinde. Mein ganzes Herz ist voll davon. Ich würde den ganzen Tag sitzen und weinen, und die Nacht eben so zubringen. Denn deucht mich, daß mein Herz etwas leichter wird, es wird aber wieder von neuen schwer, und ich bleibe immer betrübt.

Der

Der Trost, den man meiner Mutter zuspricht, will für mich nicht hinreichend seyn. Sie sagen ihr wol: es sey GOttes Wille; mein Vater habe sein Ziel erreicht; er sey selig gestorben; es werde ihm jetzo wohl gehen: und das glaube ich alles, aber er ist doch nicht mehr bey uns. Wir solten noch erzogen werden und einen Versorger haben, aber das kann er nun nicht mehr seyn. Ich werde es noch lange fühlen, daß mein Vater so frühzeitig gestorben ist. Was ich jetzo vornehme, will mir gar nicht gelingen. Meine Gedanken sind sehr zerstreut, und sie werden es daher nicht übel nehmen, daß ich so abgebrochen schreibe. Vielleicht finden sie einen Trost für mich, und den schreiben sie doch

Mein lieber Freund
Ihrem
betrübten Seren!„

Aus diesem Schreiben läßt sich leicht schliessen, wie zärtlich sein Herz damals müsse beschaffen gewesen seyn. Weil nur die Mutter übrig geblieben war, so verdoppelte er alle seine Hochachtung und Liebe gegen sie, und vermahnte auch die andern Kinder, ja nichts zu thun, wodurch sie betrübt werden könte. Er war auch in ganzem Ernst darauf bedacht ihr einige Sorge abzunehmen, und durch seinen fortgesetzten Fleiß Freude zu machen.

Als er etwas älter war, nahm er sich seiner beyden Brüder auf alle mögliche Art an, und un-

terrichtete sie nach seinem besten Vermögen in dem, was er gelernet hatte. Er wurde nicht ungeduldig, wenn sie es nicht so gleich fassen konten, sondern glaubte, daß er nicht deutlich genug gewesen sey, und wiederholte daher eine Sache wol zehenmal. Diese Bemühungen waren auch nicht ganz vergebens, wenigstens lernten sie die ersten Anfangsgründe der Erkentniß sehr wohl und konten sich hernach um so viel leichter forthelfen.

Das geringe Vermögen, welches sein Vater hinterlassen hatte, wolte nicht hinreichen, drey Brüder, wozu auch noch eine Schwester gehörte, zu versorgen. Unter kümmerlichen Umständen brachte er seine Zeit auf niedrigen und hohen Schulen mühselig zu, dabey er doch oft ausnehmende Proben, der göttlichen Vorsehung entdeckte, bis er endlich zu einem öffentlichen ziemlich einträglichen Amte befördert wurde.

Und nun bewieß er erst, wie viel Liebe und Zärtlichkeit in seinem Herzen verborgen war. Seine Brüder fanden an ihm einen andern Vater. Er unterstützte sie auf alle mögliche Art, und ließ es auch nicht an guten Ermahnungen fehlen, die ihnen zuweilen nöthig waren. Insonderheit suchte er dem andern Bruder, dessen Gelehrsamkeit mehr als gemein war, hinlängliche Aufmunterungen zu verschaffen, damit er in seinem Fleiß nicht ermüden möchte.

Die Bemühungen von dieser Art, waren auch so wenig umsonst, daß er die besten Früchte davon würde gesehen haben, wenn es nicht Gott gefallen hätte,

hätte, diesem seinen geliebten Bruder mit den Schatten des Todes zu bedecken. Er wuste sich damals sehr wohl zu fassen, und gönte ihm die Ruhe, nach welcher er sich so oft gesehnt hatte, weil seine letzten Lebensjahre ein beständiger Zusammenhang kränklicher Zufälle waren.

Gegen seine Schwester war er eben so liebreich gesinnet. Er überhäufte sie mit Geschenken von verschiedener Art, und suchte auf alle mögliche Weise ihre Umstände erträglich zu machen. In diesen Sorgen war er so emsig, daß er darüber sehr ofte seine eigene Bequemlichkeit vergaß, und sich nur freute, wenn es ihr so ging, wie er wünschte. Man weiß nicht, daß er jemals, die geringste Gelegenheit zur Uneinigkeit gegeben hat, und wenn er unter seinen Geschwistern dergleichen wahrnahm, so war er der erste, der friedfertige Gedanken unter ihnen ausbreitete.

Die Liebe gegen seine Verwandten, schrenkte sein Mitleiden gegen Nothleidende so wenig ein, daß er vielmehr glaubte, sein Vermögen könte nirgens besser aufgehoben werden, als in den Händen der Armuth. Er war recht darum bekümmert, wie er die Klagen der Elenden stillen, und ihre Thränen abwischen wolte. Niemals ließ er sie von sich weggehen, ohne nach seinen jedesmaligen Umständen etwas zur Erleichterung ihrer Noth beyzutragen. Er pflegte oft zu sagen: „Ich begreife gar nicht, wie man den Armen so hart begegnen kann. Wenn es Gott gewolt hätte, wäre ich in gleichen Um-

ständen, und würde mich empfindlich betrüben, wenn mir andere eine kleine Erquickung versagen wolten. Ich schätze es für eine Gnade Gottes, daß ich geben kann, und werde mich derselben durch Freigebigkeit und Liebe noch würdiger zu machen suchen.„

Ich will jetzo nur ein Exempel seiner ausnehmenden Gutthätigkeit anführen. Eine Witwe, die mit sechs unerzogenen Kindern sehr kümmerlich lebte, hatte noch das Unglück, daß ihr Hüttchen vom Blitz angezündet wurde, und mit allem was ihr kleines Vermögen ausmachte, im Rauch aufging. Kaum hatte er die erste Nachricht davon bekommen, so übersante er ihr zwanzig Thaler und versprach zugleich noch weiter zu sorgen, daß ihre Bekümmernissen, wo nicht völlig, doch wenigstens grösstentheils gehoben werden könten. Er schrieb an einige seiner guten Freunde, und meldete ihnen diesen Unglücksfall mit den beweglichsten Worten, wohin unter andern folgende zu rechnen sind. „Bejammern sie doch diese entblößte Witwe, die von ihrem, auch sonst geringen Vorrath, keine Nadel mehr übrig hat, und bis zu den traurigsten Empfindungen herunter gesetzt worden ist. Lassen sie das Geschrei dieser Weysen ihr mitleidiges Herz erweichen, den Hunger der Unmündigen zu stillen, die sie dafür segnen werden. Werfen sie einen erbarmenden Blick auf den Aschenhauffen, um welchen diese Lämmer herumirren, ohne Weide zu finden. - - Ich bin völlig versichert, daß es kein zürnender Arm gewesen ist, der diesen Blitz auf ihr Dach geworfen, denn sie hat

in

in gottseligen Uebungen die gröste Zeit ihres Lebens zugebracht. Es ist ein Unglück, das von Gott komt. Helfen sie es doch den armen Creaturen, denen diese Last zu schwer wird, auf eine solche Art tragen, wie es den Empfindungen ihres Herzens gemäß ist. Diese liebreiche Entschliessung wird ihnen niemals gereuen, wenn sie glauben wollen, daß diese Person dankbar genug ist, ihre Liebe mit ernstlichen Gebeten zu Gott zu vergelten. = = Erwarten sie auch von mir allen Dank, den ihnen ein aufrichtiger Freund schuldig ist. Kann ich nicht mehr thun, so werde ich sie doch als Exempel der Nachfolge zu rühmen wissen.„

Der liebreiche Seren errichte auch den Entzweck seiner Wünsche. Er bekam in kurzer Zeit 230 Rthlr. zusammen, welche er der Witwe mit einem sehr angenehmen Trostschreiben zuschickte, und ihr die Namen ihrer Wohlthäter bekant machte. Man wird sich die Freude leicht vorstellen können, welche in dem Herzen dieser Person erwacht ist, da sie so viel auf einmal erhielt, als sie sich nimmermehr vorstellen konte. In dieser Freude vergoß sie Thränen, und dankte es hernach ihrem Wohlthäter unzählige mal, daß seine Liebe ihr Unglück so erträglich gemacht hätte.

Er hatte wenige Freunde, denen er sich ganz anvertrauete, denn er begrif wol, daß Aufrichtigkeit und Treue sehr seltene Eigenschaften der Menschen sind. Die wenigen, die er recht kante, und deren Freundschaft hinlänglich geprüft war, genossen

seiner

seiner ganzen Vertraulichkeit. Er zog sie bey wichtigen Unternehmungen zu Rathe, überlegte ihre Vorschläge, und folgte denen, welche die vernünftigsten und besten waren. Sie fanden an ihm ein zärtliches und uneigennütziges Wesen, einen aufrichtigen Trieb ihnen bey aller Gelegenheit zu dienen, und alles was sie sich sonst nur von einem Freunde versprechen konten, und hiedurch wurde auch ihre Freundschaft je länger je fester.

Die Sprachen, die er mit vieler Fertigkeit redete und die Wissenschaften, die er besaß, erwarben ihm eine ungemeine Hochachtung unter den Gelehrten, die seinen Umgang suchten, und hochschätzten. Latein sprach er ungemein gerne und sehr zierlich, welche Sprache er auch in den Briefen an seine Freunde zu gebrauchen pflegte. In Lesung der besten Schriftsteller der goldnen und silbernen Zeit brachte er die Stunden zu, die ihm von seinen täglichen Geschäften übrig blieben. Die Weltweißheit war ausser der Gottesgelehrtheit, seine liebste Wissenschaft, welcher er in seinen Abendstunden forschend nachdachte. Es war an ihm sehr zu loben, daß er von allem was er wuste, einen sehr guten Gebrauch machte, und niemals etwas lernte, daß in seinen Gehirn unfruchtbar liegen blieb. Er wurde dadurch zu einer reichen Quelle, die nicht leicht erschöpft werden konte, weil sie einen täglichen Zufluß bekam.

Der Beschluß folgt künftig.

Fabeln.

Fabeln.

Der Papagoy.

Ein Papagoy, der sich auf seine Federn und auf die Liebkosungen, die man ihm erwieß, nicht wenig einbildete, hing nicht weit von einem Kanarienvogel und schalt oft auf ihn, daß er in der Stube so viel Lerm machte. „Ich weiß nicht, sagte er, warum du so viel schreiest, gestern habe ich deinen Gesang gehört und heute höre ich ihn wieder zu meinem grossen Verdruß: denn wenn ich reden will, fängst du gleich an deine Kehle zu erheben. Weißt du nicht, daß ich ein Papagoy, ein Africaner von Geburt, ein recht gelehrter Vogel bin? hast du meine Kleider noch nicht betrachtet? oder verachtest du etwa den Schmuck, der dir mangelt? Ich will dir rathen, mehr Hochachtung gegen ein Geschöpf zu beweisen, daß beynahe so gut als ein Mensch ist. Ich rede menschlich und ahme den Menschen nach. Aber du armseliges Thier, was bist du doch? „

Der Kanarienvogel muste sehr oft diese Vorwürfe hören, und weil der Papagoy unter diesen Drohungen seinen Schnabel ins Bauer schlug und mit zorniger Miene creutzweise herumkletterte, so versahe er sich nicht viel gutes von diesem Verfolger. Da er aber merkte, daß er gleichfals eingespert war, so fing er an, auf eine Schutzrede zu denken und antwortete auf folgende Art. „Mein lieber Freund, ich habe deine africanische Kleider sehr wohl unterschie-

schieden, und höre auch aus deiner Stimme, daß es dein wahres Vaterland ist. Meine Voreltern sind aus eben der Gegend gebürtig, und ich glaube, daß sie deine ganze Freundschaft gekant haben, und mit ihnen ziemlich vertraulich umgegangen sind. Aber das wundert mich, daß du dir mit deiner Sprache, die doch eben nicht die beste, und zuweilen ziemlich undeutlich ist, was einbilden wilst. Wenn ich mich rühmen wolte, so könte ich sagen, daß meine Sprache natürlich, deine aber gezwungen sey. Was ich weiß, habe ich von meinen Eltern gelernt, du aber hast viele Lehrmeister gehabt, und bist noch nicht gar zu weit gekommen, denn du plauderst Worte zusammen, die sich noch niemals so nahe bey einander gesehen haben. So viel kann ich dir sagen, daß ich singen werde, so lange ich lebe, und es auch nicht übel nehmen will, wenn du dazwischen reden wilst: aber von einem Africaner, wie du bist, lasse ich mir nicht gerne ein Stillschweigen auflegen.

Der Papagoy beschwerte sich hernach bey seinem Lehrmeister, mit trauriger Bewegung seines ganzen Körpers, über die unverschämte Antwort des Kanarienvogels, und glaubte nicht anders, als daß er gleich auf der Stelle seinen Abschied bekommen, oder wenigstens in eine andere Stube verwiesen werden würde. Aber er betrog sich in seinen Gedanken sehr. Der Lehrmeister redete ihm zu, stille zu seyn, und sich nicht über andere zu beschweren, die ihm nicht zu nahe kämen. Der Kanarienvogel sey so wol gefiedert als er. Er habe mit ihm gleiches Recht, seine Stimme zu erhe-

erheben und man höre auch seinen Gesang gerne. Es sey am besten, daß sie in Friede lebten, weil er sie beyde liebte. Der Papagoy wurde darüber sehr traurig, wolte gar nicht mehr sprechen, und bezeigte keine Lust länger zu leben. Aber endlich besann er sich eines bessern, und gab sich wieder zufrieden.

Ich glaube, daß sich einige Menschen auf gewisse äusserwesentliche Eigenschaften eben so viel einbilden; als der Papagoy auf seine Federn. Sie denken dadurch einen Vorzug vor andern zu erhalten, da sie doch überlegen solten, daß zu einem Menschen etwas mehr gehört als ein gutes Kleid und das Vermögen Worte zu machen.

Die Raupen.

Eine Anzahl von zwey und siebenzig Raupen, hatten sich auf den ansehnlichsten Zweig eines Apfelbaums gelagert, und machten, indem sie sich zusammenschlungen und wieder von einander krochen, viele seltsame Bewegungen. Die Aeltesten unter ihnen hatten ein paar Blätter unter sich, welche sie in der Geschwindigkeit durchnagten, und nur ein trokenes Gerippe übrig liessen. Die Kleinen spielten in der Sonne, bis es anfing kühle zu werden, und suchten sich hernach ihren Fraß.

Ein Maykäfer hatte den Raupen lange zugesehen, und kroch hernach auf eben der Zweig, wo sie lagen. Nachdem er über sie alle einigemal gesumt hatte, sagte er mit einer groben Stimme. „Ihr häßli-

häßlichen Ungeziefer, die ihr hier zum Eckel aller Menschen herumkricht, wer hat euch das Recht gegeben, diese Blätter zu verzehren? Könt ihr nicht an der Erde bleiben, und das, was hie und da abfält, aufsuchen? Oder ist es eurem harichten Körper zuwieder, sich eben so wie andere Erdwürmer auf der Erde fortzubewegen? Und ich will = hier summete er einigemal um den Zweig, ich will euch aus dieser Gegend vertreiben, und mich hier mit meiner Freundschaft, die schon auf dem Wege ist, niederlassen. „Eine alte Raupe, die mit Erhebung ihres Kopfes aufmerksam zugehört hatte, sagte darauf. „Und wer bist du denn? Ein Mensch oder sonst ein Geschöpf aus der ersten und andern Ordnung? Deiner Kleidung nach bist du nicht besser als ein wahrhaftiges Ungeziefer, ein Maykäfer? Wir erkennen deine Vorzüge nicht, wenn du nichts weiter zu sagen weist, als du schon gesagt hast.„ Und in dem Augenblick erhoben sich alle Raupen, den Maykäfer zu überwältigen, aber er bedachte sich nicht lange, sondern flohe davon.

Ein großes Theil menschlicher Geschöpfe, die wegen ihrer Niederträchtigkeit nicht viel besser sind, als das Ungeziefer, glauben doch Recht genug zu haben, andere die auch lasterhaft sind, zu verachten, und über sie zu herrschen, da es doch besser wäre, wenn sie nachdenken lernten, ob sie Gott und der Welt nützlich sind oder nicht.

Der Tugendfreund.

Das II. Stück.

Viel tausendmal hast du die Welt gesehen,
Was hindert dich denn noch zum Tempel einzugehen,
Wo Gottes Ehre wohnt?



In dem dritten Stück dieses zweyten Theils sind einige allgemeine Anmerkungen gemacht worden, nach welchen der forschende Fleiß der Menschen in Betrachtung der Natur, eingeschränket werden muß, wofern sie die Gesinnungen der Tugend beybehalten und offenbaren wollen. Folgende drey Sätze sind damals allgemein vorgetragen worden;

1) Alles was die Natur hat, soll uns auf die Betrachtung Gottes weisen.

2) Alles was die Natur hat, ist nichts, ja es giebt gar keine Begriffe, wenn man die Betrachtung Gottes wegläßt, oder nicht darin finden kann.

3) Aber es ist dabey noch lange nicht genug, wenn man Gott nur verehren, und in seiner Macht und Weisheit bewundern will.

Weil aber diese Gedanken eine nähere Ausführung bedürfen und verdienen: so lege ich der Aufmerksamkeit meiner Leser jetzt die zwey ersten vor. Vielleicht wird es nicht unangenehm seyn, wenn ich anstatt einer zusammenhangenden Abhandlung dieser Sachen, eine Unterredung hersetze, welche neulich zwey tugendhafte Personen in meiner Gegenwart gehalten.

Der Herr v. N. ein Gönner, den ich wegen seiner edlen Gemüthsbeschaffenheit und vielen Gunstbezeugungen verehre und schätze, ließ mich an einem Abend zu sich rufen, da ich eben am Leibe und Gemüthe eine Aufmunterung nöthig hatte. Ich wuste nicht, was ich bey ihm finden würde, freuete mich aber ungemein, als er mich in ein Nebenzimmer führte, mir eine fremde Person zeigte und zu mir sagte: sehen sie, da hat mich mein Bruder aus Holland besucht! Wie bekümmert war ich nicht seinetwegen, als er auf allen Meeren herumirrete, und wie glücklich macht mich Gott, daß ich ihn nun in meinem Hause sehe!

Der Reisende hatte in der That ein solches Wesen, daß es bey dem Herrn v. N. eine Pflicht seyn muste, in seiner Abwesenheit nach ihm zu verlangen; er war so liebreich, so einnehmend, ernsthaft und reich an anmuthigen Unterredungen, daß man ihn nur einmal sprechen durfte, um sich an ihn zu gewöhnen. Nach einigen gewechselten Worten, welche hauptsächlich

lich unsre Zuneigung zu einander betrafen, nahm ich mir die Freyheit, den Fremden zu fragen, ob er denn nun sich einen Ort erwehlt hätte, an welchem er das Uebrige seiner Tage zubringen, und also seine Reisen beschliessen wolte. Der Herr von R. wuste die Antwort schon vorher, welche ich empfangen würde, er erwartete sie also nicht, sondern fing nur gleich an zu bitten, sein Bruder möchte ihn doch nun nicht wieder verlassen. Dieser aber bezeugte ihm, wie die Liebe zu seinen Verwanten, und auch zu ihm, alles von ihm würde erhalten können, nur nicht den Entschluß nicht mehr zu reisen. Und hier geriethen sie in ein Gespräch, welches ich für wichtig genug achte, wenigstens seinem Hauptinhalt nach aufbewahrt zu werden.

Der Fremde. Ich halte es für meinen Beruf, die Welt so lange zu sehen, als mir Gott nur Kräfte schenkt, und meine Augen offen stehen läßt.

v. R. Wir sind alle dazu berufen, wir haben unsre Augen nicht umsonst, und der Vorwurf der Unwissenheit wird um so viel unerträglicher, je mehr wir immer um uns haben, welches nur angeschaut werden darf, um es zu lernen. Aber unsre Kentniß von allen Dingen wäre nicht einmal so gut, als die ersten Bilder der Kindheit, wenn wir die Betrachtung Gottes vergessen, die sich überall unserm Gemüthe darstelt; und aus diesem Grunde darf ich nicht reisen, denn ich kann dieses wichtige Geschäfte zu Hause und in der Einsamkeit abwarten.

Der Fremde. Ich will zur Vertheidigung meiner Reisen nichts weiter sagen, als daß uns Gott

durch Regierung unsrer Umstände, und durch Erhaltung gewisser Triebe in unserm Gemüthe, zu unsern Pflichten berufet. Niemand kann sie alle erfüllen. Ein jeder nehme also die, welche ihm am nächsten ist. Mir wurden durch mancherley Zufälle einige Orte, wo ich zu leben gedachte, und einige Bedienungen, in welchen mir nichts gelingen wolte, lästig. Gott überzeugte mich, daß ich Freyheit hätte, mich von öffentlichen Geschäften loßzusagen. Und diese Freyheit war mir viel zu erwünscht und viel zu edel, als daß ich nicht dem starken Triebe meiner Natur hätte folgen sollen, im Namen vieler tausend Menschen, die so zu reden nur in einem Zimmer bleiben, das ganze Gebäude zu besehen, welches uns die liebreichste Allmacht zur Wohnung eingeräumt hat. Jetzt bitte ich nur um Erlaubniß, meine Meinung von dem Leben eines Menschen zu sagen, der erkennet, daß er nicht allein da sey, der aber auch erkennen muß, daß alle andre Dinge sich eben so wenig ihr Daseyn selbst zuschreiben können als er; der auf diese Weise bey allem Reichthum der Einsicht, beständig so zu reden einen grossen Platz in seinem Verstande leer behält, und nun sehen muß, daß dieser Platz immer leerer wird, je mehr er sich Begriffe samlet. Was muß das seyn, wenn ein solcher nun auf Gott gewiesen wird!

v. R. Diese Gedanken sind schon so schön, da sie nur allgemein und philosophisch vorgetragen werden, wie angenehm würde sich dieses nicht in einem Exempel hören lassen.

Der

Der Fremde. Ich kann selbst das Exempel seyn. Ich war Stadrichter in O - - Ich hätte mein Leben wol tausendmal der Gerechtigkeit aufgeopfert: aber ich muste ihr fast mehr als mein leibliches Leben aufopfern. Mein ganzes Gemüth lidte bey meinen vergeblichen Bemühungen, sie aufrecht zu erhalten. Ich grämte mich, ich wurde untüchtig eigene und fremde Angelegenheiten zu besorgen. Ich legte mein Amt nieder und begab mich in die Stille. Hier hoffete ich das Wesen des Glücks in mir selbst zu finden. Ich betrachtete meinen Verstand, ich setzte mir keine Grenzen in der Belustigung an dieser Vollkommenheit. Ich erstaunte über der Stärke, welche die Seele hat, den Dingen bis auf ihre verborgensten Verbindungen nachzuspüren. Ich war mir alle Tage ein neues Wunderwerk. Die Begehrungskraft meiner Seele war mir eben so wichtig, ich schien mir erstaunend hoch zu stehen, weil ich über allen Zwang, vermöge einer Entschliessungsfreyheit erhoben war. Doch ich wurde dieses Begrifs bald überdrüßig, ich wolte mir nicht gerne länger ein Wunder seyn, sondern ich wolte alles in mir ergründen und einsehen. Muthmassungen waren in unzehliger Menge da; aber so lange nichts gewiß war, blieb ich doch immer ein Wunder. Endlich ward mir mein ganzes Wesen gar zu nichtig und betrübt, da ich mich im Wachen kaum von mir selbst in Traum unterscheiden konte, da mein Leben nur halb ein Leben war, indem ich mir selbst nur unbekanter wurde, ohngeachtet alles Fleisses mich selbst zu ergründen. Ein Kind glaubt es leicht, wenn man ihm hohe

Vorstellungen von sich selbst beybringt, und bildet sich etwas gar Großes unter sich selbst ein, bis es nach begangenen Fehlern mit der Ruthe bestraft wird, und zum ersten mal lernen muß, daß der Mensch sich betriegen könne. Noch weit elender war ich dran, als mir bey der grössesten Erhebung meiner selbst, der ganz geringe Unterschied der Menschen von den Thieren so nachdrücklich in meinem Gemüthe offenbar wurde; daß ich ausrief: Was bin ich besser als der Wurm? jener weiß nicht, daß er ist: und ich weiß nicht was ich bin! Weil ich mir nun mein Wesen nicht gegeben, weil ich es nicht einsehen, nicht verändern, nicht erhalten konte; weil ich also in den vornehmsten Stücken meiner nicht mächtig war; weil dieser Mangel der Hoheit, durch die Vorzüge die der Mensch sonst auf Erden hat, gar nicht ersetzt wird: so blieb theils in der Erkentniß, theils in der Hofnung und Empfindung des Glücks, so oft ich an mich gedachte, ein erstaunendes Leeres in meiner Seele übrig; und ich verzweifelte daran, daß jemals ein Mensch sich selbst genug seyn könne.

Nun fiel die ganze Aufmerksamkeit meiner Seele auf andre Dinge. Hier glaubte ich doch einmal so weit zu kommen, daß ich einige Begriffe vollständig machen könte, ohne etwas unbeantwortliches übrig zu lassen.

Menschliche Erfindungen waren dazu nichts nutz: denn die wiesen mich wieder auf mein voriges Rätzel. Ich wehlte mir also die Werke der Natur. Ich fing an zu reisen. Die ungeduldige Begierde klug zu werden setzte sich es vor, so gleich zu Schiffe zu gehen,

aber

aber wir musten der Ebbe wegen noch drey Stunden warten. Dis war schon gleich etwas, womit sich mein Geist beschäftigte: Ich untersuchte diese Würkung der Natur. Soll die Dunstkugel des Mondes, (dachte ich) die Ursache einer solchen Erhebung des Wassers in den Mittelpunkten der Meere seyn? Sollen die Naturforscher recht haben, die sich einbilden, eine kleinere Kugel verursache durch die Berührung einer größern ein gewisses Anziehen auf ihrer Fläche. Drückt nicht vielmehr eine kleinere Rundung die grössere ein, weil diese in einem größern Bogen unmöglich so viel Stärke zum Widerstehen haben kann, als jene in einen kleinern, wenn beyde übrigens von gleicher Dichtigkeit sind? Oder sollen in der Erde Schneckenförmige Schlünde seyn, wo das Wasser in den zweyten hineingegossen wird, wenn es aus dem ersten bey der Umdrehung um die Axe herauslauft? Auf diese Weise müste sich die Veränderung nur zweimal in vier und zwanzig Stunden zutragen. Oder soll das Wasser gleich bey der ersten Bewegung der Erde den Schwung empfangen haben? so müste ja derselbe entweder schwächer, oder durch eine verborgene Kraft unterhalten werden = Endlich fiel mir ein, man könte niemals eine Sache, die mit sehr vielen im Verhältniß steht, nur aus einem Gesichtspunkt betrachten und völlig erklären, sondern man müste allezeit das Ganze zusammennehmen.

Nicht im Mond, nicht in der Beschaffenheit des Abgrundes, nicht in der Bewegung der Erde, nicht in dem Zusammenhang der Meere, (welcher doch in

der That viel dazu beytragen muß) sondern in allen diesen Gründen zusammen genommen liegt die Möglichkeit des Auf- und Ablaufs der Gewässer. Gehe ich nun wieder bey einem jeden weiter; frage ich, wie die Dunstkugel des Monds in ihrer Bewegung bestimt wird, wie sich die Erde dreht, und so weiter: so finde ich ja aufs neue Ursachen, die ins Weitläuftigere gehen, und ich muß entweder mein Nachdenken, alle Begriffe abbrechen, oder befürchten, daß ich an statt eines Beweises, einen Cirkel herausbringe, und am Ende der Untersuchung bey dem Anfange derselben stehen bleibe. Und so geht es doch ganz gewiß mit allen Dingen, allem mangelt die Selbstständigkeit, es setzt also alles einen Grund seines Daseyns voraus, und bis man den findet, ist alles höchst unvollkommen. Was geht hernach in der Seele vor, wenn sie nun von allem fruchtlosen Nachdenken ermüdet, endlich diesen Grund aller Wesen findet, alle ihre Begriffe daraus ergänzen kann, und auf diese Weise lernet, daß Gott alles in allen erfüllet!

v. R. Diese Schlußfolge ist ganz unwidersprechlich. Man merkt es beständig, daß der Geist ausser sich selbst und andern geringern Dingen noch ein Wesen, eine Möglichkeit suchet, die vollkommen und also ohne fremde Beyhülfe würklich ist. Ich weiß nicht, ob es allen die hieran denken, eben so gehet als mir: ich kann den Verdruß und die Verwirrung gar nicht aussprechen, wovon die Seele überfallen wird, wenn sie allenthalben auf gleiche Weise die Welt und was darin ist, unvollkommen findet. Sie kann sich kaum ent-

entschliessen, eine so große Samlung von unvollkommenen Dingen für wahr, für würklich zu halten. Gleichwol sagen ihr alle Sinne, daß dasjenige wahr sey, woran sie so sehr zweifelt. Man muß also endlich, entweder sich überwinden, das uns so wesentliche Denken über die Möglichkeit der Dinge zu unterlassen: oder man muß in seine Sinne und in seinen Verstand ein Mistrauen setzen, und sich in aller Erfahrungswahrheit für betrogen halten; wo man nicht gewahr wird, daß sobald ich mir eine Möglichkeit gedenke, der Begrif Gottes allemal zum Grunde liegen muß, und alsdenn alle übrigen, wenigstens in allgemeinen Schlüssen richtig herauszubringen sind. In Warheit ich wundere mich, daß nicht alle so wol theoretische als praktische Gottesverleugner, zugleich zu der Sekte der Zweifler gehören, die kaum sich selbst für würklich halten. Ich glaube, daß nur die Furcht vor der Schande sie abhält, zu gestehen, wie verwüstet alles in ihrer Seele aussieht. Es muß ihnen eben so zu Muthe seyn, wie dem der in einem fürchterlichen Traum in das Land der Gespenster geführt wird, wo tausend unbekante Schatten vor seinen Augen gaukeln, ihn erschrecken, verschwinden und ihn in der größesten Ungewißheit lassen, ob er etwas wahres gesehen, oder ob er geblendet worden. Wer auf sich selbst Achtung giebt, wird finden, daß ihm das Reich der Todten eben deswegen graulich vorkomt, weil er sich einen Zustand vorstelt, in welchem seine Seele von lauter Fremden chimärischen Bildern umgeben werden wird, ohne zu wissen was sie siehet. Wer

keinen Gott glaubt, und sein Daseyn in allen Empfindungen nicht vornehmlich empfindet, dem ist die ganze Welt eine solche Nacht! und welcher Ausspruch ist mehr wahr, als dieser: er sitzt in Finsterniß und Schatten des Todes!

Der Fremde. Mich deucht wir stimmen in unserm Urtheil von der Welt ohne Gott betrachtet, so vollkommen überein, daß es eben nicht nöthig seyn wird, unsre Sätze uns weitläuftig zu erweisen. Ich bin also der Betrachtung überhoben, aus Gegeneinanderhaltung des Begrifs der Endlichkeit und Unendlichkeit zu zeigen, daß alle zufällige Dinge das allervollkommenste Daseyn Gottes wesentlich voraussetzen. Nur fodert mein Herz noch von mir, das schöne Geheimniß zu betrachten, da Gott diese Welt entweder um seinet Willen, oder um der Geister willen, und in beyden Fällen doch allemal für sich und uns zugleich erschaffen hat.

Und hierbey weiß ich in Wahrheit nicht wo ich anfangen soll. Wer erkläret es uns, wie der Entschluß, eine Welt zu schaffen, bey einer so allgenugsamen Seeligkeit Gottes möglich gewesen? Eins haben wir, woraus wir diesen Begrif einigermassen fassen können, und wie vortheilhaft ist dieser Erkentnißgrund für uns! Gott wolte das würklich machen, was in seinem untrieglichen Verstande, als in seiner Art vollkommen, möglich war. Das heißt, er wolle sich offenbaren. Nun kann eine Offenbarung, wenn sie Vollkommenheiten darstelt, nichts anders hervorbringen als Verehrung; und

Voll-

Vollkommenheiten darstellen, bey solchen Wesen, die nichts von sich selbst haben, das heißt sie selig machen. Was kommt also heraus? Soll ich so dreist seyn und sagen, Gott schuf die Welt, daß ich schmecken und sehen möchte wie freundlich der Herr sey? Und was kann ich anders sagen? Ich müste alles leugnen, oder dieses muß wahr seyn! Betrachte ich nun dagegen die Einrichtung der Wesen, die Gott in der Welt erkennen und geniessen sollen: so sehe ich, es geht alles zuerst auf Vorstellung und Erkentniß, das soll hernach die Empfindung bilden und uns einen beruhigten Zustand der Neigungen verschaffen. Folglich soll ich zuerst auf die Betrachtung Gottes geleitet werden, und da alles in der Welt von Gott seinen Ursprung hat, und kein Staub da ist, der irgend von einem andern hervorgebracht wäre, so soll mich alles auf diese Betrachtung Gottes führen.

v. R. Ein müder Reisender braucht eine Ruhe, und wie sanft wird sie seyn, da die Seele, ehe sie ihren Leib von der Arbeit, ihr Bilder und Vorstellungen beyzubringen, erledigt, vorher ihre ganze Denkungskraft zur Ruhe in Gott aufgefodert hat. Morgen wollen wir uns das Vergnügen machen, unsre Gedanken wieder zu dem Zweck zu vereinigen, daß wir uns lebhaft erinnern, wozu wir in diesen Garten Gottes gepflanzt sind.

Folgender Brief ist uns zugeschickt worden.

Werthgeschätzter Tugendfreund,

Die Welt und einen jeden Theil der zu ihrer Zusammensetzung gehöret, als ein Werk der Hände Gottes, des allmächtigen weisesten und gütigsten Schöpfers zu betrachten, ist eine lobenswürdige Beschäftigung für Menschen, die nicht nur mit einer Sinnlichkeit, cörperliche Dinge zu empfinden und zu geniessen, sondern auch mit Verstand und Nachdenken begabet sind, die Vollkommenheiten erschaffener Dinge unter einander zu vergleichen, und von dem Sichtbaren auf das Unsichtbare überzeugende Schlüsse zu machen, den Urheber in seinen Werken zu fühlen und zu finden, und den Schöpfer aus seinen Geschöpfen kennen zu lernen.

Wie sehr vergnüge ich mich, wertheſter Tugendfreund, da ich aus einem ihrer Blätter sehe, daß sie auch diese Pflicht zu befördern und diese tugendhafte Gesinnung allgemeiner zu machen, ihren Fleiß anwenden.

Die schöne Witterung hat uns jetzt die Reitzung der Natur aufs neue dargestellet; und was ist natürlicher, als das man sich daran vergnüge? Selbst unvernünftige Geschöpfe bezeugen mit deutlichen Merkmalen ihre Freude über die verneuerte Gestalt der Erden: solte nicht die Betrachtung der Natur vornemlich zu dieser Zeit jeden Freund der Tugend, jeden Verehrer des wahren Gottes mit einer Freude in Gott erfüllen?

Ich

Ich finde zwar eitle Gemüther, bey der Empfindung der Anmuth auf Erden, in einer der tugendhaften Gesinnung ganz entgegen gesetzten Geschäftigkeit, da sie alles das Schönste und Beste, was sie nur haben können, mit verdoppeltem Eifer den leichtsinnigsten Trieben ihrer Thorheit aufopfern. Doch der Misbrauch der Freygebigkeiten Gottes, der nicht genug beseufzet werden kann, darf uns in ihrem rechten Gebrauch nicht irre machen: und die Enthaltung vom Gebrauch der Natur, wo er nicht durch andere Pflichten gehindert wird, ist der Absicht ihres Schöpfers eben so wenig gemäß, als ihr Misbrauch. Vielmehr haben Freunde der Tugend das meiste Recht, die Gaben der Natur als von der Hand Gottes wie Proben seiner Liebe in Empfang zu nehmen. Denn obwol die Menschen durch die allgemeine Abweichung von Gott das Recht zum Gebrauch der Creaturen verscherzet haben: so ist es ihnen doch durch die Vermittelung ihres Versöhners wieder erworben; wie solte er nun den gehorsamen Unterthanen seines Reichs diese Frucht seiner Genugthuung versagen, da er selbst widerspenstige durch den erlaubten Gebrauch der Creaturen mit Güte zur Buße locket? Was ist demnach billiger, als daß wir unser Vergnügen über die Geschöpfe, voller Ehrerbietung gegen das höchste Wesen, dem wieder heiligen, der uns damit begnadiget hat?

Es stellet uns das Reich der Natur sowol als das Reich der Gnaden helle Spiegel der unendlichen Vollkommenheiten des Höchsten vor Augen: sol-

solten wir den Glanz seiner Herrlichkeit nicht bewundern, so oft deren Stralen auf uns zurück fallen?

O Gott, der uns beseelt, entzünde meinen Geist,
Daß ich verehrungsvoll auf deine Schönheit schaue,
Und meine Lust an dir sich mehr und mehr erbaue,
Wenn mir der Bau der Welt so manche Schönheit weist.
Laß mich von meiner Pflicht durch keinen Misbrauch weichen,
Sey du mir ewig groß in allem deinen Thun,
Mein Wille müsse stets in deinem Willen ruhn:
So kann ich deinen Zweck auf dieser Bahn erreichen.
Ich preise deine Huld, die niemand recht erkent,
Und heiligte er ihr die Namen aller Zungen,
Womit die Sterblichen, dich, Höchster, je besungen,
Worin man deine Macht und deine Güte nent.
O mache mich nur werth dich überall zu finden,
Von Gnade stets beschämt von deinem Reitz entzückt:
So wird das Schattenspiel, wornach die Thorheit blickt,
Zu meiner Lust zu schlecht, vor meinem Sinn verschwinden.

Vielleicht finden sie, geschätzter Tugendfreund, in diesen Gedanken, und in folgender Betrachtung der Rose, die man unter den schönen Blumen wol die schönste nennen kann, eine mit ihrer Absicht übereinstimmende Denkungsart. Leben sie wohl.

B = =
den 30. Junii
1755. C.

Rose



Rose, königliche Blume,
Blühe zu des Höchsten Ruhme,
Mische deinen Balsamduft
Mit den Wellen dünner Luft,
Die sich um dich her verbreiten,
Mich zu Gottes Lob zu leiten.

Seh ich dich so bist du prächtig,
Dein Geruch hat sich recht mächtig,
Recht durchdringend und entzückt
Meinen Sinnen eingedrückt,
Die der Freude offen stehen,
Wenn wir junge Blumen sehen.

Und von welchem Sonnenlichte
Borgest du für mein Gesichte
Der erhabnen Röthe Pracht,
Die mir sanft entgegen lacht?
Muß nicht jeder frohe Morgen,
Dich mit Thau und Glanz versorgen?

Du, der Gärten schönste Krone
Sitzest auf erhabnem Throne,
Kehret nicht der frohe Blick
Allemal zu dir zurück,
Wenn sich neben deinen Zweigen
Tausend Frühlingskinder neigen?

Viele Blumen sind vergnüglich,
Aber insgeheim betrüglich,
Weil ihr Duft das Haupt beschwert,
Wenn sie unsre Lust ernährt.
Ueber dich wird niemand klagen,
Wenn wir an der Brust dich tragen.

Schmücke alle deine Blätter,
Daß bey stillem Sommerwetter
Sich der Garten Pracht erhöht,
Wenn man durch die Blumen geht.
Fülle dich durch frische Säfte
Zur Erhaltung edler Kräfte.

Sey der Unschuld Bild und Freude,
Ihrer reinen Augen Weyde,
Ihre angenehme Zier,
Diesen Vorzug gönt man dir:
Und du kanst mit neuem Prangen
Jährlich ihn aufs neu erlangen.

Doch was will ich dich erheben?
Dem allein sey Preis gegeben,
Der dir deine Krone wand,
Dessen Liebesvolle Hand,
Daß der Mensch ihn spüren solte,
Dich mit Thau erquicken wolte.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845565/phys_0184
DFG

Der Tugendfreund.

Das 12. Stück.

Herr! bilde mich nach deinen Willen:
So werd ich dein Gesetz erfüllen,
Und ohne Zwang gehorsam seyn.

Eine allgemeine Erfahrung beweist es vom Anfang der Welt bis auf unsere Zeiten, daß die edelsten Vorsätze der Menschen, von welchen man sich die größte Hofnung macht, ohne jemals würklich zu werden, verloren gehen. Sie sind, wie ein mit heftigem Brudeln hervorquillendes Wasser, welches aber an einem heissen Tage völlig versiegt und nur wenige Zeichen von seinem Daseyn hinterläßt. Man kann es der menschlichen Natur nicht absprechen, daß sie oft von ausserordentlichen Bewegungen erschüttert wird, die sich bis zu den verborgensten Kammern des Herzens fortpflanzen: aber sobald es nur möglich ist, sich aus den Händen der Furcht und Sorge loßzureissen, so bald verlieren sich auch diese heilsame Bewegungen.

Die muthwillige Unterdrückung guter Vorsätze hat der Welt vielen Schaden gethan. Unternehmungen von grossen Folgen sind dadurch in ihrer Geburt erstickt worden. Ganze Länder und berühmte Familien haben es nicht genug bedauren können, daß die besten Vorsätze, auf deren Erfüllung man mit äusserster Begierde gehoft, Schifbruch gelitten und untergegangen sind. In jeder einzelnen Seele, werden fast täglich neue Vorsätze geboren, von welchen, wenigstens einige, Kinder guter Art, wenn ich mich so ausdrücken darf, sind; ob gleich die meisten das Zeichen des Lasters an ihrer Stirn tragen.

Eine aufmerksame Betrachtung der guten und bösen Bewegungen unserer Seele, der reinen und unreinen Absichten unserer Neigungen, der Furcht und Hofnung, welche in unsern Herzen erwachen, würde uns von der Wahrheit dieser Anmerkungen völlig überzeugen können. Es müste eine ganz verwilderte und mit den abscheulichsten Unreinigkeiten erfülte Seele seyn, in welcher nicht noch zuweilen ein guter Vorsatz aufgehen solte. Aber warum wird so wenig davon sichtbar? Mich deucht, daß die erstaunende Unachtsamkeit in Absicht unserer selbst vornemlich Schuld daran ist. Wir bekümmern uns nur sehr kaltsinnig und oft gar nicht um die geheimen Bewegungen unsres Herzens und sind gerne zufrieden, wenn wir nur die brennenden Begierden der Sinlichkeit stillen können.

Ich habe mir vorgenommen in diesem Blatte einige Ursachen dieser Leichtsinnigkeit, welches vielleicht

leicht der rechte Name seyn wird, den man dieser Unterlassungssünde geben kann, anzuführen, und der Anweisung, welche mir eine gute Erfahrung darin geben wird, treulich zu folgen. Sie werden uns die betrigrischen Wendungen unseres eigenen Herzens kennen lehren, und vielleicht die glückliche Würkung haben, daß wir mehr Aufmerksamkeit auf uns selbst verwenden, als sonst geschehen ist.

Eine von den vornehmsten Ursachen ist wol, daß viele von unsern besten Vorsätzen nicht reiflich genug überlegt werden und nicht freiwillig genug geschehen. Wenn wir einen guten Vorsatz fassen wollen, so verdient die Sache wozu wir bereit sind, uns zu entschliessen, eine sorgfältige Prüfung, damit der Grund unseres Vornehmens nicht wie loser Sand sey, der nur gar zu bald nachgiebt. Wir müssen den Werth, die Vortreflichkeit, die Schönheit davon, mit vollkomner Ueberzeugung einsehen. Hindernisse die uns in den Weg geworfen worden, müssen auf die Seite geräumt werden, damit wir das erwehlte Ziel unsers Verlangens, ohne aufgehalten zu werden, erreichen können. Es wird niemals an Einwendungen fehlen, die den Schein der Wahrheit annehmen und uns leicht hintergehen, wenn wir ihnen zuviel trauen. Triebe der Bosheit werden sich ins Geheim verschweren, und ihre ganze unselige Macht anwenden, unsere Glückseligkeit zu untergraben und wo es möglich ist, völlig zu zerstören. Auch denn, wenn wir glauben, es könne uns nichts weiter an der Ausführung unseres Vorhabens hindern, werden neue

Widersprüche aufstehen, und unsern Fuß zurück halten wollen. Wenn wir aber unsere Augen mit unwandelbarer Beständigkeit auf die Erfüllung unsers Wunsches heften, und die Gedanken von den unvergleichlichen Vortheilen, welche daraus fliessen, mit ruhiger Erwartung erneuern: so werden alle Versuche, uns abzuschrecken, vergebens seyn.

Ich darf hiebey nicht unberührt lassen, daß viele eine gar zu vortheilhafte Vorstellung von sich selbst haben, und ihren eigenen Kräften so viel zutrauen, daß sie zu allen guten Vorsätzen hinreichend seyn müsten. Aber warum ist uns denn ein allmächtiger Beistand versprochen worden? Warum gelingt es manchem in kurzer Zeit, wenn andere Tage und Jahre umsonst verschwenden? Oder ist es etwa ein Schimpf für den Menschen, da seine Natur einmal entkräftet ist, eine höhere Macht um den gesegneten Einfluß ihrer Würkungen zu bitten? Wenn wir keine Freiheit dazu hätten, so würde dis vielleicht eine Verwegenheit seyn: da wir aber von Gott selbst dazu aufgefodert werden, so ist es eine Verachtung seiner Liebe.

Aber es geschicht nichts weniger als dis. Vorsätze werden gefaßt und Gelübde gethan, ohne daß man sorgfältige Untersuchungen anstelt, ehe man sich entschließt. Diesen Augenblick ist man zu allem was gut ist, willig; wir brennen wie eine helle Fackel: aber den folgenden Augenblick verlöscht alles auf einmal. Wir rufen alle unsere Kräfte zusammen und wagen es kühn und verwegen, die grösten Unterneh-

ternehmungen auszuführen, aber wir müssen nur gar zu bald unterliegen und unsere Schwäche bekennen. Die Menge der guten Vorsätze, die ich bey verschiedener Gelegenheit selbst gehört habe, ist so zahlreich, daß ich nicht wagen darf, sie anzuführen.

Der Vorsatz ward und starb auch schon,
Er war ein Wort, ein leerer Thon,
Und ohne Kraft sich zu erheben.

Wenn ich dieser traurigen Unterlassung weiter nachdenke, so entdecke ich eine andere Ursach, die eben so wichtig ist, wie die erste. **Wir verhalten uns bey den feierlichen Versicherungen, die wir vor den Thron Gottes niederlegen, nicht anders, als bey den Zusagen, die wir unter uns diesen oder jenen Menschen thun.** Ist es möglich, daß der erhabenste Begrif von Gott, in unserer Seele gegenwärtig seyn kann, wenn wir mit ihm scherzen, und viel sagen, was wir weder halten können noch wollen? Kann der Stral seiner ewigen Weißheit unser Herz erleuchtet haben, wenn es noch von einer so dicken Wolke der Unwissenheit bedeckt wird?

Wie hoch ist Gott über alles menschliche erhoben! Wie gewiß ist es, **daß unsere Worte mit eisernen Griffeln unauslöschlich aufgezeichnet werden**, damit sie einmal alle ausgedachte Entschuldigungen unwiederruflich verdammen können! Wie gewiß erkent der, **der auf das Hohe und Niedrige siehet die geheimsten Vorstellungen unsers Herzens!**

Der ernstliche Befehl, Gott auf eine recht vernünftige Art zu dienen, alles zu prüfen und das Gute zu behalten und aufrichtige Wünsche vor sein Angesicht zu bringen, dieser Befehl Gottes kann uns lehren, daß wir weder unbehutsam seyn, noch auch dasjenige, was wir einmal zugesagt haben, wiederrufen dürfen. So wenig als sich ein Mensch in den Sinn kommen lassen darf, den, der allein weise ist zu hintergehen, eben so wenig darf er glauben, daß der, der die Wahrheit ist, seine Lügen ungestraft lassen wird.

Die Kräfte einer menschlichen Natur reichen nicht allemal so weit, die Erfüllung feierlicher Zusagen zu erzwingen. Sie müssen zufrieden seyn, daß sie sich betrogen haben, und ihre Hofnung vergebens gewesen ist. Es gibt genug Menschen, welche recht freigebig und reich an Versprechungen gegen andere sind, aber wenn sie um die Erfüllung ihrer Zusagen gebeten werden, die Achseln zucken, und tausend Schwierigkeiten und Entschuldigungen ersinnen, die Bürde, die sie sich freiwillig aufgeladen haben, abzuwältzen. So wenig sich ein solches Verhalten entschuldigen läßt, so und noch vielweniger kann es gerechtfertiget werden, wenn man mit dem, der Herr über alles ist, eben so umgehen will.

Die Wahrheit hörts, und du wilst lügen?
O denke nicht, den zu betriegen
Der auch im dunckeln deutlich sieht:
Du weist, man kann mit Gott nicht scherzen
O merktest du mit stillem Herzen,
Was vor ein Zorn von ferne glüht!

Ver-

Versprich, doch sey nicht kühn im Sprechen
Und denke, daß die Rache wacht,
Sie wacht, du wilst den Vorsatz brechen,
Und hast die Folge nicht bedacht.

Man kann weiter als eine Ursach hieher rechnen, daß die Menschen glauben, sie könten ihre Vorsätze und Versicherungen, tugendhaft zu leben, ohne Schaden erneuern. Ich will nicht glauben, daß einjeder von diesen Leichtsinnigen, so gottloß und boshaft sey, ob es gleich einige thun mögen, daß sie sich vornehmen solten, einen vollkommen guten Vorsatz auf ewig ohne Erfüllung bleiben zu lassen. Aber sie stellen sich vor: es sey sehr leicht, diese Worte noch einmal auszusprechen, und Gott sey eben so grausam nicht, daß er darüber zürnen werde, wenn sie nur noch eine kurze Zeit lasterhaft lebten, und hernach die guten Vorsätze zur Erfüllung brächten.

Ich muß entweder glauben, daß es ihnen damit niemals ein rechter Ernst gewesen ist, oder daß sie sich überreden, die Ausübung einer wahren Tugend werde hernach leichter seyn, als sie jetzo ist. Aber wissen sie denn nicht, daß die Boßheit ihre Stricke immer fester knüpft? Wissen sie nicht, daß uns endlich das Laster so unentberlich und nothwendig wird, daß wir es nicht mehr missen können? Ist ihnen die Gewalt der Gewohnheit unbekant, und kennen sie keine, die eben so gedacht haben, aber dabey höchstunglückselig gewesen sind? Erneuerungen guter Vorsätze sind nicht zu verachten, zumal wenn sie

von tugendhaften Seelen geschehen. Heimliche Fehler bleiben noch immer übrig, mit deren Wegräumung wir bis ans Ende unsers Lebens zu thun haben. Aber diese Erinnerungen kaltsinnig zu wiederhohlen und doch lasterhaft zu bleiben, ist eine höchst unverantwortliche Sache. Sachen von Wichtigkeit, welche die Ausbesserung unserer Seele und die Befestigung unserer Wohlfart betreffen, müssen nicht mit solcher Leichtsinnigkeit vorgenommen werden.

Und wird die Kraft nicht endlich fehlen,
Das was du jetzt verwirfst, das beste zu erwehlen?
Und wenn sie fehlt, was wilst du thun?

Dahin gehört auch, daß sich die Menschen ihre noch folgende Zeit als ungemein lang vorstellen. In einer so langen Zeit, denken sie, läßt sich noch viel ausführen. Sie machen große Entwürfe und weitläuftige Rechnungen, mit welchen sie ihren künftigen Tagen entgegen gehen, ohne ans Ende zu gedenken. Aber sie nahen sich ihrer Grube, ohne so viele Schritte zu thun, als sie gedacht haben. Gute Vorsätze werden mehrentheils so lange verschoben, bis die beste Zeit und die edelsten Kräfte dazu verschwunden sind.

Schien uns nicht die nunmehr vergangene Zeit von einer sehr langen Dauer zu seyn? Kam es uns nicht vor, als wenn sie sich mit sehr langsamen Schritten näherte? Aber was denken wir nun, da sie vergangen ist? Wie geschwinde, rufen wir, seyd ihr vorbeygeflogen, Tage unsres Frühlings, deren Ende

wir

wir nicht so geschwinde vermuthet! Wie eine Wolke, die von Winde getrieben, mit unglaublicher Geschwindigkeit nach der Mitte des Himmels fliegt, und von der Mitte zur Tiefe, und wenn wir nach ihr sehen, nicht mehr da ist, so seyd ihr verflogen. Und wie viel gute Vorsätze, deren Erfüllung jetzo unserm Herzen sanfte Erquickungen geben könten, sind mit euch kraftlos untergegangen! Aber ihr seyd nicht mehr! Die Erde wird euch nicht wieder rufen, und der Himmel kann euch nicht wieder geben.

Stelten wir uns die Zeit als kurz vor, wie sie denn allemal auch bey ihrer längsten Dauer sehr kurz ist, so würden wir viel emsiger in der Ausführung des Guten seyn. Wir würden uns wie Arbeiter im Sommer verhalten, die ein heftiges Gewitter befürchten, und mit doppelten Kräften arbeiten, ihre Erndte in Sicherheit zu bringen. Verschwendungen der Zeit würden uns eben so fremde und thöricht vorkommen, als wenn ein Reisender auf einem höchst gefährlichen Wege von einer Seite zur andern hüpfen wolte, ohne den erschrecklichsten Fall und eine gänzliche Zertrümmerung seines Leibes zu besorgen.

Und kann es uns denn schaden, wenn wir sehr früh den Anfang gemacht haben, tugendhaft zu leben, und dem Ruf heiliger Vorsätze zu folgen? Was werden wir dabey verlieren? Eine kurze und vergängliche Lust, ein vorbeyrauschendes Vergnügen, welches doch nichts als einen nagenden Wurm in unserm Eingeweide hinterlassen kann. Und ist dis auch ein Verlust zu

nennen, da er so theuer erkauft werden muß, und uns mit schmerzhafter Reue oder mit ewiger Schande belohnt?

Aber das ist der Gedanke vieler Menschen: erst auszurasen, alles zu thun, was ein lüsternes Herz wünscht, sich an kein Gesetz und an keine Ordnung zu binden, und denn endlich einmal, wenn man die Begierden des Fleisches so ziemlich gesättiget hat, aus dem Gebiet der Laster in das Reich der Tugend mit einem Schritte überzugehen. Oder man will als ein würkliches Scheusal unter den Lebendigen noch zuletzt mit ohnmächtigen Bewegungen aus der Grube herauskrichen, darin man sich freiwillig herunter gelassen hat. Aber wie weit werden wir kommen! Ich besorge, daß uns mitten unter dieser Angst ein allmächtiger Arm auf ewig niederschlagen wird.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die vielen Zerstreuungen, denen wir uns überlassen, eine sehr gemeine Ursach sind, warum so viel gute Vorsätze verloren gehen. Wir begeben uns, so zu sagen, mitten unter das Geräusch, wo der Lerm allenthalben vor unsern Ohren brauset, und tausend Dinge unser herumschweifendes Auge beschäftigen. Manche Lebensart ist so tief in Zerstreuungen verwickelt, daß es einer stillen Seele schwer wird, sich herauszuwinden und Athem zu hohlen. Andere lassen sich freiwillig in zerstreuende Verrichtungen einflechten, und arbeiten sich unter Schweiß und Sorgen müde, bis der Schlaf ihre Augen zudrückt und eine neue Arbeit sie von ihrem Lager erweckt.

Eine

Eine bis zur äusserſten Abmattung aller Kräfte angeſtrengte Natur, die ſich nur über dem irdiſchen ermüdet, iſt tugendhaften Entſchlieſſungen immer entgegen geweſen, noch vielmehr aber eine ausgelaſſene Freude, durch welche uns die Sinlichkeit ſo leicht bezaubern kann. Wenn der Menſch ſeiner ſehr ſelten bewuſt und faſt immer wie ein Trunkener iſt, oder wenn er nur Augenblicke an ſich denkt und ganze Tage an Eitelkeiten, ſo kann man ſich leicht einbilden, daß die Tugend wenige Eindrücke in ſeiner Seele machen wird.

In dieſer Gemüthsbeſchaffenheit befinden ſich weit mehr Menſchen, als man denken ſolte. Wir können gar zu bald unſern höchſten Zweck aus den Augen verlieren, uns an Kleinigkeiten beluſtigen, und unſere beſte Zeit thöricht verſchwenden. Unter den Sorgen dieſer Welt werden unzählig viel gute Vorſätze begraben, von welchen man kaum erfahren kann, ob ſie jemals geweſen ſind.

Ich will nur noch die böſen Exempel als eine Urſach dieſer Leichtſinnigkeit beyfügen. Wir ahmen gerne nach, und faſt allemal lieber im Böſen als im Guten. Wenn wir ein vortrefliches Muſter vor uns ſehen, das höchſt nachahmungswürdig iſt, wenn wir in uns ſelbſt ſtarke Reizungen der Tugend fühlen, ſo bedenken wir uns doch noch wol eine Weile, ehe wir dieſe Fußſtapfen betreten. Aber ein böſer Menſch, um welchen ſich alle Laſter feſtgeſchlungen und ſeine ganze Natur vergiftet haben, braucht nicht viel überredende Bewegungsgründe, wenn er Nachfolger

folger haben will. Sie sehen ihn, sie bewundern seine Geschicklichkeit und werden in kurzer Zeit so arg, als er ist.

Dis gilt auch von den guten Vorsätzen. Es giebt eine grosse Menge Menschen, die leichtsinnig genug sind, ihre Zusagen zu widerrufen und sie als Thorheiten zu verlachen. Wenige bleiben auf dem Wege, den sie einmal betreten haben, zumal wenn es ihnen etwas schwer wird, und ein jeder Schritt mit neuen Schwierigkeiten verbunden ist. Die ersten haben allemal mehr Nachfolger. Können das andere thun, warum wir nicht? Sie sind in gleicher Gefahr gewesen, sie haben eben das versprochen, und doch nichts gehalten. Warum wollen wir uns ohne Ursach quälen? Dis sind ihre Gedanken.

Ein merkwürdiges Beyspiel von dieser Art, wird die ganze Abhandlung in ein grösseres Licht setzen. Pandor Madera war ungemein beugsam. Wenn er zur Tugend ermahnet und gebeten wurde, seine Ausschweifungen zu lassen, so war er gleich willig dazu, und gab die besten Worte. Reizte ihn das Laster, wieder auszuschweifen, so war er eben so bereit. Kurz er war ein Mensch, bey welchen es jetzo ganz stille und bald hernach wieder ganz ungestüm war.

Er wurde einmal gebeten einer Ergözlichkeit auf dem Lande beyzuwohnen. Er fand sich auch ein, und sahe sich unter einer sehr zahlreichen Gesellschaft. Man vergaß an diesem Ort die Regeln der Mäßigkeit nur gar zu bald, und beraubte sich

auch

auch dadurch eines unschuldigen Vergnügens. Die Unruhe taumelte durch die ganze Gesellschaft, und ein allgemeiner Lerm, der ganz unmenschlich war, erfülte das Haus. Bey solchen Gelegenheiten pflegt die Zanksucht nicht weit zu seyn, und öfnet gerne der Raserey und dem Mordgeist alle Thüren, damit die Unsinnigkeit aufs höchste getrieben werden kann.

Dis geschahe auch hier. Einer zankte mit dem andern, Geschrey und Schlagen folgten gleich nach, und ein verwüstender Tumult machte das ganze Haus zitternd. Pandor Madera war mit seinem Nachbar in ein Gespräch gerathen, darin sie, er verneinender und jener bejahender Weise, eine gute Stunde fort sprachen. Weil keiner nachgeben wolte, solten ein Paar Messer die Sache entscheiden, und Pandor wurde gefährlich verwundet.

Man schlepte ihn halb todt in eine andere Stube und legte ihn aufs Bette. Er fiel aus einer Ohnmacht in die andere und alle Lebenswasser konten ihm keine Farbe wieder geben. Dieser betrübte Zufall machte die Gesellschaft stille, sie wurden alle bestürzt, und einem jeden pochte das Herz unter entsetzlichen Schlägen. Pandor hob sich endlich auf dem Bette in die Höhe, schlug die Augen auf, und that ein merkwürdiges Bekentniß, bey welchem er vor wehmühtiger Reue über seine Vergehungen kaum reden konte.

Den Beschluß davon machte eine Reihe guter Vorsätze, welche ohngefehr folgendes Inhalts waren. „Wenn du mir hilfst, Gott, daß ich von diesem bluti-

blutigen Lager wieder aufstehe, so sollen dir alle meine Tage heilig seyn. Ich will deine Majestät anbeten, und deine Liebe bewundern. Meine Zunge soll nicht mehr Lästerungen gegen deinem Stuhl reden, sondern mit dem Lobe deines Namens erfüllt seyn. Ich will die Wege der Bosheit, auf welchen mich das Unglück ergriffen hat, auf ewig verlassen, und mich unter den Schutz deiner Flügel begeben. Ich will in dein Heiligthum gehen und in deinem heiligen Tempel anbeten. Ich will dir in der grossen Gemeine meine Gelübde bezahlen. Ich will = = „ Hier überfiel ihn ein heftiger Schmerz, daß er von neuen ohnmächtig niedersank.

Man sparte nichts, ihn zu erhalten. Seine Wunde war gefährlich und ein Wundfieber machte sie noch gefährlicher. Er kam aber doch dismal wieder auf, ob er gleich ein Vierteljahr zu Hause bleiben muste. Und nun solte man denken, würde er seine feierliche Versicherungen erfült haben; aber sie waren schon längst verraucht. Er übergab sich von neuen allen Lastern und lebte ärger, als er jemals gethan hatte.

Noch zwey bis dreymal wurde er auf diese Art gewarnet, da er aber immer eben derselbe blieb, und niemals besser wurde, fiel er endlich völlig der göttlichen Rache in die Hände und muste auf eine höchsttraurige Art sein Leben beschliessen.

Folgen-

Folgender Brief hat mir zu gegenwärtiger Abhandlung Gelegenheit gegeben.

Mein Herr,

Wenn es sich schickte, Ihnen meinen Namen zu entdecken, so würden Sie Sich wundern, daß ich gar nicht derjenige bin, wofür sie mich bisher gehalten. Ihre Bekantschaft hat mir die Ehre eines Tugendhaften erworben, aber das bin ich bis jetzo noch nicht gewesen. Ich habe es gewünscht und gehoft, und mir auch zuweilen damit geschmeichelt, aber meine Gedanken sind lauter Betrug gewesen. Wenn ich mein Herz gefragt habe, hat es ganz widerwärtige Zeugnisse abgelegt, und alle meine Entschuldigungen, die ich in der Stille gemacht habe, zum Stillschweigen gebracht.

Ich kann es Ihnen nicht leugnen, und warum solte ich es thun, daß schon viel gute Vorsätze von meiner Jugend an bis jetzo in meiner Seele entstanden sind, die ich alle gerne habe erfüllen wollen, aber es ist noch von keinem geschehen. Das menschliche Herz ist gar zu veränderlich. Was wir heute als gut erkennen, wählen und billigen, das verwerfen wir morgen, damit wir nur ein kurzes Vergnügen geniessen können. Ja ich kann es nicht einmal verwerfen nennen, denn unser Herz giebt ihm doch heimlich Beifall und tadelt vielmehr unsere That.

Insonderheit plagt mich eine gewisse Leidenschaft, deren ich mich nicht entschlagen kann, ob ich ihr gleich von Herzen gram bin. Ich will sie ihnen auch nicht

län-

länger verschweigen, ob ich mir gleich allen Zwang angethan habe, sie in Ihrer Gegenwart zu verbergen. Es ist der Zorn, der mir so viele Unruhe macht. Die geringste Kleinigkeit kann mir Gelegenheit geben aufzufahren, eine halbe Stunde lang zu schelten und auf alles, was ich sehe ungehalten zu seyn. Hernach ist mir alles leid, ich fühle daß ich mir Schaden gethan habe, ich erkenne, daß andern Unrecht geschehen ist, ich bereue mein Verbrechen, und ich möchte gerne die verlorne Stunde, da dis Feuer in meiner Seele brante, wieder zurückrufen, damit ich wahre Proben der Sanftmuth ablegen könte.

Sie können Sich leicht vorstellen, wie ungehalten ich hernach auf mich bin. Kaum mag ich mich selbst ansehen, so viel Verachtung habe ich gegen mich, und ich wünsche wohl tausendmal, Kräfte genug zu haben, diese Glut zu ersticken. Ich sinne Tag und Nacht auf Mittel. Ich verwahre mich so gut als möglich gegen diesen Feind, und ich werde doch überwunden. Beklagen Sie doch einen Unglückseligen, der sich nicht mehr zu helfen weiß, und bey allen Vorsätzen, die er faßt unvermögend ist; und ist es Ihnen möglich, so geben Sie mir Anschläge, wie ich diesem Feinde begegnen und ihn endlich demütigen soll, helfen Sie mir. Ich bin

Mein Herr

Dero

Fr=r str=r
den 2. May 1755.

ergebenster Diener
Clodion.

Der Tugendfreund.

Das 13. Stück.

Ein Zweig belohnt mit süssen Früchten,
Den Gärtner der ihn jung gebeugt.

Nach einem langen Stillschweigen hat uns der Herr Polycarpus wieder mit einem Schreiben beehret, welchem wir seit der Zeit entgegengesehn haben, da er in seinem ersten Briefe geschrieben, um öfter schreiben zu können. Weil wir nichts zu sagen wissen, diesen Brief unsern Lesern angenehm zu machen, was nicht schon darin stehen solte: so wollen wir ihn ohne Vorerinnerungen hersetzen.

Mein Herr,

In dem achtzehnten Stück des ersten Theils ihrer Schrift habe ich meinen Brief vom 21. Hornung zwar eingerückt, aber unbeantwortet gefunden. Weil sie meine Gedanken der Welt vor Augen gelegt haben; so kann ich überzeugt

seyn, daß es Ihnen nicht unangenehm gewesen, eine Materie in Vorschlag gebracht zu sehen, worüber sich viel nützliches sagen liesse. Aber indem es Ihnen noch nicht gefallen, Ihre Leser mit den Vorstellungen ausführlich zu unterhalten, welche ich nur an meinem geringen Theil in einem kleinen Exempel gezeigt: so werden Sie vielleicht darauf gewartet haben, daß ich meine Gedanken selbst fortsetzen soll. Ich mache mir alles, und also auch ihr Stillschweigen zu nutze.

Die Tugend würde auf Erden viel gewinnen, wenn es dem Menschen mehr um die Ausübung, als um die Erkentniß der Wahrheiten zu thun wäre. Mit diesem Satz schloß ich mein Schreiben, worin ich mich zum Vortheil der Tugend erklärte, wie ich meine wichtigsten Grundsätze gefaßt hätte. Die Erfahrung ist ganz allgemein. Eine gewisse Art der Eitelkeit scheint es nothwendig gemacht zu haben, daß man hauptsächlich auf die Aufklärung des Verstandes sehen muß. Ein fertiger und muntrer Geist wird zu allem fähig gehalten. Man glaubt kaum, daß derjenige in niederträchtige Laster verfallen könne, der einmal gezeigt hat, wie viel er an Einsichten und Scharfsinnigkeit vor andern voraus habe. Deswegen glauben sehr viele Eltern, es sey zur besten Erziehung ihrer Kinder hinreichend, wenn man ihnen je eher je lieber Gelegenheit verschaft, die Welt kennen zu lernen, wenn man ihnen darnach in witzigen Unterredungen allerley so genante Maximen beybringt und sie

mit

mit Vorstellungen des Nutzens, der Ehre, des Vergnügens, der Nacheyferung und Großmuth, täglich vor dem Laster warnt. Alles übrige scheint unnöthig zu seyn; unter dem Vorwande, sie nicht niederträchtig und sclavisch zu gewöhnen, muß ihre Lebensart ganz frey seyn; die leichten Begriffe von der Tugend und dem Laster sind ein System, nach welchem fürchterliche Verwüstungen der Seele, unschuldige Veränderungen heissen. Vater und Mutter schmeicheln sich einen hofnungsvollen Sohn zu haben, wenn er vernünftig von der Schädlichkeit des Lasters zu urtheilen und es in seiner lächerlichen Thorheit darzustellen weiß; und wie vollkommen ist ihre Freude, wenn er mit erhabenen und prächtigen Ausdrücken die Tugend erhebt, welche er nach dem ruhmwürdigen Exempel der Eltern und Freunde, die es dadurch so hoch in der Welt gebracht haben, großmüthig erwehlt!

Wie sehr gerne liesse ich diese armen Eltern in ihrer süssen Hofnung, wenn es nur ohne ihren empfindlichsten Schaden geschehn könte!

Sie betriegen sich zwar nicht alle. Ihre Söhne wachsen oft zu ihrer grossen Freude auf und sie nehmen an manchen Vollkommenheiten zu, wie eine Frucht die von Tage zu Tage wächst, und indem sie wächst, an der freundlichen Sonne immer schöner wird. Sie lernen die Welt kennen. Der Zwang der Höflichkeit und die schmeichelnde Ehrbegierde zähmen noch die Triebe, welche bey dem Mangel der Aufmerksamkeit ihrer Vorgesetzten zu früh erwacht

wacht sind. Indessen lassen sich doch diese Triebe nicht ausrotten, sie lassen sich auch nicht dämpfen, weil der Mensch zu allen möglichen Ausschweifungen hingerissen wird, wenn er die höhern Güter und den Genuß derselben nicht kennet. Folglich verfält auch die Jugend, die sonst in der Unschuld hätte bleiben können, gar bald auf die Nachahmung der Lebensart, worin sie schon mehr als zuviel Vorgänger hat. Sie lernet die unselige Kunst, das Böse ins Geheim auszuüben, und weiter ganz unbekümmert zu seyn, wenn nur ihr Glück in der Welt dadurch nicht gehindert wird. So haben denn die zärtlichen Eltern einen Sohn erzogen, den ihr Ansehen, seine Geschicklichkeit u. s. w. in der Welt empor gebracht hat. Aber wie ist sein Herz beschaffen? Hat er auch, wenn ihn niemand sieht, die Tugend lieb? Wird ihn die verschlagenste Ausübung erlernter Maximen an dem Tage schützen, wenn alles ans Licht gebracht werden soll, was im Finstern verborgen war; wenn kein Freund im Gericht sitzt, der die Schandthaten verdeckt, weil er sich sonst selbst verdammen würde; wenn auch die Gewinnung der ganzen Welt den Schaden nicht ersetzt, welchen die Seele genommen!

Und hat also derjenige die Tugend gelernt, dem es genug war, ihre Foderungen nur zu wissen! O möchten doch alle, die lehren sollen, das Herz anzugreiffen und genau zu bewahren suchen! Wie schön würde alsdenn der Verstand dasjenige betrachten, was im Herzen schon willig aufgenommen wäre!

Mein

Mein Herr, sie haben in ihrer Schrift viele Betrachtungen angefangen, die immer eine Fortsetzung erfodern; ja, wenn sie nun auch einzelne Tugenden in ihrer Schönheit darstellen wollen, wie sie schon einige ausgeführt haben, so wird ihnen die Zeit und der Raum zu kurz werden, alles abzuhandeln, wozu ihnen von andern Freunden der Tugend Gelegenheit gegeben werden möchte. Daher wundere ich mich nicht, daß sie auf die wichtige Sache, wie man das Herz und den Verstand der Jugend bilden soll, noch nicht ausführlich gekommen sind. Im Allgemeinen habe ich ihren Sinn von der Kinderzucht wol aus dem 11ten Stück des ersten Theils sehen können. Aber nehmen sie aus meinem Schreiben Gelegenheit uns ihre Gedanken umständlicher zu eröfnen.

Ich habe es oft mit großer Betrübniß gesehen, wie die besten Gemüther verwahrloset werden. Der Vater stehet entweder in wichtigen Geschäften, und wird auf diese Weise zur Besorgung seines Hauses sehr untüchtig: oder er hat keine Lust mit seinen Kindern etwas vorzunehmen, wodurch er seine Pflichten erfüllen könte. Oft ist es ihm sehr leicht und angenehm, ganz fremde Personen zu unterrichten; er läßt sich ihre Besserung sorgfältig angelegen seyn; er bestraft sie mit ernstlichen Vorstellungen ihrer Fehler; er bezeugt ihnen seine aufrichtige Zufriedenheit bey einen guten Verhalten; er ist unermüdet, ihnen die Tugend in ihren wahren Vortheilen vorzustellen; er könte nicht mehr an ihnen thun, wenn er ihr Vater

wäre. Aber nun soll er an seinen eigenen Kindern zuerst und vornehmlich zeigen, wie es ihm um die Verbesserung der Menschen zu thun sey. Dabey fängt er vielerley an; er läßt aber alles wieder liegen. Er macht gute Ordnungen, seine Kinder sind willig, sich bald darin zu schicken; sie sind aber auch unbeständig, und die erste Hitze verfliegt bald wieder. Hier solte er fortfahren, sie anzuhalten, dieses solte durch allerley Mittel geschehen, die nach den Grundsätzen der wahren Liebe, des väterlichen Ernstes, und nach den Umständen der Kinder und ihrem Betragen eingerichtet wären. Er sieht leicht, daß dazu viele Behutsamkeit erfodert wird; er soll gegen seine Kinder oft eine veränderte Person vorstellen, niemals sich völlig bloß geben, und immer mit einer Art der Wachsamkeit über sich selbst mit ihnen umgehen. Das wird ihm zu lästig, er schiebt die Ausführung seines Entschlusses auf, und macht sich hernach Vorwürfe, wenn seine Kinder nicht gerathen. Solte ich wol zuviel sagen, wenn ich aus diesem Erfahrungen schließe: Daß die wenigsten Eltern ihre Kinder recht schätzen?

Andre suchen in ihrer ganzen Kinderzucht zu zeigen, daß sie alle Zärtlichkeit längst verbannet hätten, sobald sie dadurch zur Sorgfalt, Ernst und Treue untüchtig werden könten. Sie verbieten ihren Kindern das Böse mit Nachdruk. Phlegon untersaget es seinen kleinen Söhnen mit allem Ernst, sie sollen das Fenster nicht öfnen und sich nicht herauslegen. Die Kinder versuchen es nach einiger Zeit,

das

das Fenster anzugreiffen, und ein wenig daran zu drehen, Phlegon schimpft sie mit Ungestüm, sie erschrecken, und machen das Fenster zu.

Der älteste Sohn sinnet auf Mittel, wie er seinen Vater in diesem Stück zur Nachsicht bringen könte; er zeigt ihm eine Person auf der Gasse, er läuft hin, und eröfnet das Fenster und legt sich weit heraus. Der Vater merkt die Schalkheit des Kindes nicht: der jüngste Sohn aber mißgönt es seinem Bruder, daß er sich ungestraft die Freyheit habe nehmen dürfen; er ruhet nicht eher, bis er diesen Vorzug auch erhalten. Er frägt seinen Vater, warum man die Fenster nicht so mache, daß sie heraus gingen, wenn sie geöfnet würden, denn inwendig sey es unbequem, weil man erst den Korb wegsetzen müste und hernach das Fenster leicht zerbrechen könte. Um dieses gleich zu zeigen, eröfnet er dasselbe und legt sich heraus. Nun sind beyde Kinder sehr froh, daß sie ein Gesetz aufgehoben, welches ihnen beschwerlich war. Phlegon setzt sich an den Tisch und läßt seinen Söhnen die Freude über ihn zu triumphiren. Kaum hat er sich gesetzt; so wird den Kindern der Raum da zu klein, sie schieben sich einander und der Jüngste zerbricht drey Scheiben. Phlegon fährt auf, schimpft und schreit: habe ich euch nicht verboten das Fenster zu öfnen? hiebey schlägt er dem armen Kinde beyde Augen blau, und der Aelteste geht frey aus.

Phlegon hat sehr viel Brüder und Schwestern. Viel tausend Eltern können die Uebertretung

ihrer Gesetze ganz gelassen ansehen: aber so bald dadurch auch nur im geringsten Schaden gethan wird; sehen sie den Ungehorsam in solcher Abscheuligkeit, daß sie gegen ihre Kinder Barbaren werden. Aus ihrem ganzen Verfahren zeigt sich, daß ihre Zucht und Strenge keine Wirkung eines ernsthaften Abscheus an allen Bösen, sondern nur bloß ein Ausbruch ihrer ungehobelten Sitten und wilden Gemüthsart ist. Und wenn sich dieser Schluß aus solchem Betragen so natürlich machen läßt, so macht ihn das bestrafte Kind eben so leicht, als ich: es wird also wol erbittert aber nicht gebessert.

Ich bin schon in einigen Häusern nicht mehr gar zu willkommen, weil ich mir manchesmal die Freyheit genommen habe, den Eltern aufrichtig zu sagen, was sie an ihren Kindern erziehen würden, wenn sie sich im Umgange mit selbigen nicht ändern wolten.

Manche Eltern glauben, ihre Kinder müssen von ihnen alles hinnehmen. Sie liebkosen ihnen, wenn sie aufgeräumt sind, sie halten sich beissend über sie auf, wenn sie Lust haben (wie man spricht) jemand zum besten zu haben, und kein andrer da ist, den sie zum Spiel ihres überflüßigen Witzes erwehlen könten. Das geringste Versehen scheint ihnen ein völliges Recht zu geben, daß sie ihren Zorn und ungestüme Wildheit in allen erdenklichen Schimpfwörtern, in Schlägen, und oft leider auch in Flüchen auslassen können. Auch wenn sie mit ihren Kindern zufrieden sind, geben sie ihnen Namen,

men, die in der That niederträchtig klingen, und oft die zarte Empfindung wohlgesitteter Kinder sehr angreiffen, wenigstens doch nur zuviel Gelegenheit zum Misvergnügen geben, und die Liebe und das Vertrauen niederschlagen. Aber wenn uns schon die Höflichkeit und Sittsamkeit verbindet, daß wir alles Stürmende, allen Uebelstand gegen jederman vermeiden sollen; wenn solche Handlungen und Reden auch durch die Gegenwart der allergeringsten Person nicht gerechtfertiget werden können, weil sie an und für sich schon höchst unrecht sind: wie wollen wir denn dieses Verfahren gegen Kinder entschuldigen, deren Muster wir doch seyn wollen? Und wie wollen wir Höflichkeit, wohlanständige Sitten und Ehrerbietigkeit von ihnen erwarten, wenn wir ihnen nicht damit zuvorgekommen sind? **Kinder sind nicht wie die Sclaven, an welchen der Barbar seine grausame Gesinnung ausläßt, damit seine Hausgenossen davon verschont bleiben können.**

Aber man siehet hieraus, wieviel Verbesserung des Gemüths von uns erfodert wird, wenn wir Eltern oder Lehrer seyn wollen. Von dem Exempel Gottes, der uns überall mit Liebe begegnet, und von den Grundsätzen der heiligsten Sittenlehre will ich jetzt nicht einmal reden. Wie sehr muß derjenige sein Gemüth in seiner Gewalt haben, der andre Gemüther regieren will! Und der Begriff der Erziehung giebt der Regel der Schrift einen sehr weiten Umfang: **Ihr Väter, reitzet eure Kinder nicht zum Zorn.**

Universitäts Bibliothek Rostock http://purl.uni-rostock.de /rosdok/ppn1030845565/phys_0209 DFG

Doch diejenigen versehen es eben so sehr, die ihre Liebe nicht mäßigen können. Es komt ihnen vor, als wenn andre von dieser natürlichen Empfindung nichts wüsten, weil sie gegen ihre Kinder oft sehr ernstlich sind, und die Gerechtigkeit der Weichherzigkeit vorziehen. Solten sie das Unglück erleben, daß ihr Sohn oder Tochter jemals das Vertrauen zu ihnen oder die zarte Anhänglichkeit verlöre! Nein viel lieber verschmerzen sie alles, womit sie betrübt werden, kränken sich in der Stille darüber, und trösten sich mit der Hofnung, welche die Liebe gleich wieder hervorsucht. Daher wird ihnen alle Bestrafung unmöglich. Theils ist es ihnen selbst schwer und ihrer Natur zuwider, wenn sie mit jemand hart umgehen sollen: theils läßt der Eigensinn der Kinder, die sie nun schon darin bestärkt haben, es gar nicht zu, daß sie so weit gehen solten, als nun zu Brechung desselben nöthig wäre. Oft fangen sie etwas unvorsichtig an, wovon sie vorher wissen konten, daß sie es nicht erhalten würden. Sie verschwenden die Liebkosungen, versprechen ihren Kindern überaus viel, bitten sie, betrüben sich, und wollen endlich Schärfe gebrauchen: aber es will alles nichts helfen, und endlich müssen sie nur nachgeben, und noch dazu ihre unartigen Kinder trösten. Aber ist das Liebe? Ich weiß wohl wie peinlich es ist, wenn man andern nur sein Mißfallen über eine Sache zu erkennen geben, geschweige denn, wenn man ihnen etwas verweisen, oder gar strafen soll. Ich habe selbst diesen

Feh-

Fehler an mir, und würde oft lieber selbst Verweise anhören, als andern welche geben. Indessen müssen wir nicht vergessen, daß auch das Beschwerliche unsre Pflicht ist. Und wir können in diesem Fall von keiner Liebe gegen die Kinder reden; denn wir lieben ja unsre Gemächlichkeit, und wollen uns den Zwang nicht anthun, daß wir einmal wider unsre Gemüthsart hart wären, wo die Gesetze es fodern.

Noch veil weniger kann das Liebe seyn, wenn man so ganz zur Unzeit schonet. Die Liebe will immer Vollkommenheiten haben, woran sie ihre Lust findet; sie will des geliebten Wohlstand so viel möglich erhöhen; was sie an andern tragen kann, das kann sie an ihm nicht leiden. Wie oft erduldeten wir gern etwas größers, wenn es nur nicht von dem wäre, dem wir unser Herz geschenkt haben! Wie ist es also möglich, daß man sein Kind recht herzlich lieben, und doch nicht auf seine Besserung bedacht seyn solte. Zumal wenn wir so klärlich sehen, daß das Böse von Tage zu Tage wächst, wo man nicht bald im Anfange vorzubeugen und sich demselben mit Nachdruck zu widersetzen weiß. Man lasse eine Mutter ihr Kind so lieben, daß sie bey einem Fall wo es sich gefährlich verwundet hat, durch sein klägliches Geschrey erweicht wird und den Wundarzt abweiset: sie wird sich in dieser Sache bey keinem Menschen mit ihrer Liebe entschuldigen können. Aber hier kann die Liebe gar kein Grund und gar kein Vorwand seyn, wenn man das allergrößeste Uebel, die Verwilderung und Verwahrlosung der Seelen

zu-

zuläßt, da doch väterliche Züchtigungen vielleicht ihre gewünschte Wirkung thun würden.

Endlich ist die Verhütung des Bösen und die Herrschaft über die Gemüther die größeste Kunst. Philoteknus hat eine Tochter von zehen Jahren, welche zur Zanksucht sehr geneigt ist, sich allein in die Gunst ihrer Eltern setzen, und ihre zwey jüngern Brüder gerne davon ausgeschlossen sehen möchte. Diese Gemüthsart seines Kindes kränkt ihn sehr, zumal da es vollkommen liebenswürdig seyn würde, wenn es nur davon frey wäre. Er klagte mir sein Leiden. Einzelne Handlungen kann ich wol verhüten, sagte er, aber dadurch bessere ich die Gesinnung noch nicht, welche sich einmal, ich weiß nicht durch welchen unglücklichen Zufall, auf diese Seite gelenkt hat. Ich antwortete ihm, er müste darin recht sorgfältig fortfahren, er müste seiner Tochter alle Gelegenheit benehmen, wo sie die heimliche Tücke gegen ihre Brüder äußern, oder unterhalten könte. Wenn dem Menschen das was er sucht, gelinget; so wird seine Neigung jedesmal verstärkt und die Uebung bringt Fertigkeit. Hiernächst rieth ich ihm, das Laster der Tücke und heimlichen Hasses gegen einen andern ihr recht ernstlich aus Gottes Wort vorzustellen, aber auch hernach die Strafe nicht zu vergessen, wenn sie wieder so etwas unternehmen wolte. Philoteknus nahm diesen Rath an. Er nahm seine Tochter bey der ersten Gelegenheit vor, er suchte ihr Herz zu erweichen, er mahlte ihr ihren Gemüths-

zu-

zustand so lebhaft vor, daß sie vor sich selbst erschrecken muste. Er zeigte ihr, wie abscheulich eine neidische und tückische Seele in Gottes Augen sey. Er bekante ihr, wie lieb er sie haben würde, wenn sie seine Tochter seyn, und nicht etwas thun wolte, welches ihm so höchst zuwider wäre; wie sehr sie ihn aber dadurch betrübte, und wie er ihr alle seine Liebe entziehen würde, wenn sie nicht Gott bitten wolte, daß er ihr böses Herz änderte. Hernach gebrauchte er alle mögliche Klugheit; er ließ die Kinder nicht gerne alleine beysammen, er kaufte seinen Söhnen etwas, welches sie der Schwester schenken musten. Oft gab sie ihren Brüdern insgeheim einen Verweiß über Dinge die nichts bedeuteten, sie sahe dabey ihren Vater an, und ihr schalkhaftes Lächeln verrieth den Grund ihres Herzens. Aber Philoteknus that, als hätte er es nicht gemerkt, und wenn er sie bestrafen muste, so geschahe dieses niemals in Gegenwart der Brüder; wie er denn auch eben so wenig von ihnen Klagen wider die Schwester annahm, als diese klagen durfte. Jetzt hat er seine Tochter in guter Ordnung.

Ich glaube, daß man nur das besondere in dem Verfahren des Philoteknus weglassen, und ihn alsdenn zu einem Muster vernünftiger Eltern vorstellen könte. In allen Fällen, wo der Eigensinn, die Wildheit, eine Fertigkeit im Lügen und dergleichen ausbrechen und großen Schaden thun könte, werden Eltern das beste Mittel erwehlen, wenn sie es nicht so weit kommen lassen. Sonderlich gilt dieses vom Trotz, wel-

welchem man dadurch am besten vorbeugt, wenn man nicht gleich nach begangener That bestrafet, sondern so lange wartet, bis die Gemüther recht zu sich selbst gekommen, bis die Eltern ohne Hitze strafen können, und die Kinder im Stande sind, Vorstellungen anzunehmen. Der Einwurf: daß sich manchesmal ein Gemüth recht bloß giebt und seine ganze Gesinnung offenbart, wenn man es zu Beleidigungen kommen läßt, kann hier nicht gelten. Denn das Böse zeiget sich doch wol von selbst, und man ist schuld daran, daß ein Kind bestraft werden muß, wenn man nicht sorgfältig gewesen ist, es vom Bösen abzuhalten.

Ich kann nicht umhin, noch etwas von dem Betragen der Eltern gegen einander zu erinnern, es hat einen gar zu großen Einfluß auf die Erziehung der Kinder.

Isabella ist die ganze Zeit ihres Ehestandes immer darauf ausgegangen, daß sie mehr möchte zu gebieten und anzuordnen haben, als ihr nach Gottes Ordnung zukomt. Sie hat sonst sehr schöne Eigenschaften, womit sie sich ihrem Mann gefällig zu machen, seine Liebe und andrer Freundschaft zu gewinnen weiß. Sie verbirgt auch ihre Neigung aufs möglichste, und wer im Hause nicht genau bekant ist, der hält den Phrynon für einen glücklichen Mann. Aber zwey Nebenbuhler können sich um das, was sie beyde suchen, niemals vergleichen, und die aufrichtige Vertraulichkeit fält allemal, wo man bey einem andern noch Absichten entdeckt, die er nur aus Verstellung hintenansetzt. Isabella warf ihrem

Mann

Mann, da sie eben einmal ausfahren wolten, mit vieler Kaltsinnigkeit seinen Eigensinn vor, daß er immer die beste Zeit zum Reisen verstreichen liesse, und sich niemals dazu entschliessen wolte, wenn sie ihm ihr Verlangen zu erkennen gäbe, daß er ihr also auf diese Weise das beste Vergnügen verdürbe. Phrynon konte diesen Vorwurf nicht tragen, er gerieth in Hitze und sagte seiner Frau so viel, daß sie es nicht für rathsam hielt, ihm wieder zu antworten. Ob sie gleich französisch gesprochen hatten und ihre kleine Tochter diese Sprache noch nicht verstand: so schloß sie doch aus den Minen des Phrynon und aus der Beschämung der Isabella, daß diese bey der Unterredung einen Verweiß bekommen hätte. Sie erdreistete sich also, ihre Mutter bey dem Vater recht bitter zu verklagen, daß sie eins von ihren Kleidern ihr wegnehmen und der jüngern Schwester geben wolte. Phrynon war aber noch so vernünftig, daß er sie bestrafte, und dabey sagte: unterstehe dich niemals wieder, deine Mutter zu verklagen, du must Gehorsam lernen. Ich hatte es der Isabella oft gesagt: daß die Kinder ihre Eltern viel genauer beobachteten und viel schärfer auf ihr Verfahren Acht hätten, als diese auf jene. Sie hat es mir nie glauben wollen, nun aber lernt sie es glauben; und wenn es nur nicht schon zu spät wäre! Ihre Tochter ist ihr schon sehr ähnlich.

Solte es ihnen nun auch nicht gefallen, mein Herr, von dieser Sache ihre Gedanken in der Ordnung einer belehrenden Schreibart der Welt vorzulegen:

legen: so hoffe ich doch, daß in diesen Exempeln, die ich erzehlt habe, vieles enthalten seyn wird, wodurch die Erziehung der Kinder zu Freunden der Tugend erleichtert werden könte. Es wäre eine Thorheit, wenn ich der einzige zu seyn glaubte, der diese Entdeckungen in der Kinderzucht gemacht hätte. Nein, ein jeder könte das wissen. Aber die allermehresten wissen es so, wie ich es wuste, ehe ich recht angelegentlich darauf gedacht habe. Ich wuste zum Exempel gar wohl, daß man auch gegen seine Kinder eine Art der Ehrerbietung zu beobachten hätte: aber es kam mir doch oft manches von denen Scheltworten ins Gemüth, die am meisten entschuldigt und am häuffigsten gebraucht werden. Wer sich übrigens die Wichtigkeit eines Amts vorstellen kann, welches wir an Gottes Stelle führen, wenn uns Kinder anvertraut sind, der wird nicht klagen, daß ich die Sache zu weit getrieben habe. Doch ich halte sie mit meinem Schreiben zu lange auf. Ich versichere sie meiner Hochachtung und bin

Mein Herr,

Ihr

St = =
den 16 des Heumonats
1755.

dienstwilliger Diener
Polycarpus.

Der Tugendfreund.

Das 14. Stück.

Und welch ein Meer, durchwalt von Hitze,
Strömt von der Sonnen blanken Sitze
Zu der erwärmten Welt herab!



Es war an einem Morgen um drey Uhr, als ich einen Wagen vor meiner Thüre fand, der mich auf ein benachbartes Landguth bringen solte. Die Morgenluft war sehr angenehm und kühlend, und ich versäumte keine Zeit, mich anzukleiden, und in den Wagen zu setzen. Weil ich ganz allein war, hatte ich alle Gelegenheit, meinen Betrachtungen nachzuhängen, und die Auftritte der Natur, die ich zu sehen bekam, in der Stille zu bewundern.

Die Luft ist ganz heiter, kein Wölkgen verdunkelt den Himmel, und kein Wind führet Dünste zusammen, die sich über die Felder ausschütten sollen. Die Sonne ist schon in majestätischer Herrlichkeit auf den Schauplatz getreten, und breitet ihr glänzendes Licht über alle Wiesen und Felder aus.

Wie geschwinde hat sie uns überrascht! Kaum hatte sich der Abend in einsamen Dämmerungen verloren, und die Nacht ihr Haupt in Schatten verhüllt, so erwacht die Sonne schon wieder, und läßt Nacht und Dämmerungen und Schatten unter ihren Füssen verschwinden. Kaum hat der Schlaf unsere Augen zugedrückt, so stralt schon ein blendendes Licht zwischen unsern Vorhängen durch, und ruft uns nach einer kurzen Ruhe zum Fleiß und zur Arbeit zurück.

Ein kühler Hauch belebt die Lüfte;
Der Himmel schwebt voll reiner Düfte,
Das ganze Feld wird wieder neu,
Und bey den Blumen lacht der May.

Der Landmann, der gestern unter einer brennenden Hitze mühsam gearbeitet, und den besten Theil seiner Kräfte im Schweiß verloren hatte, ist doch schon wieder im Felde, und streckt mit neuer Lebhaftigkeit seine Arme aus, ein beschwerliches Tagewerk zu verrichten. Doch er glaubt nicht, daß es beschwerlich sey. Wenn er nur unter der Arbeit seinen trockenen Hals mit einigen Erquickungen anfeuchten, und hernach mit ganz gemeinen Essen seinen Hunger stillen kann, so wirft er am Abend den mürben Leib unbekümmert aufs Stroh nieder, und schläft besser, als der Reiche auf seinem Federbette.

Die süsse Ruhe ist eine Belonung des Fleisses. Wer den Tag über nicht viel besser ist als ein Träumender und in sorgloser Unwirksamkeit die

Stun-

Stunden des Tages verflieſſen läßt, hat ſelten eine ruhige Nacht. Er hat ſchon die Helfte davon am Tage genoſſen, und darf ſich daher nicht beſchweren, wenn er einen Theil der Nacht ſchlaflos zubringen muß. Zumal, wenn harte, unverdauliche Speiſen in ſeinem Magen wühlen, und den langſamen Fluß des Geblüts in ſchnelle Bewegung bringen. Der Arbeitſame, der ſeine Hand nicht ruhen läßt, oder die Kräfte ſeiner Seele mit ſcharfen Nachdenken beſchäftiget, erwartet den Schlaf mit Vergnügen, und genießt alle Annehmlichkeiten der ſüſſen Ruhe.

Auf eine ſo weiſe Art hat der Allerhöchſte Beſchwerlichkeit und Vergnügen, Laſt und Erleichterung, Arbeit und Ruhe mit einander verbunden. Und iſt es nicht unrecht, wenn wir dieſe Einrichtung der Weisheit ändern, und unſer Leben ohne Arbeit und Mühe, wie im Schlaf verzehren wollen? Beſtrafen wir uns nicht ſelbſt auf eine ſehr empfindliche Art, wenn wir unſere Nerven ſchlaf werden laſſen, und in eine Art der Gedankenloſigkeit verſinken? Berauben wir uns nicht der beſten und ſüſſeſten Empfindungen, die ein Menſch nur haben kann? Aber einige blendende Vorurtheile, die uns überreden, daß wir dadurch Vorzüge vor andern Menſchen erhalten, wenn wir eſſen und trinken können, ohne zu arbeiten, verführen uns unſere Geſundheit und unſer Leben in die gröſte Gefahr zu ſetzen.

Alles iſt auf den Feldern in Bewegung. Die Schnitter ſchwingen die Senſen regelmäßig hinter-

einander, durchschneiden einen Theil der Halme und erniedrigen nach und nach das schöne Feld, das sich durch trächtige Aehren erhöht hatte. Einige samlen die niedergelegten Früchte, und binden sie in Garben zusammen. Die Harcke folgt diesen Bemühungen behutsam nach, nimt die übrigen Halme mit, und übergiebt sie den Arbeitern. Im Wege wiehern die muthigen Pferde, und verlangen mit reicher Beute in ihre Wohnungen zurückzukehren.

Das stolze Roß schäumt vor den Wagen;
Die Mandeln werden aufgetragen,
Es fühlt und schlept die reiche Last:
Ihm jauchzt das junge Volk entgegen,
Umkränzt sein Haupt und führt den Segen
In Scheunen, die kein Sturmwind faßt.

Bis jetzo hat uns der Anblick der Felder sehr belustiget. Die ersten Spitzen der aufkeimenden Saat lagen wie grüner Sammet auf der Fläche der Erde ausgebreitet; die folgenden Monathe erhoben diese zarten Gewächse etwas mehr, und gaben ihnen eine dunklere Farbe, und diese blaßte nach und nach aus und wurde gelblich, da das Korn seine vollkommene Reife erhalten hatte. Aber es soll nicht nur eine Weide für unsere Augen seyn, sondern auch unsere Vorrathshäuser mit Erhaltungsmitteln erfüllen, und uns gegen die Entblössungen des Winters in Sicherheit setzen. Daher freut sich der Landmann schon lange vorher auf die Zeit der Erndte.

Kön-

Können wir denn die Vorsicht tadeln, wenn sie Menschen, die auf den Feldern einer gottseligen Tugend ihre vollkommene Reife erhalten haben, wie reinen Weitzen in ihre Scheunen einsamlet? Sie haben alle die Veränderungen, welche sie ausstehen solten, erfahren. Sie sind, wenn ich mit einem heiligen Schriftsteller reden soll, der Sünde gestorben, wie das Korn aufgelößt wird, und zum Theil verweßt. Sie sind zu einem neuen Leben erweckt, und haben ihre Häupter, die mit den Zierrathen des Himmels geschmükt sind, über die Erde erhoben. Sie blühen zum Vergnügen der Menschen, und sind in ihrem fortdauernden Wachsthum die Lust und Freude ihres Geschlechts. Sie empfangen den Regen und Thau eben so begierig, wie die durstige Pflantze, und werden durch diese himmlische Nahrung zu ihrer vollkommenen Reife gebracht. Aber sie können nicht beständig ein Schmuck irdischer Felder seyn. Die höhern Absichten, zu welchen sie bestimt sind, machen es nothwendig, daß sie eingesamlet, und an den Ort ihrer Vollendung gebracht werden müssen.

Aber es reift nicht alles auf einmal. Dis Feld ist schon vollkommen, auf dem andern sind die Halme noch grün, und das dritte ist mit einer jungen Saat bedeckt, die noch keine merkliche Höhe erreicht hat. Auch jenes Feld, auf welchem ich Mandeln sehe, wird bald wieder umgepflügt, beackert, und mit Saamenkörnern bereichert werden. Eben so geht ein Geschlecht unter, und das andere komt wieder. Einige Menschen werden vom Tode

entkleidet, und in eine andere Welt geführt, andere legen nur erst die Kleider der Sterblichkeit an, bis auch ihre große Veränderung herannahen wird.

Ich fahre weiter, aber mein Gott! welche Verherung! Die besten Halme sind zerknickt, niedergeschlagen, und ihrer Häupter beraubt worden. Ueber ihnen fuhr eine zürnende Wolke, die sich mit Hagel bewafnet hatte, rauschend vom Himmel, und zerschlug und zerschmetterte im Vorübergehen das gesegnete Feld, bis nur wenige Aehren übrig blieben, die Zeugen der Verwüstung seyn konten. Wo ist nun der Segen des Himmels? Wo ist die Hofnung des Ackermans? Wo sind die Wünsche der Arbeiter? Es ist alles verloren.

Wenn Gott seine Kriegesheere gegen die Menschen ausrüstet, so fallen sie zu Boden, vergehen und werden Staub. Wo bleibt denn der Starke, der Mächtige, der Reiche, der Weise? Sie alle liegen im Dunckeln vom Schatten des Todes und langen Nächten bedeckt. Wenn er ansteckenden Krankheiten die beste Blüthe der Menschen übergiebt, so verwelcket sie, wie vom Ostwinde. Wenn er sein Schwert entblößt, so sterben die muntern Jünglinge, und das wilde Roß taumelt und stürzt blutend zur Erde nieder. Welch ein allmächtiger Arm der erhöhen und erniedrigen, tödten und lebendig machen kann, ohne daß ein Geschöpf die Würkungen seiner Hand verhindern darf!

Warum demütiget sich der ohnmächtige nicht vor seinem strafenden Arm? Warum will er die Hand

nicht

nicht sehen, die ihn schlägt? Warum tobt er mit rasenden Bewegungen gegen denjenigen fort, der ihn auf einmal zerschmettern kann? So groß ist die Gewalt der Laster! So fühlloß macht sie ein menschliches Herz!

Ich komme ganz nahe bey verschiedenen Bäumen vorbey, und merke, daß viele Blätter ganz welk, traurig und zusammengeschrumpft sind. Wer hat diese verderbende Flecken ausgestreut? Wer hat diesem Schmuck ein so finsteres Ansehen gegeben? Es war ein schädlicher Mehlthau, ein süsses und durchdringendes Gift, welches diese Blätter benetzte, die zarten Gefässe verstopfte, und den belebenden Saft aus allen Adern verjagte. Wo ist nun die lebhafte Farbe und das muntre Ansehen der Bäume? So geschwinde, so ungemein geschwinde können uns irdische Vergnügungen geraubt werden. Dis erstreckt sich so gar bis auf diejenigen, die wir am meisten lieben. Die angenehmen Kinder, die Ergötzungen unserer Seele und die Lust unserer Augen, die wir gerne als Erben unserer ganzen Glückseligkeit betrachten wollen, können nur gar zu bald, durch das Gift einiger Irthümer, welches sie unwissend und heimlich einsaugen, verstelt und ihres besten Ansehens beraubt werden. Wie nöthig ist es sie aufs sorgfältigste in acht zu nehmen, wenn unsere Arbeiten an ihnen nicht vergeblich seyn sollen!

Das Gras der Wiesen sieht ganz dürre und versengt aus. Das lebhafte, das erfrischende, schöne und angenehme scheint völlig verschwunden zu seyn.

Eine verzehrende Hitze die von Himmel ausgegossen worden, hat die blühende Weide in eine wüste Einöde verwandelt. Die feurigen Stralen der Sonne haben die besten Säfte der Gewächse aufgelößt, und zu Dünsten erhoben, die jetzo am schwülen Himmel die Luft verdicken, und das Athemholen beschwerlich machen. So kann denn auch diese Wohlthat zur Strafe werden, und der beständig heitere Luftkreis ein Erdreich zeugen, das nach Erquickungen seufzet, und in schmachtender Sehnsucht allenthalben aufreißt. Wie viel ist oft an einer sanften Eröfnung des Himmels gelegen! Alle Gewächse werden von neuen erfrischt, heben ihre Häupter in die Höhe, und breiten die welken Glieder mit neuer Lebhaftigkeit aus.

Und was für ein Gesumme? Es dauert noch immer fort, und ich weiß nicht, woher es komt. Ich sehe mich um, und entdecke nichts. Auf beyden Seiten ist alles leer. Es komt näher, und ich sehe einen Bienenschwarm, der auf meiner rechten Seite fortsumt. Wie gehorsam folgen die kleinen Creaturen ihrer Königin nach! Wie gewiß müssen sie seyn, daß diese Regentin keinen unbequemen Ort zu ihrer Wohnung aussuchen wird! Sie sind Flüchtlinge, die aus dem vorigen Gebiet verjagt wurden, weil der Raum für so viel Einwohner zu enge werden wolte, und sie würden es nicht ungerne sehen, wenn ein vernünftiger Einwohner der Welt sie aufnehmen, und ihnen nach ihrer Bequemlichkeit eingerichtete Wohnungen anweisen wolte. Sie

berei-

bereiten einen kostbaren Saft, und vermehren durch ihre wächserne Cellen den brenbaren Vorrath in unsern Häusern. Dis arbeitsame Volk beschämt den Müßiggänger, und hinterläßt bey seinen Tode den Ruhm, daß es seine Zeit zu recht nützlichen Geschäften angewandt, und viele Menschen bereichert hat.

Unter diesen Betrachtungen nähere ich mich dem Landguthe. Zahlreiche Herden umgeben es von allen Seiten, die aber etwas niedergeschlagen und schwermüthig aussehen, weil ihnen die Weide nicht genug erfrischende Säfte mittheilen kann. Die Hirten liegen in kleinen Entfernungen unter einzelnen Bäumen ausgestreckt, und haben nicht alle die fröhliche Miene, die sonst im fetten Klee ihr Gesicht aufzuheitern pflegt. Wenn Gott das Jahr mit seinen Gütern krönet, wenn seine Fußstapfen vom Fette triefen, wenn auch wüste Wohnungen in fette Triften verwandelt werden, wenn lustige Hügel mit gesegneten Feldern abwechseln, wenn die Anger voll Schafe und die Auen voll Korn sind, so jauchzet der Landmann, und singet sein fröhliches Lied. Aber wenn die besten Güter des Himmels verwelken, wenn die fetten Triften vertrocknen, wenn die Hügel kahl und entblößt sind, wenn das Vieh stirbt, und das Korn taub ist, so jammert der Landmann und beklagt die Mühe, die er gehabt hat. Möchten wir doch den Einflus der göttlichen Güte in alle Jahreszeiten besser erkennen, und in demütiger Dankbarkeit seine Liebe verehren, so würde das Land seine Ge-

wächse geben, und er würde uns mit dem besten Weitzen sättigen!

Wer schaft das Brodt, das wir verzehren?
Du bist es, Gott, du schafst die Aehren,
Und auch den Zweig, der Früchte trägt.

Endlich erreiche ich den Sitz meines Freundes. Er empfängt mich mit äusserster Zärtlichkeit und führet mich gleich in den Saal, aus welchen man den vortreflichen Garten, der bey dem Guthe liegt, völlig übersehen kann. Mein Auge hat angenehme Bilder genug, sich auf eine lange Zeit zu belustigen. Der erste Anblick fält auf die Blumenfelder, welche dem Hause am nächsten sind, hernach zeigen sich die Küchengewächse, und fruchtbare Bäume von allerhand Gattung machen den Beschluß. Wir unterreden uns von allen einzelnen Theilen des Gartens bis die Zeit herannahet, da wir uns zu Tische setzen wollen. Nach der Mahlzeit führet mich mein Freund in seinen Garten. Wir setzen uns unter dem Schatten einer Laube nieder, aus welcher wir die Helfte des Gartens übersehen können, und überlassen uns ganz den Zügen eines stillen Vergnügens. O wie glücklich sind sie, sagte ich zu dem Herrn von S**, sie haben beynahe alle Annehmlichkeiten der Natur um sich herum gepflanzt, die schönsten Abwechselungen welche sie sich wünschen, bieten sich ihnen selbst an, und die guten Einrichtungen welche sie gemacht haben, können unter ihren Händen, die gröste Vollkommenheit erreichen. Ich muß ihnen sagen, daß ich wenig

Land-

Landwirthe kenne, die sich mit gleichem Fleiß und mit eben der Klugheit ihr Leben auf dem Lande angenehm machen solten. Es hat seine Beschwerlichkeiten, daß weiß ich sehr wol, aber doch auch seine grosse Vergnügungen, wenn wir unsere Arbeiten so reichlich belohnt sehen. Diese angenehme Folgen müssen alle vorhergehende Mühe vollkommen versüssen. Sie sind ein lebendiges Exempel, denn ich weiß nicht, daß ich jemals Klagen und Beschwerungen von ihnen gehört hätte, wenn ich gleich glaubte, daß es ihnen nicht an Ursachen dazu fehlen konte. Es scheint beynahe, antwortete er mir darauf, indem er mit der Hand liebreich drohete, daß sie mir eine Lobrede halten wolten, aber versparen sie es, bis ich Verdienste dazu habe. Ich begehe in meiner Wirthschaft noch immer Fehler, die aber keiner so genau merkt, als ich selbst, weil ich mich gewöhnt habe, darauf acht zugeben. Wenn sie Lust hätten ein solches Regiſter zu hören, so würde ich sie ein paar Stunden damit unterhalten können. Aber eine = = indem kam der Diener und rief seinen Herrn aus den Garten, der sich gegen mich entschuldigte, heraus ging und eine kleine Stunde wegblieb.

Weil der Garten sehr groß ist, hatte ich indessen Zeit alle Gänge durchzugehen, die Verschiedenheit der Gewächse zu betrachten und meinen Gedanken freien Lauf zu lassen. Ich ging einige mal um einen Springbrunnen herum, der sein Wasser zu einer ziemlichen Höhe auftrieb, und mit Muschelwerk

werk von verschiedenen Farben recht zierlich ausgelegt war. Die Gemählde des Regenbogens, welche sich zuweilen zeigten, der helle Stral der gerade über seiner Röhre stand und endlich weil er sich selbst zu schwer wurde, eine leichte Beugung machte, der fortdauernde Trieb des Wassers die spielende Bewegung fortzusetzen; dis alles vergnügte mich ungemein und machte, daß ich mich länger dabey aufhielt als sonst würde geschehen seyn. Die Werke der Kunst, dachte ich sind schön, aber die Werke der Natur übertreffen sie doch. Diese sind die ersten Muster nach welchen jene Nachahmungen gebildet worden. Ein Wasserfall der mit rauschendem Getöse über die Klippen rollt, das Wasser in Fluthen herabstürzt und andere Fluthen darüber ausgißt, daß von dem Klatschen und Schlagen des Wassers ein Staubregen, wie ein dicker Nebel hervorgebracht wird; enthält vielmehr grosses und prächtiges als die schönste Wasserleitung. Auch das betäubende Geräusch hat was majestätisches dadurch die Natur in Erstaunen gesetzt und aufmerksam gemacht wird, die Wunder der Schöpfung zu betrachten. Wir verrathen einen sehr kleinen Geist und wenig Einsichten in die Geheimnisse der Natur, wenn wir uns durch die Werke unserer Hände erheben, und die Bildungen Gottes verachten wollen. Und doch hat der Mensch nur gar zu gerne, die höchsten Gedanken von sich selbst, und vergißt daß die Klugheit seines Geistes und die Kraft seiner Nerven von der Güte des ewigen Geistes ihr Daseyn haben.

Diese

Diese raren Früchte, die sonst unter einen andern Himmel ihre Kräfte erhalten, sind ziemlich vollkommen und geben dieser Seite des Gartens ein ganz neues Ansehen. Wie viel kann der Fleiß, die Sorgfalt und die Wartung ausrichten! Alle diese Gewächse würden in einem schlechteren Erdreiche, das nicht durch die Verwesung anderer Körper bereichert wäre, ihren Tod gefunden haben, aber sie haben die Fettigkeiten eingesogen, welche an ihre Wurzel gebracht wurden und sind in einer fremden Gegend eben so gesund, als in ihrem Vaterlande. Man setzte sie gegen das Rasen der Sturmwinde und gegen die Beschädigungen der Kälte in Sicherheit und sie belonen diese Sorgfalt mit stärkenden Früchten. Der Fleiß bleibt niemals unbelohnt und je emsiger er gewesen ist, je mehr Früchte hat er zu erwarten.

Am Ende des Gartens fließt ein kleiner Fluß, der voller Gründlinge, Barsche und anderer kleinen Fische ist. Ich begebe mich dahin, mir ein kleines Vergnügen mit der Angel zu machen. Ich werfe sie hinein und thue einen glücklichen Fang nach den andern; die kleine Schwimmer sind sehr begierig nach dieser Lokspeise, die ihnen so selten vorkomt, und welche einige, die eben jetzo in dieser Gegend creutzen, noch gar nicht gesehen haben. Aber, wie fremde komt ihnen die plötzliche Veränderung vor! Es will ihnen gar nicht gefallen, daß sie aus den Wasser gehoben und aller Wiederstrebung ohnerachtet auf den Boden geworfen werden. Und denken es wol die Menschen, daß eine Lust, nach welcher sie so begierig

rig sind, ihr Tod seyn wird? Glauben sie es daß die Süssigkeiten der Wollust so bittere Folgen haben? Wenn sie dis glaubten, so würden sie nicht mit einer so ungestümen Begierde, die niemals befriediget werden kann, ihrem Tode entgegen eilen.

Es wird sehr schwul und die Schwere des Geblüts in den ermüdeten Gliedern verkündiget ein Donnerwetter, das vielleicht nicht mehr ferne seyn wird. Mein Freund ist wieder da, sein Gesicht ist ganz heiter und er fängt an, mich mit einer Erzehlung zu unterhalten, die neue Begeisterungen in meiner Seele hervorbringt. Aber der Himmel wird trübe und von weiten wältzt sich langsam ein hohles Getümmel über den Gesichtscreis herauf, die Finsternis nimt zu und wir begeben uns in die Wohnung. Ich sehe daß der Himmel auf der Abendseite entsetzlich schwarz und mit fahlen Wolken hin und wieder übersäet ist, und von Mitternacht steigt ein anderes Wetter unter lauten Schlägen in die Höhe. Jetzo wird alles finster. Die Wetter sind nahe. Ein entsetzlicher Blitz zerreißt die Wolken und stürzt Flammen, und Glut aus der weiten Eröffnung herab. Gleich darauf folgt ein knallender Schlag, der lange nachdonnert und das ganze Gebäude in die heftigste Bewegung setzt. Ihm folgt ein anderer Blitz und ein neuer Schlag, der noch entsetzlicher rollt und sich wieder erholt und die Schläge verdoppelt. Ein Platzregen begleitet ihn, und der Sturmwind treibt die strömenden Wolken brausend vor sich her. Wie bedaure ich den reisenden Fremdling, über dessen Haupt

die

die Wetter zusammenschlagen, und mit empörender Gewalt um und neben ihn fortrauschen, und den armen Arbeiter, der mitten in seinem Fleiß unterbrochen wird, und die Fluthen auf seinen Feldern voll Bestürzung fortstürmen sieht. Dis ist die Sprache der Allmacht. Wie herrlich ist Gott, wenn Feuer vor ihm hergeht und im lauten Donner seine Gegenwart verkündiget!

Wie donnert es vom finstern Himmel,
Und welch ein tobendes Getümmel
Durchwandelt die erhitzte Luft!
Da zischen Stralen aus den Wettern,
Die unter sich im Zorn zerschmettern;
Da sinken Bäume in die Gruft.
Ich sehe Feuerklumpen schweben,
Die Felder fliehn, und Berge beben.

Es rauscht, doch nicht mit so viel Krachen,
Von weiten will die Sonne lachen,
Am rothen Himmel bebt ihr Licht;
Nach reichlich ausgelerten Schläuchen
Seh ich die schwarze Wolke weichen,
Die Luft erheitert ihr Gesicht,
Sie hebt ihr zitterndes Gefieder,
Und ruft den Tag und sieht ihn wieder.

Es regnet noch immer und Donner und Blitz wechseln in erstaunender Geschwindigkeit mit einander ab. Aber es ist nicht mehr so dunkel, und nun folgen auch nicht mehr so viel Schläge, der Blitz verliert sich

und

und der ganze Himmel wird nach und nach helle. Nach dieser Erfrischung ist es im Garten ganz angenehm. Von den nassen Blättern der Bäume tröpfelt auf die untern Gewächse der letzte Ausguß des Himmels herab. Auch das Ungeziefer ist durch diesen Platzregen gedemütiget, es liegt in seinen Löchern verschlossen und beunruhiget unser Vergnügen nicht. Nur hie und da kricht ein schwarzer Wurm, dessen unterirdische Wohnung gar zu feuchte geworden, quer über die Beete. Endlich befiehlt uns die Nacht zu ruhen, wir überlassen uns dem Schlafe und erwachen viel später, als wir geglaubt haben.

Alle Tage, die ich bey dem Herrn v. S = ' zubrachte, waren ungemein angenehm. Ein jeder schien die Quelle einer neuen Freude zu seyn, denn er wuste mir so viel abwechselnde Vergnügungen zu verschaffen, daß mir die Zeit gar nicht lang werden konte, und ich bedauerte nur bey meinem Abschiede, daß ich nicht länger seines liebreichen Umganges genieſſen solte.



Der Tugendfreund.

Das 15. Stück.

Was schön ist rührt dich sehr, die Tugend rührt dich nicht:
Doch du versagest ihr die allererste Pflicht,
Du hast sie nie recht angesehen;
Sonst würdst du ihr die höchste Schönheit zugestehen!



Sinnlichkeit und Vernunft sind die Kenner, auf deren Urtheil wir es insgemein ankommen lassen, ob wir etwas erwehlen, oder verwerfen sollen. Bey den wenigsten Menschen wird die Entschliessung so lange aufgeschoben, daß beyde in einer zweifelhaften Wahl den Ausspruch thun können. Wir fragen unsre Augen und übrigen Empfindungswerckzeuge um Rath. Diese bringen uns in grosser Geschwindigkeit alle Vorstellungen äusserer Vorzüge in unser Gemüth; das Blut durchläuft sogleich unsern ganzen Leib, bringt die Lebensgeister in Bewegung und spannet die Nerven. Dadurch wird die Vorstellung des Gemüths lebhafter, die Einbildungskraft erhitzt und die Seele mit

Empfindungen überhäuft. Nun solte sie als ein denkender Geist nicht bey Bildern stehen bleiben; sondern allgemeine Ueberlegungen machen, und durch ein stilles Nachdenken heraus bringen, ob das was sie betrachtet, ihrem ganzen Zustande vortheilhaft oder schädlich ist. Dazu ist sie aber nicht gewöhnt. Das erste Denken geschahe fast bloß nach Bildern, und es ist ihr hernach allezeit zu mühsam vorgekommen, daß sie eine Vorstellung fortsetzen solte, bis ein deutlich vollständiger Begrif daraus würde, dessen ganzes Verhältniß gegen andre Hauptbegriffe des Wahren und Falschen, des Schädlichen und Guten, in richtigen Folgen sich bestimmen liesse. Sie bleibt in dieser Schläfrichkeit. Für sich selbst macht sie eben keinen sonderlichen Anspruch auf den Genuß des Guten; aber ihrem Leibe vergönt sie es, daß er darin unersättlich sey. Jetzt merkt sie in demselben die Erregung seiner Sinnen; sie fährt zu, sie wehlt.

Daher komt es auch, daß wir dem Menschen keine Güter recht anpreisen, wenigstens seine Triebe dagegen nicht rege machen können, wo wir nicht solche Eigenschaften davon angeben und schildern, die obgleich dunkel, doch für die Sinne befriedigend sind. Ich will jetzt nur eine Eigenschaft der Dinge nennen, wornach wir immer gaffen und fragen, und vor welcher wir unser Herz niemals verschliessen, sobald wir sie finden. Die Schönheit, so unbekant sie ist, so seltsame Begriffe die mehresten davon haben, so wiedersinnisch oft der Geschmack der Menschen dabey

ist:

ist: so allgemein ist doch die Rührung des menschlichen Herzens bey ihrem Anblick.

Was ist Schönheit? Der Philosoph sagt, man habe sich noch nicht darüber verglichen. Gleichwol erklären sie dieses Wort, und zwar auf mancherley Weise. Der eine setzt alle Schönheit in der Abwechselung und guten Lage der Theile, andre wollen sie in den gleichmäßigen Verhältniß der Theile gegen das Ganze finden, noch andre die der Sache näher kommen, setzen sie in dem, was die Sinne belustiget. Man sieht gar leicht, daß diese Begriffe entweder nicht alles sagen, was gesagt werden soll, oder doch dunkel bleiben, und höchstens nur den Namen, aber nicht die Sache erklären.

Ich fürchte mich nicht, daß meine Leser mich einer trockenen Schreibart beschuldigen werden, wenn ich in Erklärung der Schönheit einmal die Schönheit der Abhandlung ein wenig zurücksetze und mehr den Regeln des Nachdenkens folge. Es gehet uns mit diesem Wort, wie mit vielen andern die wir täglich gebrauchen. Unsre Seele denkt dabey an so viele Dinge, daß wir uns in der Menge derselben verwirren, und die Gedanken nicht unterscheiden, die in so vielen Fällen uns dabey natürlich sind. Nun wissen wir aber, daß die Begriffe dunkel sind, bey welchen man seine Gedanken nicht zu unterscheiden weiß. Folglich sind wir es schon gewohnt, bey dergleichen gebräuchlichen Worten wenigstens mit einem undeutlichen Begriffe uns zu begnügen. Wir dürfen daher nur die Sachen unterscheiden, die diesen

Namen bekommen, so werden wir wissen, welche Hauptbedeutungen der Name selbst haben kann.

Bald nennen wir etwas cörperliches schön, bald etwas, daß für die Seele gehört: wir reden von schönen Häusern und Zimmern; aber auch von schönen Gedanken. In einigen Fällen gebrauchen wir dis Wort in so bestimter Bedeutung, daß es scheint, als wäre diese die eigentlichste. Wenn ich eine Rede schön nenne, so wird mich niemand so deutlich verstehen, als wenn ich von einer schönen Gesichtsbildung rede. Es ist also klar, daß die oben angeführten Begriffe unserm Sprachgebrauch gleich kommen. Cörperliche Schönheiten gefallen hauptsächlich, **wegen der Ordnung und Abwechselung ihrer Theile**, und wir nennen sie im eigentlichsten Verstande schön, **wenn alles das Ganze erhebt.** Moralische Schönheiten sind allgemeiner, und also kann man auch den allgemeinen Begrif der Schönheit angeben: **ein Ding ist schön wenn es die Sinne belustigt.**

Hier aber sind wir noch lange nicht aus allen Schwierigkeiten. Vieler Menschen Sinnlichkeit ist so sehr stumpf und verwöhnt, daß sie da nichts finden können, wo andre sich nicht satt sehen. Fast ein jeder hat ein eigenes Bild, daß ihm gefält. Was mit dessen Zügen nicht übereinkomt, das reizt ihn nicht, und wenn die ganze Welt es bewunderte. Und es hat nicht anders seyn können. Alle Dinge sind verschieden; ein jeder Mensch solte aber an seinen Theil belustigt werden: Also muste auch eines

jeden

jeden Menschen Geschmack von dem Geschmack des andern so verschieden sind, als die Dinge selbst verschieden sind. Wenn man also nur bey der Belustigung der Sinne stehen bleiben will: so muß entweder die Sinnlichkeit aller Menschen zusammen genommen werden, und alsdenn ist alles schön; oder wir können keinem einzigen Dinge eine Schönheit zuschreiben, weil es hiebey auf dem Geschmack einiger Personen ankommen würde, da doch unmöglich unter allen ausgemacht werden könte, wer in seinem Urtheil und Empfindung das Beste getroffen. Es bleibt also bey allen diesen Begriffen die Frage noch übrig: **was rührt die Sinne, was belustigt sie?**

Wir wissen, daß der Schöpfer alle seine Geschöpfe so gebaut und eingerichtet hat, daß sie zu ihrer Bestimmung tüchtig seyn können. Die allgemeine Bestimmung aller Dinge ist die Ehre Gottes im Glück der Geister. Kein Geist kann als ein Geist sein Glück in etwas anders finden, als unmittelbar in Gott. Als ein Geist im Cörper findet er auch sein Glück in Gott, aber mittelbar, in so fern dessen Güte sich in erschaffenen Wesen gezeiget hat. Alles was ausser ihm cörperlich da ist, betrachten die Sinne seines Leibes, und entdecken darin Beweise dieser Gütigkeit des Schöpfers. Wäre eins unvollkommen, so wäre auch dis eine von der Bestimmung ausgenommen, uns Gottes Güte zu zeigen. Da nun alles, zu seinem Zweck in seiner Art tüchtig ist; vermittelst der ganzen Ordnung der Dinge nicht anders seyn konte; und also alle menschliche

Verbesserung unmöglich macht: so muß auch unser Geist überall das Untadeliche, das Vollkommene in den Werken Gottes erblicken. In sich selbst und andern Geistern erblickt er es durchs Nachdenken; in den Cörpern erblickt er es durch die Sinne seines eigenen Cörpers. Was also die Sinne rühren soll, daß muß eine Vollkommenheit der Cörper, oder doch wenigstens eine solche seyn, wovon wir uns eine bildliche Vorstellung machen können. Nun komt es nur darauf an; ob der Geist bloß bey der sinnlichen Vorstellung bleibt: oder ob er dieselbe im Nachdencken fortsetzet, ihre Verhältnisse gegen andre Dinge betrachtet, und sie also als eine Vollkommenheit übersinnt. Im ersten Fall ist diese Vollkommenheit eines Dinges eine Schönheit: im andern Fall eine eigentliche Vollkommenheit.

Hier fehlen uns nur die Namen. Alles was gut ist, wenn es der Natur der Sache nach, und im Zusammenhange des Ganzen nicht besser seyn kann, ist eine Vollkommenheit endlicher Wesen. Betrachte ich diese Eigenschaft an und für sich unter Bildern so ist sie schön. Lasse ich die Bilder weg und denke nach, wie sie das ihrige zum Zweck des Ganzen beyträgt, so ist sie vollkommen. Man darf also nur den Begrif der Weltweisen so vortragen wie er verstanden seyn will. Die Schönheit ist eine Vollkommenheit, in so fern sie bildlich vorgestelt wird und also die Sinne belustigt.

Was also nicht in Bildern ausgedruckt und auf diese Weise unsern Sinnen vorgelegt werden kann, das

das kann man auch nicht schön nennen. Was aber im Gegentheil in sinnlichen Vorstellungen gefaßt werden kann, würde diesen Namen mit eben dem Recht bekommen, als das, welches würklich so vorgestelt wird. Es bleibt hiebey doch wahr, was oben gesagt worden, daß wir die cörperlichen Vollkommenheiten in einer bestimtern und eigentlichern Bedeutung Schönheiten nennen.

Ich will die Richtigkeit dieses Begrifs in einem Exempel zeigen. Man gedenke sich ein Kind, so vollkommen wie ein Mensch in diesen Jahren seyn kann. Es soll noch nicht zehn Jahr alt seyn. Sein aufmerksamer Verstand faßt alles, was man ihm vorträgt. Es ist nicht gleichgültig dabey, ob es eine Sache einsieht, oder nicht; sondern ohne zu wissen was Begriffe sind, sucht es sie auf und überdenkt sie. Seine Fragen gründen sich auf Erfahrungen, zu welchen es die übrigen Vorstellungen allgemeiner Begriffe wissen will, um die seinigen deutlich und vollständig zu machen. Es denkt bey dem, was ihm vorgetragen wird, sehr viel, und findet Aehnlichkeiten wo mancher keine suchen würde. Was ihm erklärt worden ist, das ist bey vorkommenden Fällen in der Erinnerung wieder da. Die Eltern haben es so gewöhnt, daß es nicht leicht auf etwas fält, wovon sie ihm einmal den Schaden erklärt haben. Eine höhere Kraft unterhält es noch mit inwendigen Gnadenwürkungen, worüber, wenn man ihm etwas Gutes vorsagt, andere Gedanken sich entfernen müssen. Im übrigen glaubt es nicht bald, beleidiget zu seyn,

sinnt auch nicht auf Mittel, wenigstens durch Proben einer Gleichgültigkeit sich gegen die Person schadloß zu halten, die mit ihm etwas härter verfahren müste. Die höchsten Güter, die es noch zur Zeit auf Erden kennet, sind seine Eltern, seiner Eltern Freunde, und seine Geschwister. Die Empfindung des Wohlgefallens andrer, vertritt bey ihm die Stelle des Wohlgefallens an sich selbst.

Orthokritus der seine Eltern besucht, und das Kind einige Tage um sich hat, wünscht denenselben Glück, daß sie ein so kluges so gelehriges Kind hätten, welches doch dabey noch in seiner Unschuld wäre. Er freuet sich über die artigen Fragen, in welchen es ganz unverstelt die Vorstellungen bekennet, die es sich durch die natürlichste Denkungsart von den Dingen macht. Er bewundert die reiche Erfindungskraft und den Witz und faßt viel gute Hofnungen von einem so fertigen Gedächtniß. Ins besondre gefält ihm der kindliche Gehorsam, und er verehrt die Zärtlichkeit gegen Gott, die sich noch als ein Beweis der Taufgnade in einer seligen Seelenstille zeigt. Er wünscht sich ein solches Kind, das noch von dem Hochmuth und von den Tücken so frey wäre. Er bekent, daß es unmöglich sey, sein Herz gegen eine so starke Anhänglichkeit und zarte Liebe zu verschliessen, welche zu aller Eigenliebe zu unschuldig ist. Und indem er die obigen Begriffe nur auf diese Weise mit ihren Namen nent: so ruft er aus: o was hat das Kind für eine schöne und feine Seele!

Nun

Nun fängt er aber erst an zu mahlen. Wie zuversichtlich (spricht er) würden nicht die Weltweisen ehemals den Satz behauptet haben: daß die Seele den Cörper baue: wenn sie viel solche Kinder gesehen hätten! Solte in einem so ordentlich gebauten Leibe eine wüste Seele wohnen können? Alle Glieder haben eine Feinigkeit, die man wenig findet. Sie sind alle vollkommen geschickt und schmeidig die geringste Gemüthsbewegung auszudrücken. Wie sanft ergriffen seine Hände die meinigen, und wie stark waren sie doch, die Liebe zu bezeugen. Und diese Gesichtsbildung, solte sie regelmäßiger erdacht werden können? Das Blut, das noch durch keine unordentliche Aufwallung, noch nicht durch üble Säfte verunreinigt worden, schimmert in der feinsten Röthe durch die Haut, welche nicht stärker seyn durfte, um diesen Reitz nicht zu verdecken.

Die Stirn ist erhaben und breit genug die Heiterkeit vorzustellen, welche in der ganzen Seele lebt. Die Augen sind so helle wie der Verstand. Die Freymüthigkeit eröfnet sie zuversichtlich und vergnügt vor jedermann: aber die Zärtlichkeit der Seele zeigt sich auch dabey in matten Blicken, die das wildeste Gemüth einnehmen müsten. Orthokritus konte das Gemählde nicht vollenden. Er sagte, er hätte nie was schöners gesehen.

Ich will nur noch einige Anmerkungen über die Schönheit machen, den Geschmack der Menschen in diesem Stück fest zu setzen.

Wer die Schönheit allein sinnlich betrachtet der betriegt sich. Sie bleibt zwar schön; wenn auch derjenige, der sie bewundert, ein schlechter Kenner ist: so wird er doch nicht überall in seinem Urtheil fehlen. Aber es ist allemal thöricht, wenn man nur allein seine Sinnen vergnügen will, und noch viel elender ist es, wenn man sich nur allein hieran gewöhnt. Billig müste uns keine Schönheit rühren, wo der Geist nicht das Vollkommene darin findet und hauptsächlich betrachtet. Dieser Satz folgt unstreitig aus dem gegebenen Begrif, weil man sonst Dinge trennen würde, die zusammen gehören. Wer also noch nicht im Stande ist, über das Sinnliche wegzusehen, der verschliesse seine Augen lieber vor dem, was reitzt, und beklage sein unreines Herz, denn diese Welt gehört mit ihren Vergnügungen eben so wenig für ihn, als der süsse Wein, für einen Unmäßigen. Gott kann die Güte, die seine Geschöpfe vergnügen soll, nicht verschwenden, er kann sie nicht wegwerfen.

Wer die Schönheit allein sinnlich betrachtet, der mag sagen was er will, er weiß nicht recht, was schön ist. Die Sinnen verwöhnen sich bald, und wenn die Vernunft nicht gebessert ist, sie im Zaum zu halten: so kann ihnen endlich das Allerschändlichste schön werden. Der Wollüstige glaubt, er sey der allergenauste Kenner der Schönheit, wenn ihn ein Bild entzückt, worauf Frechheit und Unzucht gemahlt sind. Und wenn er auch einmal richtig urtheilen solte; so liebt er doch die

Schön-

Schönheit nicht: sondern er liebet die Erfüllung seiner Begierden.

Die höchste Belustigung an der Schönheit ist der geringste Grad der Belustigung des Geistes an der Vollkommenheit. So viel unsre Sinne geringer sind als unsre Geisteskräfte; so viel muß auch die sinnliche Vorstellung einer Vollkommenheit geringer seyn, als die moralische. Dis ist der wahre Grund der Ernsthaftigkeit bey allen den edlen Seelen, die dazu erhoben sind. Gegen andre Menschen gerechnet, sind sie wie ein Mann, der auf der Höhe eines Berges an einem heitern Sommerabend der niedergehenden Sonne nachsieht, und den Aufzug der Sterne mit einem Hertzen voll Empfindung der Größe Gottes betrachtet, da indessen muthwillige Knaben im niedrigen Thal die Fehler ihrer Erziehung pöbelhaft offenbaren. Aber hieran lernt das menschliche Herz nun schon beynahe sechs tausend Jahr, und glaubt immer: das Sichtbare sey allein schön, und schön genug, unser ganzes Glück auszumachen; es glaubt, man brauche dazu keinen Gott, dessen geistliche Seligkeit über uns ausgeschüttet, alle Triebe der Seelen in sich ersättigen müsse; ja es begreift nicht, wie der Mensch glücklich seyn könne, dem die Welt gekreutziget ist.

Das Geistliche mit dem Sinnlichen, das Vollkommene mit dem Schönen zu verbinden, oder wenn beydes nicht bestehen kann, das Geringere wegzulassen: das ist der Geschmack der Menschen, so viel ihrer tugendhaft geworden sind.

Ist

Ist das nicht, so darbt der Geist aufs erbärmlichste, wenn die Sinne trunken sind, und die Grabschrift der mehresten Menschen ist diese: **Sie fuhren ihren Vätern nach, und sahen das Licht nimmermehr!**

Wenn also auch in der folgenden Ode Züge enthalten sind, die nicht allen Menschen als Schönheiten vorkommen möchten: so erinnere man sich nur, daß es verdorbene und gebesserte Neigungen des Herzens giebt, und daß beyder Urtheile nothwendig sich wiedersprechen müssen.

Die Schönheit der Tugend in ihren Freunden.

O die du dich zur Freundin edler Seelen
Voll Reitz und Anmuth dargestelt.
Wie konntest du der Menschen Herzen wehlen?
Von welchem Himmel komst du in die Welt?
O Tugend, schmücke meine Lieder
Mit Bildern die dir ähnlich sind:
So sagts ein Tag dem andern wieder,
Was sich stets an dir findt.

Vergeßt die Welt, vergeßt, was sonst die Augen
Und was die Sinnlichkeit verwöhnt;
Soll euer Blick es anzuschauen taugen,
Das schönste Bild, wornach das Herz sich sehnt.

Zu-

Zuviel verscherzt, wenn man was liebet,
Das unter ihr sich tief versenkt,
Weil sie dem, der sich ihr ergiebet,
Die höchsten Schätze schenkt.

Dort eilt ein großes Volk mit wilden Hauffen,
Zehntausend graben Tiefen auf.
„O könten nur die Thiere schneller lauffen!
„Bringt Felsenstücke, Sand und Kalk zu Hauf!
„Wer wolte doch auf Erden bleiben!
„Wir wollen dicht beym Morgenstern
„Den höchsten Thurm voll Namen schreiben:
„Der Himmel ist nicht fern!

O was versucht der Wurm! Wen will er stürmen?
Der Stolz erstieg den Himmel nie!
O Thor, du darfst nicht Fels auf Felsen thürmen
Wenn du die Ehre suchst, hier wohnet sie.
Die Tugend hebt dich über Sonnen,
Mit ihr bekant, bist du gekrönt
Und hast des Himmels Lob gewonnen
Wenn dich die Welt verhöhnt!

Die blinde Eitelkeit verfolgt den Schatten,
Ein Zauberbild, ein Kinderspiel.
Es war Betrug, was je die Sinne hatten:
Jetzt ist es nichts, in Hofnung war es viel.
Du kleidest dich in reinerm Lichte,
Mein Herz erwacht zur Heiterkeit,
Ein Stral von deinem Angesichte
Hat alle Nacht zerstreut.

Denkt

Denkt nicht an Gold, nicht an den Stein der Reichen,
Färbt er sich gleich mit manchem Stral:
Ein andrer Schmuck, mit sich nur zu vergleichen,
Umkleidet Seelen ohne alle Zahl.
Die Heiligkeit findt keine Flecken;
Die Tugend muß vollkommen rein,
Wenn Gnad und Unschuld sie bedecken,
Zur Pracht erhoben seyn.

Ja tragt ihr schönes Bild, geweyhte Herzen,
Und unterscheidt euch von der Welt.
Seyd stets besorgt, daß unter allen Schmerzen
Der hohe Glanz doch nie ins Dunkle fält.
Die Thränen können nicht verstellen,
Wovon das keusche Auge quilt;
Die Blicke werden sich erhellen
Wenn Gott den Kummer stilt.

Wenn sich vor eurem Geist die Himmel theilen,
Die Sehnsucht frey ins Ewge schaut;
Denn werden Gnadenblicke zu euch eilen,
Womit der schönste Freund sich euch vertraut!
Denn fangt, wie Moses dort, die Klarheit
In Demuth auf, und werdet schön,
Und laßt des Höchsten Gnad und Warheit
An Leib und Geiste sehn!

Zwar noch verhült in mancher Nacht, in Decken,
Ist nur das Inre ausgeschmückt;
Es muß vor euch und andern sich verstecken,
Was euch der König schon entgegen schickt,

Hier

Hier ist noch nicht die Zeit zu prangen;
Hier ist die Zubereitungszeit:
Wenn sich der Sabbath angefangen,
Denn glänzt das Feyerkleid.

O Christen! sprecht doch nie von Schmuck und Adel,
Wo ihr nicht auch die Flecken seht!
Die schönste Seele ist nie ohne Tadel
Bis sie in dem Vollendungsstande steht.
Sie kann die Schönheit noch nicht kennen,
Die der Allwissenheit gefält:
Sie muß sich unvollkommen nennen,
Sich, und die ganze Welt.

Doch er, in dem die ganze Fülle wohnet,
Die uns mit aller Tugend fült,
Er hat sich selbst auf Erden nicht geschonet,
Er war der Niedrigkeit und Armuth Bild,
Ja, Schönster, wer hat dich gesehen?
Der Jugend Röthe war schon alt,
Der Thor spricht im Vorübergehen:
Er ist ganz ungestalt!

Wie selig aber sind sie doch zu preisen,
Die dich vom Himmel angeschaut,
Die Heiligen, die auserwehlten Weisen!
Nun war die Hütte Gottes aufgebaut.
Und wie gewinnest du die Liebe,
Der Seelen, der du dich gezeigt,
Wie in dem allerreinsten Triebe
Der Tod dein Haupt geneigt.

Beglüktes Volk, wer solte den nicht ehren,
Mit dem ihr hier verborgen lebt!
Bis daß er euch zuletzt zu hohen Chören =
Zu der Unsterblichkeit = zu Gott erhebt =
Sein Creutz bezeichnet Stirn und Hände,
Sein Siegel die getreue Brust,
Daß sich das Herz ihm ganz verpfände,
Und keiner andern Lust.

So seyd ihm auserwehlt in seinen Gaben,
Die er in euer Herz gelegt:
Ihr seyd ihm werth, wen solt er lieber haben,
Als den, der ihm sein Bild entgegen trägt?
Laßt andre dieses nicht verstehen:
Ein Fürst bekleidt von Majestät,
Wird von dem Blinden nicht gesehen,
Dem er zur Rechten geht.

Genug für uns, es ist noch nicht erschienen,
Was ferner aus uns werden soll!
Man wird ihm noch in bessern Kleidern dienen,
Von seinem Freudengeist und Hoheit voll!
Erstirb nur erst, o Leib der Sünden =
Am Eingang in die neue Stadt,
Da werd ich die Verklärung finden,
Die noch gefehlet hat!

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845565/phys_0248
DFG

Der Tugendfreund.

Das 16. Stück.

Dritte Fortsetzung vom Reichstage der Tugend.

Sie spricht, ich hör es mit Entzücken,
O möcht es mir doch endlich glücken
So göttlich, wie sie ist, zu seyn!



Nach diesen Veranstaltungen, welche zum besten der Wissenschaften gemacht worden, waren die Tugenden begierig, zu wissen, welche unter ihnen den Anfang machen würde, sich dem Thron zu nähern. In dem Augenblick erhob sich die Weißheit von ihrem Sitz, und indem sie sich wante, blitzte ein heller Stral durch die Mitte der Versamlung, und alle Tugenden bezeigten ihr eben die Ehrerbietung, welche sie der Religion bewiesen hatten und hörten stehend und aufmerksam ihre Rede an. Das weisse Kleid, welches sie trug, war mit goldenen Kronen durchwirkt, welche mit grünen Palmzweigen reihenweise durchflochten waren. Die Krone, welche

che sie auf ihrem Haupte hatte, war schöner als Gold, und besser als Perlen und konte mit keinen von beyden verglichen werden. Ihr Gang war majestätisch, ihre Mienen ernsthaft, und ihre Stimme laut und durchdringend, daß sie weit gehört werden konte. Sie nahete sich mit Ehrerbietung zum Thron und redete auf folgende Art:

„Ewige Tugend,

Schon längst ist dein verehrungswürdiger Nahme mein Loblied gewesen, und bey Gründung der Welt habe ich ihn auf allen Bergen besungen. Womit kann sich ein Sterblicher, ein Mensch vom Weibe geboren, vorzüglicher beschäftigen, als mit deiner Freundschaft, o Tugend! Er durchwühlt begierig die Eingeweide der Erde, zieht den glänzenden Staub hervor, und verwandelt ihn in Reichthümer der Völker. Er fährt in die Tiefe, holt die Perle herauf, und macht sie zum Schmuck seines Halses. Er siehet die Sterne und glaubt Welten zu sehen, welche zum Ruhm des allmächtigen Schöpfers von mannigfaltigen Einwohnern wimmeln. Er ruft die Natur zu sich, betrachtet ihre Schönheiten, zählt ihre Schätze, und fängt wieder von neuen an, ohne jemals das Ende zu finden. Aber was hilft ihm das Gold, die Perle und die Schönheit der Natur, wenn er dich nicht kent, dich, du Kleinod der Menschen, das niemand zu schätzen weiß?

Ich bin ausgegangen von dir zu reden. Du hast es befohlen, ich habe es gethan. Das Licht, das du vor mir her santest, leuchtete auch in den dick-

dickſten Nächten, welche ſich über der Erde ausgebreitet hatten. Ich erhob meine Stimme, und redete die Worte, die ich von deinen Lippen geſamlet habe. Auch der Unmündige begrif es leicht, daß dein Geſetz heilig und deine Forderungen gerecht ſind. Ich lehrte ſie denken, vernünftig denken und die Hoheit des Geiſtes erkennen. Ich pflanzte in ihren Verſtand die erſten Begriffe der Wahrheit und ermahnte ſie darüber zu wachen, und es niemals zuzugeben, daß ſie durch Vorurtheile und Irthümer ausgerottet würden. Ich öfnete die Kammern des Herzens, entdeckte die verborgenen Fehler und verjagte ſie aus dieſer dir geheiligten Wohnung.

Wie froh war ich damals, da ich meinen Pallaſt mitten unter den Menſchen erbauen konte! Wie oft habe ich hernach die Unwiſſenden eingeladen, mit Koſtbarkeiten beſchenkt, und an meiner Tafel prächtig bewirthet! Wie oft habe ich ihnen Kleider und Kränze zur Belohnung ausgetheilt! Ich habe ihnen alle Blumen und Gewächſe meines Gartens angeboten, und ihre Häuſer mit Reichthümern erfült. Wie glückſelig waren ſie damals! wie erleuchtet war ihre Seele! wie groß ihr Verſtand! Aber mit Betrübniß mit äuſſerſter Betrübniß habe ich hernach wahrnehmen müſſen, daß viele unter ihnen verwegen genug geweſen ſind, die Seulen meines Pallaſtes anzugreifen. Die Thoren aus allen Gegenden wendeten alle ihre Argliſt und Bosheit an, mir meine Herrſchaft zu rauben und die Laſter in mein Reich einzuführen. Oft habe ich bey nächtlicher Zeit den

verdamten Ausruf gehört: es ist kein Gott. Oft haben Aberglaube und Gottlosigkeit ganze Wälder zusammengetragen, meine Wohnungen der Flamme aufzuopfern. Die Thorheit hat alle ihre Nachfolger bewafnet, mir den Krieg angekündiget, und meine Grenzen verwüstet. Die Feinde meines Namens haben alle Kräfte angewant, meinen Unterthanen Schaden zu thun.

Aber ich bin unter deinem Schutz noch immer sicher gewesen. Sie haben zuletzt mit Schimpf und Schande untergehen und bekennen müssen: die Furcht des Herrn sey der Weißheit Anfang. Wozu helfen diese thörichte Unternehmungen, diese Raserеyen, diese Empörungen? Sind deine Ansprüche an die Länder der Sterblichen unrechtmäßig? Oder ist es bedenklich und gefährlich deinen Vorschriften zu folgen? Viele denken es, die sich selbst Wege zur Glückseligkeit machen und nach selbsterwehlten Grundsätzen handeln, ohne mich um Rath zu fragen. Sie nennen es Tugend, wenn man grobe Beflеckungen der Natur verabscheut, und den wilden Bestürmungen der Laster ganz gleichgültig widersteht. Sie nennen es Tugend, wenn ehrliche Mienen ihr Antlitz bedecken und vernünftige Worte die Tugend vertheidigen. Dein holdseliges Bild, himlische Tugend, ist in ihren Seelen noch niemals verklärt worden und sie haben auch keine Begierde, diese Verklärung zu sehen. Das Ansehen, die Größe, die Ehre der Tugend, sind ihnen nur leere Namen, von welchen sie weiter keine Begriffe haben.

Es

Es geht mir nahe, und betrübt meine Seele, daß ich die, welche ich geliebt habe, und auch noch liebe, verklagen muß. O wie sehr wünschte ich, daß sie weise würden und die Stimmen mit Empfindung hörten, die ihnen zuruffen: gedenket an euren Schöpfer! Ja es ist nicht die Jugend allein, die sich von thörichten Begierden hinreissen läßt, in Wollüsten schwimt, und endlich Schifbruch leidet. Auch der, der Verstand haben solte, und den Jahren nach über die Kinder erhoben ist, liebt doch kindische Thorheiten, und sündhafte Belustigungen. Ihre Einfälle sind ihnen theurer als Gold und sie trauen ihnen weit zuversichtlicher, als den Aussagen der göttlichen Warheit.

Ja dis könte mich demütigen, niederschlagen und alle Hofnung rauben, die Bekenner deines Namens zu vermehren. Aber der Tod hat sie nicht alle zur Beute gemacht. Es leben noch Freunde der Tugend, die meinen Unterricht gerne hören, und glauben und annehmen. So sehr als sich auch die Thorheit Mühe giebt, sie zu überreden, daß im Reiche der Tugend nur Unglück und Elend wohne, so wenig achten sie darauf, weil sie es aus eigner Erfahrung widerlegen können. Ich muß ihren vorsichtigen Wandel, ihre Klugheit, ihren Fleiß, ihre Treue vor dieser ganzen Versamlung rühmen und ich werde es von alle rühmen, die ihnen in diesen vortreflichen Eigenschaften ähnlich werden. Durch deine Kraft, göttliche Tugend, wird mein Unterricht noch lange diese gesegnete Wirkungen haben.

So lange die Welt steht, will ich von dir reden. Ich will deine Schätze nicht vergraben und sie vor den Augen der Sterblichen verbergen, nein, ich will sie ihnen anbiethen und es ihnen sagen, daß es denen wohl gehen muß, die dich lieben. Aber ich will es auch den Thoren sagen, daß ihr Untergang nahe ist und dein gerechter Arm ohne Verschonen schlagen wird, wenn alle Vorstellungen ihr unheiliges Herz nicht endlich einmal bessern wollen.„

Nach Endigung dieser Rede warf die Tugend einen liebreichen Blick auf die Weißheit und beantwortete ihren Vortrag mit folgenden Worten:

„Holdselige Freundin,

Ich lobe deinen Eifer, und schätze deine Bemühungen hoch. Du hast alles gethan, was du thun solltest. Daß einige Menschen blind, unwissend und thöricht bleiben, ist deine Schuld nicht. Wenn sie sich dir widersetzen, oder wol gar gegen dich streiten, so mögen sie endlich mit ihrem Schaden erfahren, daß alle Wege der Thorheit, Ausgänge des Todes sind. Doch freue ich mich über die Versicherungen, die du mir gegeben hast, unermüdet für das beste der Menschen zu arbeiten und wenn es möglich ist, sie weise zu machen, so wie du weise bist. Denke nur oft an deinen göttlichen Ursprung und sey versichert, daß alle Macht meiner Herrschaft deine Bemühungen unterstützen wird.„

So beschloß sie ihre Rede, und sahe die Weißheit noch einmal mit ausnehmender Freundlichkeit an.

an. Die Weißheit dankte für diese huldreiche Erklärung in den verbindlichsten Ausdrücken, trat zurück, nahm ihren Ort wieder ein und die Tugenden setzten sich zugleich nieder.

Bald darauf trat die Sanftmuth auf, und nahete sich zum Thron. In ihrem Gesicht lagen einige Thränen verborgen, welche bey ihrem Fortgehen langsam herab flossen. Auf ihrem aschfarbigen Kleide waren Dornen gestickt, und einige waren auch in ihren Haren mit eingeflochten. Sie sahe die Tugend an, machte ihr eine Ehrenbezeugung und redete sie mit diesen Worten an:

„Große Beschützerin,

Der Tag sey gesegnet, da ich dir meine Hochachtung bezeigen kann. In traurigen Zufällen, die ängstliche Bewegungen in meiner Seele gezeugt und meine stärkste Hofnung niedergeworfen und getödtet haben, bist du meine Zuflucht gewesen. Wenn mich Ungewitter, die von tausend Schrecken begleitet wurden, verfolgten, so waren deine Arme zu meiner Beschützung ausgestreckt. Wenn ein Unglück nach dem andern aufstieg, so warst du meine Bedeckung und Hülfe.

Du weißt, was diese Schultern getragen haben. Aber diese Last war doch nicht zu schwer, denn ich bin niemals über Vermögen versucht worden. Beleidiger und Feinde haben mich oft betrübt, verfolgt und gemartert, aber ich habe nach dem Vorbilde meines Erlösers nicht wieder gescholten, wenn

ich gescholten ward. Es ist wahr, daß zuweilen ein Gedanke aufstieg, dem der so feindselig mit mir umging, gleiches mit gleichem zu vergelten, zumal wenn ich ihn in meiner Gewalt hatte. Aber ich muß es der Geduld danken, daß sie meine Hand zurück gehalten und mich auf den höchsten Vergelter gewiesen hat. Endlich habe ich durch fleißige Uebungen auch in den schwersten Fällen, diese mir jetzo so angenehme Fertigkeit erhalten, daß ich auch das gröste Unrecht ohne der Rache Raum zu geben, vergessen kann.

Ja nur dem, der auf den Wolken geht, auf Fittigen des Windes fährt, Ewigkeiten bewohnt, und vom Himmel auf die Menschen herabsieht, nur dem gebührt es, meine Beleidigungen zu rächen. Ich will nicht so kühn seyn Drohungen und Flüche über meine Verfolger auszurufen. Ich will keine Geissel für die flechten, die mich verwunden. Vielleicht verzehrt sich ihre Wuth von selbst, wenn sie sehen, daß kein kochendes Blut mein Gesicht färbet und kein rauchender Schaum meine Lippen bedeckt. Vielleicht ziehen sie ihre Hände zurück, wenn sie ihre Kräfte vergebens angewant haben, meine Rache zu erwecken.

Und wenn auch das alles nicht ist, so will ich mit ruhigen Gewissen den Himmel ansehen, ich will in der Stille meine Thränen vergiessen, und eine Hülfe von jenen gesegneten Bergen erwarten. Als ein verzehrendes Feuer wird einmal deine Rache brennen, heiliger Gott! Du wirst dein Schwert aus-

ausziehen, deinen Bogen spannen, und die Pfeile des Verderbens darauf legen. Ich will gelassen und ruhig diese Zeit erwarten.

Diese Lehren sind es, die ich den Menschen gebe, wenn sich der Zorn ihrer Seelen bemächtigen will. Ich erinnere sie an jene Unschuld, die ohne Widerrede und Unwillen den heftigsten Schmerz und die empfindlichsten Leiden erduldet, und hernach mit Ehre und Herrlichkeit gekrönt worden ist. Ich entdecke ihnen den Schaden, den sie nothwendig leiden müssen, wenn sie dem Zorn und der Rachbegierde erlauben, in ihrer Brust zu wühlen, die Adern auszuspannen, und die Gefässe zu zerreissen. Ich rotte die falschen Begriffe der Ehre aus ihren Herzen aus und pflanze dagegen die Begierden nach wahrem Ruhm in ihre Seelen. Ich bezeuge ihnen, daß es keine Tugend sey, wenn man gar nichts ertragen, gar nichts leiden kann und durch jedes Wort in Feuer und Flammen gesetzt wird.

Alle diese Belehrungen finden einen allgemeinen Beyfall. Sie werden geglaubt, aber nicht ausgeübt. Man will seinen Muth kühlen, aber dis soll nicht unter dem Namen der Rache bekant werden. Man will die Ehre durch die Schärfe des Schwerts, aber nicht durch dich göttliche Tugend entscheiden. Wird es ihnen nicht leid werden, den Betrognen, daß sie ihren Begierden mehr Gehör geben, als diesen Ermahnungen? Werden sie es nicht mit langer Traurigkeit bereuen müssen, daß sie das Gift, wofür ich oft genug gewarnet, so begierig eingeso-

gen haben? Warne sie, grosse Gebieterin, warne sie durch die Schrecken der Zukunft, ehe die Schalen des Zorns über ihr Haupt ausgegossen werden und ein nagender Wurm ihre Eingeweide durchfressen wird. „

Nach dieser Rede, welche die Tugend mit eben der Freundlichkeit beantwortete, trat die Sanftmuth wieder zurück und nachdem sie sich niedergesetzt hatte, hing ihr der Reichskanzler eine goldene Kette um. Sie erhob sich wieder von ihrem Sitz und dankte der Tugend für diese Gnade, welche ihr zu erkennen gab, daß sie weit mehr verdient hätte als dis und diese Kette als ein Zeichen ihrer Liebe annehmen möchte.

Der Kanzler begab sich in ein Nebenzimmer und trug das so genante goldene Buch heraus, welches er auf ein Pult vor sich niederlegte. Dis Buch war in grünem Sammet eingebunden und mit goldenen Ecken beschlagen. Auf die Mitte war das Wapen der Tugend eingedruckt. In diesem Buche waren die Namen der Nachfolger und Freunde der Tugend mit goldenen Buchstaben aufgezeichnet. Die Aufschrift desselben war: Verzeichniß der Freunde der Tugend aus allen Ländern des Erdbodens. Es war schon seit vielen Jahren daran gesamlet worden, und an diesem Tage solte der Anfang gemacht werden, ihre Namen öffentlich bekant zu machen. In zwölf andern Bänden, welche eben so gebunden waren, fand man die Lebensumstände und Schicksale der Freun-

de

de der Tugend, welche von einigen dazu bestelten geheimen Schreibern gesamlet wurden. Diese Bände waren mit dem Jahr 1700 angefangen worden. Ich muthmasse, daß von den vorigen Jahrhunderten eben solche Samlungen zu finden sind, aus welchen ich zuweilen Lebensgeschichte oder andere kurze Nachrichten mittheilen werde.

Wer in das göldne Buch eingeschrieben wird, bekomt eine gewisse Vorschrift, wornach er sich verhalten soll und muß täglich vor seinem Gewissen Rechenschaft geben, ob er sich darnach verhalten hat oder nicht. Die Tugenden, welche die Aufsicht über ihn haben, berichten alles nach Hofe, wo man von den geringsten Kleinigkeiten ganz genau unterrichtet ist. Zuweilen erhält einer oder der andere Befehl, sich an einen gewissen bestimten Orte einzufinden, wo nach der schärfsten Untersuchung seines Verhaltens, Belohnungen oder Bestrafungen erfolgen. Es trägt sich auch wol zu, daß einer nach einer vorsetzlichen Verschlimmerung aus dem Register der Tugendhaften ausgestrichen, und in ein anderes Buch eingetragen wird.

Der Kanzler verlas die Nahmen derer, welche aufgenommen wurden mit lauter Stimme und so wie ihre Namen ausgerufen wurden, traten sie alle in den Saal und versamleten sich vor dem Thron. Die Tugend nahm ihren Scepter in die Hand und winkte dem Kanzler, nachdem er eine gewisse Anzahl abgelesen hatte, daß er aufhören solte.

solte. Darauf wendete sie sich zu dieser neuen Versamlung, und hielt folgende Rede:

„Freunde und Liebhaber meines Namens,

Ich könte viel zu eurer Beschämung sagen, wenn ich euer lasterhaftes Verhalten, wodurch ihr mich betrübt habt, rügen wolte, aber ich habe euch nicht aus diesen Grunde rufen lassen. Nein! ich will euch meine Freude über eure glückselige Veränderung bezeugen. Seyd nur vollkommen zufrieden. Ich liebe euch, und will für euch sorgen. Fahrt in eurem Eifer fort. Seyd mir gehorsam und erwartet von mir die Belohnung eures Fleisses. Ich werde mehr thun, als ihr hoffen könt.

Werdet ihr versucht etwas zu begehren das Sünde ist, so denkt, daß eure Namen in das goldene Buch eingetragen sind und ewig glänzen können, wenn ihr die Stimme der Verführer nicht höret. Es ist euch sauer geworden, den letzten Schritt in mein Reich zu thun und nach vielen Entschliessungen, die oft wiederholt und oft wieder verleugnet worden sind, habt ihr endlich eure Schwachheit überwunden und seid über die Grenzen gekommen. Eine Veränderung würde jetzo zu eurer grösten Verschlimmerung ausschlagen. Es steht euch noch immer frey in das Land der Verwüstung zurückzugehen und die Früchte eines verbotnen Baums zu geniessen, denn ich will euch nicht zwingen, auf meine Gesetze zu schweren. Es ist eure freie Entschliessung gewesen. Versucht

nun

nun ob es nicht vortheilhafter, ruhiger und angenehmer sey unter meinem Scepter zu leben, als in den Wohnungen des Unglaubens alt zu werden.

Wenn ihr was wiedersinniges entdecken soltet, so ist euch allemal der Zugang zu meinem Thron erlaubt, den ich noch keinem von meinen Unterthanen verwehrt habe. Jene Weißheit wird euch lehren können, daß alles was ich thue, befehle und will, ewige Wahrheiten sind. Folget ihren Ausspruchen, verehret ihre Gesetze und seyd aus Liebe zu eurer Wohlfart gehorsam.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Dem Herrn Aristus, von welchem der folgende Brief eingelaufen ist, kann nicht besser gerathen werden, als daß er sich recht unpartheiisch um die wahren Quellen seines Uebels bekümmere. Vielleicht ist er einer sitzenden Lebensart ergeben und dabey werden sich viel ungesunde und schädliche Säfte in seinem Körper samlen, oder wenn dis nicht ist, so mag er sich vielleicht eine jede Sache gar zu sehr zu Gemüthe ziehen. In diesen Fall muß er sich gewöhnen durch ein reifes Nachdenken, die Wichtigkeit der Sache zu prüfen und darnach sein Verhalten bestimmen. Ist sie von der Art, daß sie sein Gemüth angreifen muß, so würde es ihm ein jeder mit Recht verdenken, wenn er dabey leichtsinnig seyn wolte, und ich glaube nicht, daß ihn seine Freunde darüber getadelt haben. Ist es aber eine ganz unerhebliche Kleinigkeit, oder eine Sache, die

sich

sich bald ausmachen lässet, so thut er sich den grösten Schaden, wenn er sich deshalben einer anhaltenden Bekümmerniß überläßt. Herr Aristus wird seinen Fehler durch einen guten Umgang, da man offenherzig mit ihm reden darf, leicht ablegen: denn ich sehe, daß er ihn schon als einen Fehler erkant hat.

Mein Herr,

Clodions Brief, welchen Sie ganz eingerückt haben, hat mir die gute Meinung beygebracht, daß Sie ein Schreiben von mir auf eine ähnliche Art gebrauchen werden. Ich schreibe nicht in der Absicht, Ihnen eine vollkommene Abbildung von mir zu machen, denn ich weiß nicht, ob es Ihnen besonders angenehm seyn würde: sondern ich will mich nur über eine Schwachheit beklagen, die ich gerne ablegen möchte. Clodion hat mit den Zorn zu kämpfen und ich werde von einem Eigensinn geplagt, der mich zu gewissen Stunden ganz unleidlich macht.

Es gehen viele Tage hin, da ich recht munter aufgeweckt und zu allen meinen Geschäften geschickt bin. Ich arbeite gerne und ich kann nicht klagen daß es mir sauer wird. Wenn diese Stunden sind, so spreche ich leutselig und liebreich mit allen Menschen, ich komme keinem zu nahe, und freue mich, wenn ich andern Vergnügen erwecken kann. Aber die guten Stunden dauern nicht immer.

Ehe

Ehe es ein Mensch denken solte und ehe ichs selber vermuthe, verwandelt sich mein ganzes Gesicht, meine Stirne wird finster, meine Augen fallen ein und mein ganzes Wesen wird tiefsinnig. In dieser melancolischen Gemüthsfassung ists mir nicht möglich, auch meine besten Freunde freundlich anzusehen. Ich bin gegen alle gleich murrisch und im höchsten Grade mißvergnügt. Es ist mir denn nicht besser, als wenn ich mich in meine Stube einschliesse, auf den Stuhl niedersetze und grille. So bin ich meinen eigenen Gedanken überlassen, die mich auch bey tausenden überfallen und die Unruhe in meiner Seele vermehren.

Ich würde wider die Wahrheit zeugen, wenn ich sagen wolte, daß mir ein solcher Zustand angenehm wäre. Es zwinget mich gar keine Nothwendigkeit, den menschlichen Umgang zu fliehen und in einsamen Stunden meine Seele zu martern. Ich bin sehr oft mit mir selber uneins und tadle mich darüber und wünsche anders gesinnt zu seyn, aber weiter bin ich auch noch nicht gekommen.

Die Vorwürfe die ich deshalben von meinen Freunden hören muß, sind so beissend und empfindlich, daß ich mich innerlich darüber ärgere und doch sagen sie die Wahrheit. Sie nennen mich oft einen murrischen, verdrießlichen, eigensinnigen Menschen, und das bin ich auch. Sie sagen ich hätte gute und böse Stunden und wäre heute ein Mensch und morgen ein Wurm und ich kann es nicht leugnen. Sie werfen mir vor, daß ich einen sehr widersprechenden

Cha-

Character habe und bald ausnehmend freundlich, bald wieder eben so verdrießlich wäre und mir und ihnen zur Last würde und was soll ich darauf antworten?

Es werden schon vier Jahre seyn, daß ich mir alle ersinliche Mühe gegeben habe, diese mangelhafte Seite zu verbessern. Ich habe die Quellen gesucht, aus welchen diese Verdrießlichkeit fließt, ich habe mir mein eignes Bild in dieser Stellung recht abscheulich vorgestelt, ich habe das edle und angenehme in dem Betragen anderer Menschen mit meinem Verhalten verglichen und auf diese Art gesucht, von einem Fehler befreit zu werden, der mir den größten Theil meines Vergnügens raubt, aber meinen Sie, daß es möglich gewesen ist?

Ich bin jetzo noch eben so. Ich bin ein Spott meiner Freunde und habe Ursach mich selbst zu verachten. Vielleicht gefält es Ihnen, einige Vorschläge zu meiner Verbesserung zu thun, die ich von Ihnen mit zweyfacher Bereitwilligkeit annehmen und mich von neuen verpflichten werde, zu seyn

Mein Herr

B = =
den 24ten Heumonats
1755.

Dero
gehorsamer Diener
Aristus.

Der Tugendfreund.

Das 17. Stück.

Laßt andere zu Grabe gehen,
So wie vom Gastmal aufzustehen
In ihrer Ruhe ungestört:
Nur der bleibt auch im Tode frölich,
Wer dieses Wort: jetzt wirst du seelig!
Noch eh er stirbt von Ferne hört.



Ein heftiges Gewitter, welches mich vor einigen Wochen in ziemlicher Entfernung von meiner Wohnung übereilte, nöthigte mich, in ein Haus einzutreten, wo ich lange nicht gewesen war. Die Thür wurde mir gleich, aber von einem ganz unbekanten geöfnet, und ich wunderte mich nicht wenig, da ich lauter fremde Personen im Hause antraf. Meine Bekanten waren ausgezogen und ich hatte es wegen meiner langen Abwesenheit nicht erfahren. Ich entschuldigte mich bey den Leuten im Hause, daß ich meine Zuflucht jetzt zu ihnen genommen hätte, in Hofnung den vori-

gen Wirth noch zu finden. Sie nahmen mich aber freundlich und gütig auf, benachrichtigten mich, daß er schon seit einem halben Jahr seine Wohnung verändert hätte und führten mich in ihr Wohnzimmer. Hier war alles sehr artig aufgeräumt, und ich war sehr vergnügt, als mir die Freundschaft dieses Hauses angetragen wurde; weil ich alles daselbst nach meinem Geschmack fand, und mir viel Vergnügen in einer so gesitteten Gesellschaft versprach.

Man erzeigte mir allerley Höflichkeiten, und um sich bey dem anhaltenden Gewitter eine Art der Aufmunterung zu machen, musten alle Hausgenossen in ein Zimmer zusammen kommen. Als wir hineintraten wurde ich von allen freundlich bewillkomt, nur die älteste Tochter im Hause konte die Betrübniß in ihren Mienen nicht verbergen. Die Mutter redete ihr zu, sie solte sich vor dem Gewitter nicht so ängsten, man gewönne dadurch nichts, sondern schadete sich noch dazu. Sie antwortete nur mit Seufzen, und sagte endlich, ihr Bruder, der vor vier Wochen von Lübeck zu Schiffe abgegangen, läge ihr so sehr im Gemüthe. Wir trösteten sie so gut wir konten, und geriethen in eine Unterredung von Reisen durch Wüsteneien und zur See. Wir hatten uns schon beynahe eine Stunde darüber besprochen, als wir genöthigt wurden, zu einem Kranken zu kommen, der in der andern Helfte des Hauses wohnte und bey dem immer anhaltenden Wetter auch gerne Gesellschaft haben wolte. Wir fanden ihn sehr schwach und er konte nichts weiter thun, als unsern

unsern Gesprächen zuhören, welche sich bald auf allerley wichtige Dinge lenkten.

Als endlich der Himmel sich wieder erheiterte, ging ich voll Gedanken über meine neue Bekantschaft und über die Vorstellung, welche ich in der Unterredung bekommen hatte, nach Hause. Es war schon spät, ich konte keine Geschäfte mehr vornehmen, ich blieb eine Weile in meinen Betrachtungen über die Gemüthsbeschaffenheit des Kranken, und meine letzten Gedanken waren auf den Zustand eines Menschen gerichtet, der alle Abend einschläft, ohne zu wissen, wo und wie er wieder aufwachen wird. Hierauf legte ich mich zu Bette und schlief ermüdet ein. Dieses mal hätte ich, wenigstens den Hauptvorstellungen nach, meinen Traum fast vorhersagen können. Nun betrachtete die Seele die Wüsten für sich, die sie den Tag vorher andern bekant gemacht, sie trat die Reise selbst an, die sie andern beschrieben hatte. Aus vielen Hölen, Sümpfen, ganz ungebahnten Gegenden, über Felsen und durch dicke Gebüsche, fand ich mich in der Dämmerung endlich auf einer weiten Ebene. Sie war sehr lang, aber hinten schien sie sich auf einmal zu verlieren, und es war nichts weiter zu sehen, als ein blauer Nebel. Sie wurde von dem schönsten Strom durchschnitten, den ich jemals gesehen habe. Das allerklärste Wasser floß mit einem sanften Zug immer gegen das Ende der Ebene herunter. Die Ufer waren zu beyden Seiten lauter Lustgärten. Ich weiß nicht ob die Beschaffenheit des Auges und Gesichts daran schuld war, oder ob

würklich die Gegend immer schöner wurde, je weiter man gegen das Ende sahe. Wiewol wenn auch das letztere wäre: so muß es doch unsrer Seele natürlich seyn, nach eben den Regeln sich Bilder zu machen, nach welchem sie selbige durch das Auge empfängt. In der Weite scheint sich alles zu decken, die Abwechselungen fallen also dicht aufeinander, und dis muß nothwendig den Anblick verschönern.

Aus einer weiten Entfernung merkte ich einige sehr angenehme Töne, welche sich bald verloren. Aber kurz darauf hörte ich schon viel näher eine vollständige und überaus schöne Musik. Es klang auf dem Wasser und zwischen den Bäumen da alles stille war, ganz ausnehmend. Die lieblichen Stimmen kamen mir immer näher. Ich hatte wol eine Stunde lang das Vergnügen zu hören, ohne daß ich etwas sahe, gleichwol blieb der Klang immer gleich stark. Ich schloß daraus, daß die Personen, welche sich so vergnügten, vorher den Strom herab gefahren, jetzt aber auf das Ufer ausgetreten seyn müsten. Meine Muthmassung war richtig: ich hörte kurz darauf alles viel näher und nun sahe ich schon, wem ich mein Vergnügen zu verdanken hätte. Ein kleines Gebüsche, welches tiefer in den Fluß hinein ging, hatte mich verhindert hinauf zu sehen, weil das Wasser an den Ort, wo ich stand, etwas ausgetreten war. Und es war ein unvergleichlicher Anblick, als tausend Lampen durch den Busch blickten, und sich gleich darauf ein schönes grünes Lustschif meinen Augen darstelte.

Eine

Eine prächtig geputzte Gesellschaft von jungen Personen beyderley Geschlechts hatte sich in diesem Fahrzeuge rund herum gesetzt, vor ihnen stund ein Tisch voll Erfrischungen und allerley Spielen, womit sich die ganze Gesellschaft, ein jeder nach seiner Neigung belustigte, und der Musik, die hinten im Schif gemacht wurde, zuhörte. Das Fahrzeug selbst war mit Bildhauerarbeit von mancher schönen Erfindung geziert und mit vielen Lampen erleuchtet.

Ich fing eben an, über diesen Aufzug meine Betrachtungen anzustellen, ich bewunderte schon die Unempfindlichkeit der Gemüther, welche sich in das Spiel verlieren konten, da ich mich an der Musik nun schon über einer Stunde vergnügt und noch keine Gleichgültigkeit dagegen gespürt hatte. Ich bedauerte die schönen Geschöpfe, welche bey aller Vollkommenheit ihrer Bildung nicht besser zu seyn scheinen, als wenn man Puppen auf das Schif gesetzt hätte, denn es kam mir vor, als wenn diese Personen glaubten, nun genössen sie das möglichste Vergnügen und wären zu nichts anders bestimt. Allein meine Betrachtung wurde gar bald abgebrochen, als ein ernsthafter alter Mann mit einiger Eilfertigkeit auf den Fluß zuging, und die Gesellschaft aufrichtig und dringend bat, sie möchten je eher je lieber ans Land treten, weil sie sonst an gefährliche Oerter kommen würden.

Man dankte ihm aus dem Schiff sehr höflich für seine Nachricht und fuhr weiter; er wiederholte seine Bitte und stelte die Gefahr lebhafter vor: allein

einer aus der Gesellschaft gab den spielenden Chor Befehl die Musik zu verstärken, und die ganze Gesellschaft fing an, lustige Lieder zu singen. Der aufrichtige Alte war unermüdet; sobald das Geräusch ein wenig aufhörte, fing er wieder aufs beweglichste an zu bitten, man solte ihm doch folgen. Hierauf wurde es im Schiffe stille, einige von der Gesellschaft erkundigten sich, wie die Gefahr beschaffen sey, der Alte gab ihnen davon hinlänglich Nachricht; andre waren ganz sinnreich und ihr Witz wuste die Besorgniß des Alten bald lächerlich zu machen. Indessen baten doch diejenigen, welche etwas bedenklich gemacht waren, man möchte austreten: aber sie beruhigten sich bald wieder, als die allermehresten darin übereinstimten, es sey noch allemal Zeit, das Ufer sey ganz nahe, und alte Leute betrachteten alles auf der fürchterlichen Seite.

Endlich wurde doch der Vorsatz gefaßt, man wolte aussteigen; das Vergnügen war aber viel zu süß: und damit man es recht ungestört genieſſen könte, so wurde einem aus der Gesellschaft aufgetragen, oben auf den Himmel zu steigen, unter welchem sie alle sassen, und von da die Gegend zu beobachten. Ich sahe auch würklich das einer hinaufstieg, die andern verdoppelten indessen ihr Vergnügen: dieser aber, weil er allein war, gerieth in einem recht tiefen Schlaf.

Und nun kam das Schif schon in den Zug des Stroms welcher immer reissender wurde; kein Mensch aber achtete darauf, man verließ sich auf den schlafenden

den

den Hüter, bis alle endlich das Geräusch des Wassers hörten. Sie erschracken, sie fuhren auf, sie waren unter Singen und Spielen dem entsetzlichen Wasserfall ganz nahe gekommen, der Zug des Stroms war für alle ihre Kräfte zu stark, das Schif flog schon wie ein Pfeil, das Wasser brauſete ganz fürchterlich, alle schrien, alle breiteten ihre Hände aus, und weltzten sich mit der grausamen Fluth in die unergründlichste Tiefe.

Ich gerieth bey diesem Anblick in eine grosse Bestürtzung, und weiß nicht was ich gedacht habe, denn die Seele muß in ihrer Empfindung in eine Art der Gedankenlosigkeit gerathen seyn. Dieses weiß ich, daß ich mich auf einmal in dem Hause fand, wo ich den Abend vorher gewesen war. Ich trat in das Zimmer des Kranken Mannes, die ganze Gesellschaft des Hauses war da. Sie schienen alle eben die Hochachtung für ihn gefaßt zu haben, mit welcher ich ihn betrachtete. Er lag ganz unbeweglich und sprachloß. Man merkte nur immer darauf, ob er noch Lebenszeichen von sich gäbe. Einige sagten: er ist schon todt. Andere widersprachen und weinten über seinen Verlust, den sie vor Augen sahen.

In dieser Verwirrung schlug der Sterbende die Augen auf, samlete noch alle seine Kräfte, und rief den Umstehenden mit bebender Stimme zu: O Freunde, macht, daß wenn ihr sterben solt, die Vergebung der Sünden schon vorher euch gewiß ist; das letzte geht schnell! erstaunlich

schnell! Gelobt sey Gott, der mich in der angenehmen Zeit erhört hat!

Diese Worte hatten in meinem Gemüth einen so starken Eindruk gemacht, daß ich plötzlich erwachte. Es war schon helle, und ich konte mich nicht enthalten, aufzustehen, meine Seele zur Fortsetzung ihrer wichtigen Betrachtungen zu ermuntern, und diesen Traum aufzuschreiben.

Jetzt kam es mir ganz erstaunlich vor, daß das menschliche Herz für alles besorgt ist, nur nicht für die Zukunft. Mir fiel dabey die schöne Stelle ein, die ich in des Doktor Youngs Nachtgedanken gelesen hatte. Ich will seine Worte hersetzen. (*) „Gleich unserm Schatten verlängern sich unsre Wünsche, indem sich unsre Sonne zum Untergange neigt. Und denn solte kein Wunsch disseit des Grabes stehen bleiben. Unser Herz solte die Welt verlassen, ehe die Sterbeglocke den Leib zur Verbesserung des Erdreichs abfodert. Ist es nicht genug, im Ungewitter zu leben? Sterbt doch im Hafen! Das Alter solte dem Getümmel entfliehen, in der Einsamkeit die Mängel des Verstandes bedecken; und die Fehler des Willens bezwingen; Es solte auf dem stillen und grauenvollen Ufer jenes großen Oceans, den es in so kurzer Zeit beschiffen muß, tiefsinnig herumwandeln, und sich mit guten Werken ausrüsten, und den Wind erwarten, der uns bald in andre Welten hinüberbläßt!„ Ich wünschte, daß viele Menschen diese Gedanken des Dichters empfinden könten.

(*) In der fünften Nacht.

ten. Man will doch immer gerne Bilder haben. Hier hat die müßige Einbildungskraft etwas zu thun. Aber weil es zukünftig ist, so spricht die Thorheit: es hat nichts zu sagen. Wer sechszig Jahr geträumt hat, der träumt fort bis ins siebenzigste und denn schleudern ihn die letzten Stunden in das unaussprechlichste Elend. Wie oft ist der Mensch gewarnt! Wie viel Bekante sind gestorben, die wol alles gegeben hätten, nur noch einen Tag zu erkaufen; aber es war im Rath der Vorsicht schon bekant, wie sie mit der Zeit umzugehen gewohnt waren!

Und wie unaussprechlich freuet sich im Gegentheil derjenige, der nun weiß, er hat seine Sache zu Stande gebracht! Was bis in die letzte Stunde ungewiß geblieben seyn würde, das hat er, da es noch Zeit war, mit seinem Richter ausgemacht! Was hat er nun noch zu gewarten? = Ich vertiefte mich in diesen Beschäftigungen des Geistes: aber meine Seele war viel zu stark darauf gezogen worden, sich alles bildlich vorzustellen. Mir fiel also folgende Vorstellung ein.

Man setzt einen Missethäter ins Gefängniß. Sein schwarzes Verbrechen stelt sich ihm Tag und Nacht vor Augen. Wenn die Natur unter den Schmerzen der inwendigen Verwundung ermüdet, den Schlaf zu sich ruft: so stürmt die unruhige Seele doch gleich wieder auf sich selbst, die Sünde fodert ihre Strafe, sobald sie in ihrer Größe erkant ist. Er will sein Verbrechen leugnen, er

nimt seine Zuflucht zur unvernünftigsten Frechheit: aber die heitere Zufriedenheit fehlt ihm, die nur der Unschuld eigen ist. Der Greuel, den er nicht bekennen will, martert ihn desto entsetzlicher: gleich aufrührerischen Bürgern, die in der Stadt aufs grausamste wüten, wenn man die Thore verschließt. Er strafte sich gerne selbst, wenn man ihm nur die Mordgewehre gelassen hätte. Endlich zerbricht sein Herz, er kann nicht länger gegen sich grausam seyn, die Gemüthsbewegung ist unerträglich, er bekent.

Die Treue Gottes macht sich diesen Zustand der Erweichung seiner Seelen zu nutz, er wird gedrungen, daß er sich vor dem erzürnten Richter beugen muß, die Begierde der göttlichen Rache zu entrinnen wird immer größer und ängstlicher; eine von fern arbeitende Gnade unterhält ihn darin, und läßt ihn zuweilen einige Hofnung fassen: es werde noch für ihn Rettung möglich seyn. Die Noth lehret ihn auf dieses alles merken, die Sünde wird ihm verbittert, von den Reitzungen der Welt ist er ausgeschlossen; je kürzer die Zeit ist, desto ernstlicher wird sein Verlangen, je unwürdiger er der Gnade ist, desto demüthiger sucht er sie, um eines andern Verdienstes willen. Sein Todesurtheil wird ihm vorgelesen; ihn deucht aber, als läse ihm jemand einen Brief vor, worin er zur größesten Freude eingeladen, auch sogar der Tag zu diesem Glück schon angesetzt würde: kurz Gott verwandelt ihm, wie dort bey seinem Volk, den Fluch in einen Segen.

Im

Im Gerichte Gottes ist er nun nicht mehr ein Missethäter, die große Vergebung der Sünden hat alles aufgehoben, er ist ein Freund, er ist ein Kind und Erbe Gottes. Er weiß auch schon den Tag der ihn so hoch beseligen wird; er erwartet ihn, wie Völker, deren halbjährige Nacht nun bald zu Ende ist, auf den Tag sich freuen, da ihnen die Sonne wieder aufgehen wird. Unterdessen sitzt er im Gefängniß, er freuet sich, daß es ein Gefängniß seiner sonst ausschweiffenden Sinne ist. Wenn man ihn besucht, findet man ihn auf seinem Angesichte liegen, und er hat auch nichts anders zu thun, als daß er sein Herz vor Gott ausschüttet, und es wieder anfüllen läßt. Freude, Wehmuth, kindliche Furcht und Liebe wechseln in seinem Herzen immer ab, und jegliches ist ihm ein gewisses Kenzeichen, daß er nirgends anders, als auf dem nächsten Wege zur seligen Ewigkeit wandelt.

Nun rückt sein Tag heran. Morgen geht er auf den Berg seiner Himmelfahrt = Wie schön ist er bereitet, die künftige Welt zu sehen, da er von der gegenwärtigen schon so lange abgesondert gewesen. Man führt ihn heraus = Er sieht die Sonne = Ihr helstes Licht scheint ihm wie eine Nacht = Seine Schritte sind geschwinder, als die letzten Kräfte es zulassen wollen = Er komt andern ganz fremde vor, sie betrachten ihn, als einen der nicht mehr in diese Welt gehört, und er ist ihr auch schon gestorben. O fragt ihn, er wird sie euch in ihrer wahren Gestalt zeigen! Sorgfältige Hüter umringen ihn, aber

sie

sie sind Zeugen seiner unbegreiflichen Willigkeit und Sehnsucht zu sterben. Hinter ihm und von allen Seiten tobt die Boßheit, der Leichtsinn, der Muthwillen unempfindlicher und ungeänderter Seelen in tausend Gestalten. Er aber weiß davon nichts, eine unsichtbare Gnade öfnet seine Ohren, von fern die Töne der Freude in der stillen Ewigkeit zu hören, und die Gesellschaft, die ihn frolockend empfängt, da ihn der Pöbel unter den Geschöpfen mit Ungestüm aus der ihrigen hinausstoßt. Und so ist er ganz stille, er kann nichts sprechen, die Zubereitung ist über alle Vernunft, und die Empfindung ist über alle Zeichen erhoben, da er jetzt zu dem Augenblick abgerufen wird, wo er in des Königs Vorhof treten, den zu ihm geneigten Scepter anrühren, und in Freude versinken soll.

Ich wünsche meinen Lesern genugsame Seelenstille, dis Bild zu betrachten, so unvollkommen es auch gerathen ist. Wer zur Mitternacht bereit seyn will, der zündet ja seine Lampe vorher schon an, und hält sie brennend; und wie ist ein frölicher Beschluß dieses Lebens möglich, wenn ich bey dem allerfürchterlichsten Wechsel nicht völlig gewiß bin: daß meine Seele in ihre Ruhe geht? Die Gründe, dem Menschen dieses vorzustellen, sind noch wol nicht erschöpft, denn die ganze Natur ist voll davon: aber die Sache selbst ist so oft vorgetragen, daß sie nun schon nicht mehr geachtet wird. Ich gebe es gerne zu, daß jener Heide nicht geheuchelt hat, indem er vorgab, er wolle aus dieser

ser Welt gehen, so wie einer vom Gastmal aufstünde, wenn man daran vergnügt und satt geworden. Ich gebe es auch zu, daß sehr viele, nur zu viele Menschen ihm hierin folgen können, und würklich so sterben. Er selbst hatte keine Nachricht vom künftigen Leben, und wenn sein Nachdenken bis dahin kommen konte und wirklich kam, so verfiel seine Seele gleich wieder auf ihre herrschenden Leidenschaften. Eine stolze Ruhmsucht bey der Nachwelt, und der thörichte Begrif der Verachtung des Todes, um bey der gegenwärtigen Welt bewundert zu werden: das waren die beyden Verführer, die an der Wegescheidung lauerten, und seine Seele zurück ins eitle Leben brachten, wenn sie eben auf den rechten Weg hätte gerathen können.

Durch oftmalige Wiederholung dieser unvernünftigen Großmuth war das Gewissen, welches sonst immer Belohnungen oder Bestrafungen vermuthet, eingeschläfert und betäubt. Oder wenigstens hatten seine Begriffe und die Höhe seiner Vorstellungen, indem er dieses schrieb, so viel Gewalt über die letzten Empfindungen der Natur, daß er sich in der Hitze seiner Einbildung überredete, er sey gegen alles künftige ruhig. Es ward ihm so wie ers haben wolte. Die Mörder, welche ihn umbrachten, werden ihm wol keine Zeit gelassen haben, nachzudenken, wie er gelebt, und wie er sterben würde!

Die Boßheit des Herzens verachtet noch jetzt das mehrere Licht, welches wir haben, sie will die

Beleh-

Belehrungen der Warheit muthwillens nicht wissen. Zum Trotz des geoffenbarten Lehrbegrifs führt sie den natürlichen ein: und weil auch dieser noch viel zu wahr ist; so muß er anders ausgesonnen werden; allein hierzu gehört nothwendig ein andrer Grundsatz. Wenn also alle Einsicht aus der Natur den Menschen auf das trachten nach der Vollkommenheit weiset: so muß nun das erste Grundgesetz geändert werden; es muß heissen: **thue das, was deine Sinnen auf Erden vergnügt.**

Man nehme diese Regel des menschlichen Lebens nur erst an; oder wenn die Seele immer innerlich widerspricht, so lasse man sich nur erst verführen, sie auszuüben: was wird herauskommen? Eine beständige Berauschung der Sinne! Was der Trunckene einen Tag hindurch ist, das sind solche elende Menschen im ganzen Leben! Indem er unmäßig trinkt, hört er keine Vernunft: wenn er berauscht ist, so schläft er, er denkt gar nichts; wenn er erwacht, so ist er krank, verdrüßlich und zur Ueberlegung unfähig, bis er recht nüchtern wird: und nüchtern kann er nicht seyn, denn alsdenn trinkt er wieder, weil dieses sein höchstes Gut ist. Und wie steht denn ein Unmäßiger vom Gastmal auf? Er wird weggetragen, er weiß nicht wohin!

Wer für seine eigene Seele so gesorgt hat, daß er ohne Versäumung seiner Angelegenheiten andre betrachten kann, der findet an dem Menschen in jedem Schritt seines Lebens sehr viel zu bedauren: aber

aber alsdenn sind die mehresten erst ein recht trauriges und bejammernswürdiges Bild der Verwüstung, wenn sie nun aus der Welt gehen sollen. Entweder der Mensch behält bey seinem gottesvergessenen Leben noch einige wenige Geschicklichkeit zum Nachdenken übrig: oder er hat es in der thierischen Wollust verschwendet. Im ersten Fall bringt ihn die große Stunde, die ihn unbereitet findet, zur rasenden Verzweiflung; im andern Fall ist er ein Beweis des Worts der Warheit, daß Menschen dahin fahren können, wie ein Vieh!

Im Leben hatten sie gespielet,
Der Ketten Lasten nicht gefühlet,
Die sie sich selber angelegt:
Und nun verschließt sich das Erbarmen,
Da sie mit unbezwungnen Armen
Die Ewigkeit zum Richtstuhl trägt = .
Entscheidest du, Tag aller Tage,
Des Menschen Lust, des Menschen Plage
Und giebst zur Busse keinen Raum!
Und lehrst der Wollust Söhne heulen,
Und unter sich die Qualen theilen = =
Und doch bedenkt der Mensch dich kaum!

Ich weiß es wol, daß die Vorstellungen in dem vorhergehenden Traum und überhaupt in diesem ganzen Stück nicht neu sind: aber sie werden in ihrem Vortrag und Verbindung neu genug seyn, wenn sie den Leser nur auf die Stunde verweisen, in welcher alles Gute erst recht als gut und tugendhaft,

haft, und hingegen alles verborgene nicht geachtete Böse in aller seiner Verdamlichkeit wird dargestelt werden. Wohl dem, der nicht einen Schritt weiter gehen will, wo er nicht zuvor versichert ist, daß ihn sein Weg am Ende nicht betriegen werde. Hat wol jemals ein Wandrer auf seiner Reise einen vergnügten Schritt gethan, wenn es noch zweifelhaft war, ob ihn der Fußsteig, den er wandelt, in die Hölen der Räuber, oder in die Sicherheit der Herberge führen werde?

Mit welcher Entschuldigung will denn der Mensch sein Gewissen befriedigen, wenn ihm dasselbe am Ende seines Lebens vorwirft, er habe sich niemals um eine Gewißheit des künftigen Zustandes bekümmert, da er doch gewust, daß die Zeit eile, daß die Ewigkeit zwiefach, und daß es höchst gefährlich sey, zu zaudern?

Und sind wir Sterbliche, so müssen wir ja der Wahrheit nachgeben: Ein Sterblicher kann kein ander Glück für sich erdenken als dieses, selig zu sterben?



Der Tugendfreund.

Das 18. Stück.

Ihr hört die Klagen eurer Brüder,
Und seht den Schmerz:
Doch, ihr vergeßt die Klagenlieder,
Vergeßt sie und verschließt das Herz.

Die Lebensbeschreibung der **Barmherzigkeit**, welche in diesem Blatte enthalten ist, hat aus verschiedenen Nachrichten, die in der Büchersamlung der Tugend befindlich sind, gesamlet werden müssen. Das Buch, aus welchem das meiste genommen werden konte, hat die Aufschrift: **die Liebe des Nächsten.** Es werden uns darin die Eltern, das Vaterland und einige besondere Schicksale dieser Tugend gemeldet. Das andere, dessen Titel ist: **Bitten der Armuth,** ertheilt eine ziemlich vollständige Nachricht von ihrer Erziehung, die wohl verdient, gelesen zu werden. **Die Opfer des süssen Geruchs** sind noch andere Nachrichten, in welchen die rühmlichen Handlungen dieser

Tugend von ihrer Kindheit an, bis sie zu mehreren Jahren gekommen, umständlich angeführt werden.

In diesen Büchern werden der Barmherzigkeit einige Beynahmen gegeben, die uns einen sehr hohen Begrif von ihr machen müssen. Sie heißt: **das Kind des Himmels, die Freude der Menschen, das Bild Gottes, die Hofnung der Elenden.** Die Verfasser melden, daß ihr leutseliges Wesen, ihr liebreiches Betragen, ihr freundschaftlicher Umgang und die ausnehmende Liebe gegen die Nothleidenden, zu diesen Benennungen Gelegenheit gegeben hätten. Sie habe die Klagen ihrer Freunde niemals mit einem verdrießlichen Gesichte, oder mit Zuwendung des Rückens angehört, sondern allezeit mit holdseligem Lächeln, das mit einer unerwarteten Bereitwilligkeit verbunden gewesen, allen nach Möglichkeit zu helfen. Das sey auch die Ursach, daß man sie selten allein finde, sondern mehrentheils mitten unter den Elenden, denen sie die Thränen abtrocknet und ihnen von ihrem Vorrath Kleider und Nahrungsmittel mittheilet.

Einige Uebelgesinte haben ausgesprengt: es werde nicht lange dauren, so werde sich diese Tugend in den traurigsten und elendesten Umständen befinden und es hernach zu spät bedauern, daß sie so freygebig gewesen sey. Allein wir können unsern Lesern aus hinreichenden Gründen versichern, daß dis niemals erfolgen wird. Die Barmherzigkeit hat schon ein sehr hohes Alter erreicht und niemals Mangel gelitten. Sie theilt auch ihre Wohlthaten mit vieler

Weiß-

Weißheit aus, und ist gar nicht der Verschwendung ergeben. Die Schatzkammern ihrer Eltern sind noch nicht erschöpft und allem Ansehen nach werden sie auch vor dem Ende der Welt nicht erschöpft werden.

Sie ist zu Christianstadt geboren worden. Dis geschahe zu einer Zeit, da der Erdboden sehr verwüstet und mit Unmenschen allenthalben bedeckt war. Der damalige Zustand, der höchst elend und verwirt aussahe, wird uns in folgenden Ausdrücken beschrieben.

„Ein Bruder war wieder den andern, der Sohn beleidigte den Vater und die Tochter herrschte über die Mutter. Die Herzen der Menschen waren in Stein verwandelt. Folterbänke der Grausamkeit und Marterwerkzeuge der Boßheit erfülten die Städte. Das Blut floß wie Wasser. Die Scheiterhaufen rauchten und das Schwert wurde nicht trocken. Man hat damals Thiere gefunden, die mehr Mitleiden bewiesen, als die Menschen. Damals war der Engel des Abgrundes aus seinem finstern Behältniß gestiegen und hatte die Flammen des Verderbens unter den Menschen angezündet. Die Unbarmherzigkeit tobte mit Fluchen und Lästern bis zum Entsetzen. Alles war in der größten Verwirrung und die Erde war in diesem Zustande in dem eigentlichsten Verstande, eine Mördergrube. „

Der Fleiß und die Liebe sind die Eltern dieser Tugend. Beyde haben sich durch ihre einnehmende Aufführung allenthalben beliebt gemacht. Der Fleiß hat die besondere Geschicklichkeit das er nicht

leicht ermüdet, er ist unverdrossen und kein Freund der Bequemlichkeit. Er hat die schwersten Dinge in Ordnung grbracht, wichtige Aufgaben aufgelößt und die Welt mit vortreflichen Werken bereichert. Seiner Verdienste wegen ist er von der Tugend zum Oberaufseher ihrer Büchersamlung gemacht worden.

Die Liebe, diese ehrwürdige Mutter der Barmherzigkeit, hat ein sehr zärtliches Herz. Sie begiebt sich gerne einiger Vortheile, die sie geniessen könte, wenn sie nur die Freude hat, daß es andern wohl geht. Sie grämt sich recht, wenn es ihr an Mitteln fehlen will, alle Menschen glücklich zu machen. Durch die bittersten Verfolgungen ihrer Feinde wird sie nicht aufgebracht. In der Geduld ist sie ein Muster der Vollkommenheit. Noch niemals hat man sie über die Wege der Vorsehung klagen hören. Ich würde noch mehr von ihr sagen können, wenn es an diesem Orte geschehen müßte.

Man muß es an beyden Eltern loben, daß sie ihre Tochter recht würdig erzogen und ihr von Jugend auf die edelsten Begriffe und die heiligsten Wahrheiten beygebracht haben. Ihr Vater hielt sie zur Erlernung der vornehmsten Wissenschaften an, und von ihrer Mutter wurde sie in den Pflichten der Gottseligkeit aufs sorgfältigste unterrichtet. Sie war lehrbegierig und folgsam und hat ihren Eltern keine betrübte Stunde gemacht. Diese suchten ihr Gemüth auf verschiedene Art kennen zu lernen und legten ihr mancherley Proben vor, ihren Gehorsam zu prüfen und

sie

sie bewieß allezeit, daß sie nichts weniger im Sinne habe, als ihrer hohen Geburt Schande zu machen. Dieser Vorsatz war so aufrichtig, daß sie sich auch nicht durch die grösten Versprechungen bewegen ließ, das geringste wieder den Willen ihrer Eltern vorzunehmen.

Sie war ungemein gutthätig und ihre Eltern, die es wusten, verschaften ihr oft Gelegenheit, die Würkungen ihres guten Herzens thätig zu offenbaren. Wenn ein Armer kam, wurde sie gerufen und sie war im Stande, alles was sie hatte hinzugeben, wenn es ihr an Gelde fehlte. Einmal riß sie die silberne Kette von der Uhr und ein andermal nahm sie ihr silbernes Besteck und gab es dem Armen. Diese Proben legte sie schon in ihrer Kindheit ab und man kann leicht denken, daß sie bey zunehmenden Jahren viel ämsiger in den Werken der Liebe gewesen ist.

In ihrem funfzehenten Jahre fing sie an, die Nothleidenden in ihren Häusern zu besuchen und ihnen nach ihrem Vermögen allerley, was zu ihrem Unterhalt nöthig war, mitzutheilen. Sie fand unter andern eine alte betagte Frau, die nicht mehr in Stande war, durch ihrer Hände Arbeit etwas zu verdienen und nun in ihrem Alter gezwungen wurde, auf Stroh zu liegen und mit sehr wenigem Brodte täglich ihren Hunger zu stillen. Ihre erste Sorge war, dieser armen Frau ein weicheres Lager zu verschaffen, welches sie auch noch an dem Tage von ihr erhielt, und die andere war, auf ihre weitere Verpflegung bedacht zu seyn. Sie that auch dis letzte

so reichlich, daß viele von den Freunden der alten Witwe, die sich bisher nicht um sie bekümmert hatten, beschämt wurden und auch anfingen, ihren Bedürfnissen abzuhelfen. Für einen abgelebten Mann, der durch Feuerschaden und andere Zufälle seines ganzen Vermögens war beraubt worden, legte sie bey ihren Eltern eine Fürbitte ein und brachte es so weit, daß er bis ans Ende seines Lebens hinreichend verpflegt wurde.

Denen Kranken besorgte sie Artzeneymittel und Erquickungen im Ueberfluß und stand ihnen mit möglichster Sorgfalt bis auf den letzten Augenblick ihres Lebens bey. Wenn sie einen Nackenden sahe, so verschafte sie ihn hinlängliche Kleidung. Kam ein Hungriger zu ihr, so wurde er mit dem besten was in ihrem Hause war, gespeiset und auf gleiche Art suchte sie dem Mangel eines jeden abzuhelfen.

Als einmal eine grosse Theurung war, die lange anhielt und das Mark des Landes verzehrte, daß die Armuth gar keine Zuflucht mehr wuste; ließ sie alle Vorrathshäuser öfnen, und gab das Getraide um einen sehr billigen Preiß, daß alle zu leben hatten und ihre Freygebigkeit nicht genug zu rühmen wusten. Es schien auch, daß ein besonderer Segen auf diese Handlung ruhete, denn ihr Vorrath nahm nicht ab, so wenig als zu jenes Propheten Zeiten, das Mehl im Cad und das Oel im Oelkruge vermindert wurde.

Zu einer andern Zeit, da eine grausame Königin regierte, machte sie die Veranstaltung, daß die Pro-

Propheten, die vor ihren Nachstellungen nicht mehr sicher waren, durch einen ihrer Diener in verschiedenen Hölen verborgen und mit Brodt und Wasser versorgt wurden. Sie erhielt auch ihren Entzweck: denn der Geist der Verfolgung bemühete sich vergeblich die Freunde des Herrn auszurotten, die unter seinem Schutz einer vollkommenen Sicherheit genossen und noch lange nach ihrem Tode Lehrer der Gerechtigkeit waren.

Man sagt, daß sie bey dem Aschenhaufen Hiobs bittere Thränen vergossen hat. Denen Märterern wischte sie das Blut von ihren zerrissenen Körpern, tröstete sie mit Worten des Lebens, und brachte ihre Verfolger zu dem Bekentniß: **Wir haben Unrecht gethan, daß wir unschuldig Blut vergossen haben.** Wenn der Mordgeist geraßt, und tausende auf einmal getödtet hat: so sind die erblaßten Körper von ihr zur Ruhe gebracht und in stille Gräber niedergelegt worden.

Auf ihren Reisen fand sie einen Pilgrim, der unter die Mörder gefallen war, heftig blutete, und ohnmächtig auf der Erde lag. Sie richtete ihn auf, besahe seine Wunden, benetzte sie mit Oel und Wein, verband sie hernach, und half ihn auf das Thier, welches sie bey sich hatte. Sie brachte ihn glücklich ins Haus, wo er verpflegt werden konte, sorgte für die Heilung seiner Wunden, bezahlte alles und ließ ihn, da er wieder gesund worden war, mit einem ansehnlichen Geschenk weiter reisen.

Einem ganz verschuldeten Manne, der von seinem Vermögen nichts weiter, als ein zerbrechliches Haus und einige ganz abgenutzte Geräthe übrig behalten hatte, erließ sie alle seine Schulden, und gab ihm noch überdem so viel, daß er sich wieder aufhelfen konte. Vielen hat sie Häuser gebaut, die hernach Reichthümer und Ansehen bekommen haben. Man erzehlt auch, daß sie weit und breit **Armenhäuser, Lazarethe** und andern dergleichen Gebäude angelegt hat, welche zur Verpflegung der Armen und Elenden unter dem menschlichen Geschlechte bestimt sind.

In ihren zwey und dreyßigsten Jahre setzte sie eine Schrift auf, welche noch in der Büchersamlung der Tugend aufbehalten wird und die Aufschrift hat: **Härte des menschlichen Herzens gegen die Armuth.** Nachdem sie die Ursachen davon weitläuftig angeführt hat, macht sie von dieser Gemüthsfassung folgende Beschreibung. „Er ist unempfindlich gegen seinen Bruder, der doch zu den Gütern der Erde ein gleiches Recht mit ihm hat. Er schließt sein Herz zu, welches doch dem Armen eröfnet seyn solte, damit er in seiner Dürftigkeit eine Fülle des Segens finden könte. Er entfliehet den Klagen der Witwen und sieht sich um und murt, wenn sie ihn mit Thränen verfolgen. Der Elende seufzt und krümt sich vor seinen Füssen, aber er geht ungerührt vorüber und läßt ihn trostloß verschmachten. Das Winseln der Sterbenden, die er vom Tode erretten könte, bewegt seine Seele nicht. Mitten unter den Thränen

nen des verachteten Volks, jauchzt er für Freuden, sättiget seinen Leib und läßt den Hungrigen umkommen. Froh über den Tod seiner Brüder tritt er auf ihre Leichen und weidet sich an dem Blute, daß ihre Kleider befleckt. Was wird ihn erweichen, wenn es keine Klagen, kein Geschrey, keine Thräne thun kann? **Er ist ein Stein, und ein unbarmherziger Arm wird ihn zermalmen, wenn der Tag der Vergeltung erscheinen wird.** „

Hernach führt sie die Mittel an, wodurch unser Herz erweicht werden kann, und bedient sich gleich im Anfang folgender Ausdrücke. „Du weißt nichts von dem Reichthum der Barmherzigkeit Gottes und doch bist du selbst ein Wunder seiner Liebe. Schon längst hätte seine Rache, durch die Menge deiner Beleidigungen entzündet und glühend über dein Haupt ausgegossen werden können. Aber seine Sonne geht noch über dir auf und sein Regen macht das Land für dich fruchtbar. Könte er nicht den Himmel verschliessen, daß es nicht regnete, da du dein Herz vor deinem Bruder verschlossen hälst? Könte er nicht aus schwarzen Wolken mit dir reden, seine Blitze nach dir werfen und dich zu Boden schlagen? Könte er nicht den Reichthum, der jetzo die Freude deines Herzens und für dich ein unseliger Schatz ist, in Staub verwandeln und zerstreuen? Oder ist es ihm unmöglich den Armen aus den Staube zu erheben und den Niedrigen zu erhöhen, ihm, der die Güter der Erde nach seiner Weißheit unter ihren Einwohnern ausgetheilt hat? Gewiß er hat dich nicht darum bereichert, daß

du den Schatz durch üppige Wollüste verzehren, oder ihn ungebraucht aufbehalten und das Verlangen des Dürftigen unerhört lassen solst. Du hörst ihn nicht und es können Zeiten kommen, da dich Gott wieder nicht hören wird. Du samlest Reichthümer, aber sie werden sich in Schätze des Zorns verwandeln: du samlest und weißt nicht, wer es besitzen wird. Schäme dich deiner Thorheit, verfluche deine Sünde, öfne dein Herz. Oder wenn du es selbst nicht kanst, so laß es durch die Hand der göttlichen Liebe geschehen: so wirst du Leben und die Fülle haben. „

Man hat von ihr noch zwey andere Schriften, davon die eine den Titel führt: Thränen des Mitlers. Ich werde einige Gedanken daraus mittheilen. Auf der acht und zwanzigsten Seite sagt sie. „Er weint, der holdselige Menschenfreund, aus zärtlicher Liebe, da er im Geist Steinhaufen und zerfalne Mauern erblickt, wo sein Heiligthum war und sein Name verehrt wurde. Die Wehmuth bewegt sein Eingeweide, da er das Schwert der Rache sieht, das über sein Volk, über sein auserwehltes Volk ausgezogen worden: weil es nicht erkennen wolte, was zu seinem Frieden diente. Er warf sich in die Arme des zornigen Richters, er ließ das Schwert durch Mark und Bein dringen und sein Blut floß für die Sünde des Volk. Aber sie erkanten es nicht. Der Geist der Verblendung hielt ihre Augen verschlossen, daß sie die Finsterniß mehr liebten als Licht. Als Löwen zerrissen sie den Gesalbten Gottes und als grimmige Thiere dürsteten sie nach seinem Blute. Ach hätten

ten sie diese Thränen gesehen, mit Empfindung gesehen und mit ihm geweint, so würden sie das Feuer des göttlichen Zorns ausgelöscht haben!

Aber alles umsonst. Der Tag komt. Die Rache eilt. Die Kriegesheere bewafnen sich. Hunger und Schwert verwüsten das Land. Feinde umgeben die Stadt, die Mauern werden erstiegen, und die Ungehorsamen, die Verächter Gottes schwimmen in ihrem Blute und sterben unter der Hand des Ueberwinders. Diese entsetzliche Verwüstung sahe der Mittler vorher und weinte.

Ja es war das Blut der Propheten, welches neben ihrem Altar vergossen worden, das wieder sie um Rache schrie, und was konte noch fehlen, das Gewicht ihrer Strafen recht schwer zu machen, da der Allerheiligste von ihnen getödtet wurde? Doch er starb ja aus ewiger Liebe, auch für seine Verfolger und sterbend flehete er noch für ihre Seelen. Wie sehr bejammerte er das verlorne Kind, das ihm den verräthrischen Kuß gab, davon ging und sein Leben so elend beschloß. Und wie bejammert er noch jetzo die Verächter seines heiligen Bluts, die den Reichthum seiner Güte nicht annehmen wollen, und in einer unseligen Verblendung forteilen, bis sie endlich ohne Gnade verloren gehen.

Betrübe nicht mehr sein mitleidiges Hertz, reitze die Gnade nicht zum Zorn, sey nicht stolz auf deine Vorzüge, verachte deinen Erlöser nicht. In seiner Hand ist Leben und Tod, Seeligkeit und Verdamniß. Sey nicht sicher, sondern fürchte dich. „

Die

Die folgende ist in ihrem Alter aufgesetzt und hat diese Aufschrift: die Erndte im Lande der Fülle. Nachdem sie verschiedene von ihren Schicksalen erzählt hat, sagt sie auf der drey und neunzigsten Seite. „Wird auch der Ackermann eine Frucht erwarten, wenn er vergessen hat, sein Land zu bestellen, oder werden nicht Disteln und Dornen seine Felder bedecken? Und du erwartest Belonungen, wenn du nichts gethan hast, das belont werden kann? Du wilst erndten, wo du nicht gesäet hast? Du wilst samlen, wo du nicht ausgestreut hast? Du verlangst Früchte, wo nicht einmal Blätter sind?

Sie hat dich schon lange aufgefodert, deinen Samen auszustreuen, die göttliche Liebe, die so gerne zu deinen Pflanzen und Begiessen ihr Gedeien geben will. Aber wo sind deine Aussaaten? Wo sind, deine Arbeiten, dein Fleiß, dein Gehorsam gegen Gott? Wo sind die Hände die du gestärkt und die Füsse die du aufgerichtet hast? Bist du des Blinden Auge und des Tauben Ohr gewesen. Hast du Thränen abgewischt, Thränen der Armuth, wehmüthige Thränen, die Gott zu samlen pflegt, und in Freude verwandelt? Oder bist du selbst ein Unkraut, ein giftiges Unkraut, das andern Gewächsen den Saft entzieht, und niemals blühen oder Früchte tragen wird?„

Hernach bricht sie in eine Art von Entzückung auf der hundert und ersten Seite aus. „So komst du denn, du geliebter Tag, du seligster unter allen, da ich

auf

auf den Feldern der Glückselichkeit eine ewige Freude erndten soll. Hier erndten sie alle die Kinder des Herrn, die hier mit Thränen gesäet haben. Sie alle versamlen sich und bringen ihre Garben mit Freuden. Kann es mich gereuen, daß ich die Hitze des Tages trug und arbeitete und nicht müde wurde, da ich nicht vergebens auf die Frucht meiner Hände gewartet habe? Kann ich es bereuen, daß ich nichts sahe und doch glaubte und nun alles besitze?

Welche vortrefliche Aussicht! welche reiche Belonung! bin ich das glückliche Geschöpf, das dis ganze Erbe haben, bin ich der Engel, der das Angesicht Gottes sehen soll? o so singe denn, du meine Seele, dem Vater des Segens ewige Loblieder. Sein Thau hat diese Gewächse erquickt, seine Hand hat sie erzogen, ihm gehört Anbetung und Ehre.„

Von ihren Gedichten sind mir zwey in die Hände gefallen. Das eine betrachtet die Geisterwelt, aus welchem folgende zwey Strophen genommen sind.

Vergiß der Erden Dunkelheiten,
Der helle Glanz der Ewigkeiten
Erleuchtet dir ein reiches Feld.
Hier magst du die Einkleidung leiden,
Dort soll dich Herrlichkeit umkleiden.
Bewundre sie, die Geisterwelt.

Unsterblicher, von deinem Sitze
Umstralen mich der Gottheit Blitze,

Herr

Herr du bist groß. Licht ist dein Kleid.
Und wenn das Sterbliche erkaltet,
Der Himmel brent, die Welt veraltet,
Umarmt mich die Unsterblichkeit.

Das andere nent sie, Reichthümer Gottes und beschließt es auf folgende Art.

Du krönest mich mit deiner Güte,
Es walt im schlagenden Geblüte
Es walt der Dank, der dir gebührt;
O strömt in ungezehlter Menge
Strömt wie die Flut, ihr Lobgesänge!
Bis mich der schnelle Strom zu jenen Welten führt.

Ich muß, ehe ich den Schluß dieser Geschichte mache, einige Unglücksfälle berühren, welche dieser Tugend begegnet sind. Sie ist einmal auf ihren Reisen geplündert worden und hat viele von ihren Kostbarkeiten eingebüßt. Einige von den Räubern sind ausgeforscht worden und man hat ihnen die Beute wieder abgenommen. Zu einer andern Zeit wurde sie überfallen, mit Gewalt fortgeschlept und in ein Kloster gebracht, wo sie eine geraume Zeit zubringen muste, bis sie endlich durch ihre Freunde wieder erlößt wurde. Zweimal wurde sie ins Gefängniß geworfen, weil sie sich der Armen angenommen und für sie geredet hatte. Die Undankbarkeit hat ihr manchen empfindlichen Tort gethan und sehr unglimpflich und unbescheiden von ihr gesprochen. Von der Unbarmherzigkeit hat sie die entsetzlichsten Verfolgungen ausstehen müssen und man

wird

wird nicht Unrecht thun, wenn man ihr Leben einen Zusammenhang vieler Trübsalen nennet.

Aus der ganzen Beschreibung wird man sich ein sehr vortheilhaftes Bild von der Barmherzigkeit machen können. Das wiedrige, was man sonst in dem Betragen anderer Menschen bemerkt und das uns abschreckt ihre Freundschaft zu suchen, ist in keiner Handlung dieser Tugend wahrzunehmen. Sie erscheint allezeit auf der guten Seite, und sie verdient alle die Lobsprüche die ihr schon von den ältesten Schriftstellern beygelegt worden sind.

Ich werde nur noch ein paar Begebenheiten dieser Tugend, welche aus der Schrift: Opfer des süssen Geruchs genommen sind, anführen, wodurch die Achtung gegen sie ungemein vermehrt worden.

Da sie in O = = = war, und vielen Wiederstand fand, das Beste ihrer Freunde zu befördern, schrieb sie verschiedene Briefe an den Oberrichter, welcher ein grausamer Herr war und seine Güter mehr liebte, als das Leben der Menschen. Der Oberrichter wurde durch die beweglichen Vorstellungen, welche sie einmal nach dem andern that, wenig gerührt, und fuhr fort, mit gewalthätigem Arm den Elenden zu drücken. Sie entschloß sich daher mit einem Haufen dieser Bedrengten in das Haus des Oberrichters zu gehen und durch eine mündliche Vorstellung zu versuchen: ob es nicht möglich sey, sanftere Bewegungen in seiner Seele hervorzubringen. Er begegnete ihr mit vielem Ungestüm, drohete ihr alle seine Rache und

ver-

verbot ihr zu reden. Aber dem ohnerachtet sprach sie mit solcher Beredsamkeit und Demuth für diese Verlassenen, daß der Oberrichter nicht nur ihre Bitte erfülte, sondern ihr auch das Bürgerrecht ertheilte.

Im M = trug sich eine ähnliche Begebenheit zu. Sie hatte ein grosses Theil ihrer Erbschaft an arme und unvermögende vermacht, daß sie dafür besser verpflegt werden solten. Es war auch eine Vorschrift hinzugefügt worden, wie man sich gegen sie bezeigen und wie viel ihnen jedesmal gereicht werden solte. Aber eine grosse Anzahl Armer wurden dadurch verschwendrisch und wollüstig und erregten viele Unruhen in der Stadt; welches eine natürliche Folge ihres Uebermuths war. Die Tugend suchte daher die würdigen Armen von Haus zu Haus auf, ernante weise und uneigennützige Vorsteher und empfahl diesen die Besorgung der Armen in den beweglichsten Ausdrücken. Die andern, welche ihre Güte gemißbraucht hatten, musten ein gewisses Tagewerck verrichten, und erhielten dafür alles, was zu ihrem Unterhalt nöthig war. Auf diese Art wurde vielen Unordnungen vorgebeugt und man hörte nicht so viel Klagen, wie vorher, welches der Barmherzigkeit in der ganzen Stadt grosse Liebe erwarb.

Der Tugendfreund.

Das 19. Stück.

Bist du bekant in den Gefilden,
Wo Seelen sich zur Tugend bilden:
So sey ein Pilgrim auf der Welt,
Der sich zugleich für Gottes Bürger hält.



Ich bin meinen Lesern noch eine Fortsetzung schuldig, da ich angefangen habe, einen Auszug aus der Beschreibung des Reiches der Tugend zu liefern. Ich habe nichts weiter versprochen, als was ich in der allgemeinen Abhandlung gefunden habe: und diese will ich gegenwärtig beschliessen; dabey aber doch noch die nähere Beschreibung einer Gegend hinzufügen, weil das übrige zu weitläuftig seyn würde.

Es folget in der Nachricht die Abhandlung von der Eintheilung des Landes. Es theilt sich in zwey Haupttheile, und diese beyden sind nach dem Namen der Einwohner benennet, welche entweder der Vollkommenheit noch nacheyfern, ihre Feinde

und Hindernisse bestreiten, oder jene schon erlanget, und diese schon überwunden haben. Man höret also im Reiche der Tugend von einem Lande der Streitenden, und von der Wohnungen der Triumphirenden, welche letztere auch das Land der Ruhe, die neue Stadt Gottes und das Vaterland genant wird, da das erste im Gegentheil das Land der Walfahrt heißt.

Es komt denen, die in diesem Lande noch ganz fremde sind wunderbar vor, daß man so viel von der Glückseligkeit der Tugendhaften redet; da doch so gar eine ganze Eintheilung des Landes daraus gemacht werden muß, daß sich einige in schlechtern Umständen befinden. Allein es ist erweißlich zu machen, daß die Unterthanen der Bosheit, bey allem scheinbaren Glück, in einem Zustande leben, wogegen dieser nicht einmal elend genant werden kann; und daß sie aller der Freude entbehren müssen, welche diese bey ihrem wenigen Leiden, theils schon wirklich im Genuß, theils eben so gut als wirklich, in der alleruntrüglichsten und unvergleichlichsten Hofnung haben. Zudem so gilt auch hier, was sich meine Leser noch aus den siebenten Stück erinnern werden, daß die Grösse des Landes immer nach der Anzahl der Einwohner zu schätzen ist. Und da komt die Anzahl der Einwohner des Landes der Walfahrt gar in keine Rechnung gegen die unaussprechlich grosse Zahl derer, die schon zur Ruhe gekommen sind: ist also auch dieses Land ungleich kleiner als das Land der Ruhe.

Das

Das Land der Walfahrt ist das erste, wohin man von allen Seiten aus dem Reich des Lasters komt. Es umgiebt das Land der Ruhe, welches recht in der Mitte liegt. Jeder Einwohner der verderbten Welt, wird, wenn er sich in das Gebiet der Tugend begiebt, in die Pilgrimschaft geführet, worin er auch Zeit seines Lebens auf Erden verbleibt, der Tod öfnet ihm den Eingang zu dem Mittelpunkt der Ruhe. Doch er kann diese schönen Gegenden schon oft von fern erblicken; ob er gleich noch nicht aufgenommen ist, so ist er doch daselbst schon sehr bekant. Man siehet aus dieser Beschreibung auch schon die Beschaffenheit des Landes. Es darf nicht gar zu schön seyn; sonst würden die Menschen gar zu bald vergessen, daß es kein Vaterland, sondern nur ein Weg dazu sey. Es bringt schöne Früchte hervor; je weiter man an die Grenzen des Landes der Ruhe komt, desto wohlschmeckender werden sie: und die Einwohner machen daraus den hoffnungsvollen und gewissen Schluß, daß es im Ruhestande unaussprechlich gut seyn werde, da sie schon im Streit, je länger je mehr geniessen. Diese Früchte wachsen nicht in verschwenderischem Ueberfluß: sie reichen aber doch zu, daß niemand auf dem Wege verschmachten, oder Mangel leiden darf. Als etwas besonders muß es hiebey angemerkt werden: daß derjenige, der viel nimt, auch viel hat, und daß wenn er einmal hat, ihm immer gegeben wird. Gleichwol komt es hiebey nicht auf das Lauffen und Rennen; sondern es komt auf die Treue an, mit welcher man alles zu sei-

ner Stärknng anzuwenden sucht, um in der Pilgrimschaft muntere Schritte zu thun. Wer daher lange an der äussersten Grenze, oder vorn im Anfange stehen bleibt, der empfängt sehr wenig, er ist kraftlos und dürftig: Da hingegen der Fleiß der andern und ihre Treue reichlich belont werden.

Es ist in diesem Lande beständig unsicher. Man hat noch keine Gegend und keinen Ort gefunden, wo die Feinde aus dem ungeheuren Reich der Laster nicht ihre Einfälle und Streiffereien wagen solten. Aber nicht an allen Orten können sie eindringen. Es sind einige Festungen da, wo noch keiner hat überwunden werden können, es sey denn, daß er sich unvorsichtiger Weise hätte herauslocken lassen. Unter andern sind insbesondere diese zwey berühmt: Die Stille und Gegenwart Gottes. Wird jemand ausser denselben angetroffen, so ist er in der größesten Gefahr. Daher darf auch niemand bey Verlust seines Lebens sich ohne Waffen sehen lassen, welche man allezeit aus der großen Waffenrüstung in den Festungen empfangen kann, ohne daß sie wieder abgefodert werden.

Diese Gefahr und dieser Streit geht nun durch das ganze Land, und man hört gar oft betrübte Exempel, daß sehr viele aufgehalten, die allermehresten gleich beym Anfang ihres Weges ergriffen und in die Sclaverey geführet, ja sogar auch schon nahe bey dem Ende manche umgebracht werden. Indessen ist es doch bey dem rechten und muntern Gebrauch der Waffen, bey einem edlen Muth, bey wachsamer

mer Betrachtung der Hofnung des Berufs, bey einer heiligen Eilfertigkeit und Zuflucht zu einem gewissen Schloß, welches der Name des Herrn heißt, gar leicht, vor aller Gefahr beschirmt und sicher hindurch zu kommen

Bey dem allen mangelt es dem Lande nicht an schönen Gegenden, wovon manche so reitzend sind, daß viele sie im eigentlichsten Verstande, die Vorhöfe des Herrn haben nennen wollen. Dahin gehört der Berg Thabor, auf welchem man die Herrlichkeit der zukünftigen Freude schon sehr deutlich erblicket, imgleichen der Oelberg, welcher dieses besonders hat, daß man bey Betrachtung dessen, was er ehemals gesehen, sehr wehmüthig wird: Diese Wehmuth aber gegen alle Freude der Welt nicht vertauschen möchte.

Das Land der Ruhe ist in unsrer Nachricht nicht so vollständig und weitläuftig beschrieben. Die Augen derer, welche diesen Aufsatz nach und nach verfertigt, hatten es nicht gesehen. Indessen versprechen sie doch daselbst einmüthig eine völlige Befreiung von aller Gefahr, eine immerwährende Sicherheit, ohne allen Schatten der Feindschaft und Wiederwärtigkeit, und eine vollkommene Freude. Uebrigens sagen sie, es sey nicht möglich, sich von dem Zustande einen vollständigen Begriff zu machen, weil da ganz andre Dinge seyn würden als in diesem Leben, folglich uns die Ausdrücke fehlten, womit man sie benennen möchte, und die Bilder, sie uns vorzustellen, wenn uns auch gleich einige wenige Namen gesagt würden. In-

dessen ist es ihnen allen hinlänglich genug, zu glauben, wenn sie gleich nicht sehen, weil sie sich unmöglich vorstellen können, daß das Leben schlecht sey, welches zu erwerben, der Sohn Gottes sein unschätzbarstes Leben hingegeben hatte.

Hierauf wenden sich die Verfasser zur Beschreibung der Regierungsform in diesem Lande. Hier können sie nun wieder aus Erfahrung sprechen. Sie setzen alle den Herrn Himmels und der Erden, als den einzigen allgewaltigen Monarchen aller Dinge auch über dieses Reich. Ihm zu Ehren herrscht die Tugend und bildet die Seelen nach seiner Aehnlichkeit, um viel tüchtige Bürger in das Land der Freude einzuführen. Diese Regierungsform ist vollkommen.

Das ewige Beste der Unterthanen ist die einzige Absicht, ohne daß der Herr irgend einen Nutzen davon hätte. Sie werden als erkaufte angesehen; Sie sind es auch: aber sie sind viel zu theuer erkauft, als daß sie unter einer fürchterlich schlavischen Gewalt stehen solten. Und dieses ist das Grundgesetz der Regierung. Sie heissen alle Kinder, sie sollen alle zu Freunden erzogen und gebildet werden. Daher werden sie freundlich gereitzt und aufgemuntert; ihre vielfältigen Fehler werden mit grosser Sanftmuth und Geduld übersehen; sie werden geübt, gezüchtigt, erquickt, belehrt, bestraft, gewarnt, zufrieden gestelt und bey der Hand geleitet. Versehen sie aus Muthwillen und wieder die Ueberzeugung ihres Gewissens etwas, so werden sie damit bestraft, daß sie aus dem Reich der

der Tugend ausgeschlossen werden. Doch ehe dieses geschicht, werden sie ernsthaft und liebreich gefragt: wolt ihr auch weggehen? Und auf diese Frage haben schon unzehlig viele mit beschämtem Herzen geantwortet: wohin sollen wir gehen? Sie haben hierauf ihre Thorheit mit Schmerzen bekant und bereut, aufs neue ohne ihr Verdienst aufgenommen zu werden gesucht und hernach ihren Lauf fortgesetzt. Uebrigens ist das Regiment ganz ohne künstliche Statsklugheit, es geht alles gerade zu; die Weißheit dieser Welt ist hier Thorheit. Gott ist immer gegenwärtig. Niemand kann fehlen, daß er ihn nicht sehen solte. Dieses giebt eine heilige Scheu in aller Seelen, zumal da sie ihm alle durch die unendlichste Liebe verpflichtet sind. Die Tugend führt ihre Belonung gleich darin mit sich, daß sie die Gemüther zum Genuß der Freundlichkeit Gottes tüchtig macht. Sie wird also aus Liebe gesucht. Man muß sich wundern, wie die Nachricht von der Beschreibung des sanften Regiments so voll ist. Es soll jederzeit eine grosse Ermunterung für die Unterthanen gewesen seyn, wenn sie sich einander von der liebreichen Regierung ihres Königs besprochen haben, wovon ein jeder an seinem Theil tausend Proben anzuführen weiß. Man ist auch zuverläßig versichert, daß diese Regierung ewig so unverändert bleiben wird. Der Regent kann nicht sterben: denn nachdem er einmal in seiner Menschheit gestorben ist, so lebt er nun von Ewigkit zu Ewigkeit; nnd der hat alle Gewalt. Er ist aber in seiner Menschenliebe schon von

Ewigkeit bekant, und diese Liebe ist ihm so wesentlich, wie alle übrigen Eigenschaften der Gottheit. Doch auch hiebey kann die rechte Regierungsart in der künftigen Welt, im Lande der Ruhe, nicht vollkommen bestimt werden, weil jetzt noch niemand die Höhe der Liebe fassen kann.

Die Religion ist so beschaffen, daß man mit dem vollkommensten Recht sagen kann, sie sey die einzige wahre. Denn überhaupt gilt hier kein anderer Begrif, Erklärung oder Meinung, als was zum Hauptzweck, zum anhaltenden und eilfertigen Durchgang durch die Wanderschaft gehört. Ueber diesen Begrif der Religion sind sie im Herzen und in der Erfahrung alle eins. Sie beklagen es, daß andere, alle die aus dem Reich des Lasters noch eine Religion vorgeben, sich bloß an der Schale halten, sich bey tausend vorläuffigen Fragen verweilen, und wenn sie am klügsten seyn wollen, das wahre Wesen dieser Sache am allerersten verfehlen. Sie haben erfahren, daß die Erkentniß nicht hinreicht: denn dazu ist der Mensch in diesem Leben ohne Empfindung nicht fähig; und eine rechte Empfindung der reinen Wahrheit ist gar nicht zu hoffen, wo jemand nicht anfängt den Willen Gottes zu thun, und alsdenn die Göttlichkeit der Lehre inne wird.

Ins besondre aber sind ihre Sätze aus dem geoffenbarten Wort hergenommen, wobey von den natürlichen Begriffen gar nichts weiter beybehalten worden, als was die Offenbarung selbst beybehalten hat.

hat. Auf diese Weise haben sie unzehlige Irrungen vermieden. Sie wissen, daß Gott erkant seyn will in Christo, und angebetet im Geist und in der Wahrheit. Dis ist der Inbegriff ihrer Glaubenslehren und Lebenspflichten, worüber nicht gestritten werden kann, weil alle dabey die unschätzbarste Ruhe finden, und also keiner wünschet, daß er etwas anders glauben und üben dürfte.

Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr viel diese kurze Sätze in sich schliessen, und wieviel der wissen muß, welcher dieses versteht. Zu dieser einfältigen und hohen Einsicht kommen sie alle auf gleiche Weise. Gott offenbart sich ihnen allen in seiner Gesinnung um des Erlösers willen, er unterhält und übt ihre Seelen mit diesen Gedanken, wobey zugleich alle ihre Neigungen entflamt werden zur reinen und beständigen Verehrung des Höchsten, in dieser seiner wundervollen Gnade. Sie bilden sich also auf diese Einsichten gar nichts ein: denn sie bekennen, daß sie nichts davon von selbst gewust hätten; wenigstens halten sie das Wissen ohne Kraft für gar nichts. Sie gestehen dagegen alle, daß sie zu dieser Erkentniß Gottes im Angesichte Jesu Christi, erleuchtet wären. Sie halten diese Gewißheit die sich in Wirkungen zeigt, für den höchsten Grad der Gewißheit. Sie nennen den Zustand einer solchen Ueberzeugung von einer solchen Wahrheit, den Glauben, und sie haben dafür so viel Ehrfurcht, daß sie alle Einwendungen des Herzens dagegen verwerfen, weil

es ganz was leichtes ist, Zweifel aufzuwerfen, und gemeiniglich etwas anders sich darunter zu verbergen pflegt.

Was also zur Verbeßerung des Herzens, zur nähern Gemeinschaft mit Gott, zur Versicherung seiner Gnade, und zur Förderung auf die Ewigkeit etwas beyträgt, daß wird ohne Wiederrede angenommen und in Uebung gebracht: andere Dinge die dazu nicht zunächst dienen, sind gleichgültig, und werden gerne verläugnet, sobald sie das Nothwendige hindern könten.

Solche Gesinnung muß sich auch nothwendig in äußern Handlung zeigen; der Mund muß davon übergehen, wovon das Herz voll ist. Und also ist der äussere Gottesdienst bey ihnen keine Anordnung, sondern eine nothwendige Folge ihres innern Zustandes. Ihr hoher Beruf schwebt ihnen immer vor Augen. Sie sind davon gerührt; sie können also nicht so hingehen, wie andere, die entweder halb schlafen, oder ausschweifend wild und unbändig sind. Ihr sanfter und stiller Geist ordnet auch die Handlungen, die durch den Leib offenbar werden, zu einer feinern Gelassenheit und Ernsthaftigkeit. Gott ist im Himmel und sie auf Erden, (das heißt, Gott ist allenthalben, also auch bey ihnen als der Allerhöchste) deswegen laßen sie ihrer Worte wenig seyn. So wie ihre Seelen sich im Lobe des Höchsten üben, so preisen sie ihn auch an ihrem Leibe. Sind mehrere von ihnen zusammen, so wird dieses Geschäffte, wozu alle übereinstimmen,

von

von allen vorgenommen, oder im Namen aller einem aufgetragen. Und was ist natürlicher, als daß Seelen, die einen Gott und ein Leben haben, und in denen allen Gott einmal ewig alles seyn wird, die auch selbst ohne Trennung künftig leben sollen, sich hier schon gemeinschaftlich darin üben, und zu dem ermuntern, was hernach ohne Wechsel und Ermüdung ihre Arbeit und ihre Freude seyn wird? Indeßen können sie Gott nicht eigentlich dienen. Sie freuen sich, daß er ihnen dazu Brüder gegeben hat und daß er das, was sie aus Liebe zu ihm an denen thun, so ansehen will, als wäre es ihm geschehen. Nun sind sie sorgfältig gutes zu thun, so viel dazu Zeit und Gelegenheit gegeben wird, und sie freuen sich auf Gnadenbelonungen.

Die Nachricht von den Sitten und Gewerbe der Unterthanen des Reichs der Tugend beschließt die allgemeine Abhandlung. Man kann wol nicht läugnen, daß die Sitten und Gewohnheiten gar sehr auf der vorigen Erziehung beruhen und also in dieser Absicht verschieden sind: aber in so fern tugendhafte Unterthanen im Reich der Tugend sind, haben sie alle gleiche Sitten. Alles überflüßige, was zur Vereitelung der Gemüther dient, ist bey ihnen als unnöthig ja als schädlich angesehen. Einer lernt es vom andern, und alle lernen es aus der Nothwendigkeit, da niemand ohne Heiligung den Herrn sehen wird, sich überall eines unsträflichen Wandels zu befleißigen und vor Gott und Menschen ein unbeflecktes Gewissen zu bewahren. Das

übrige

übrige folgt aus den zweyen Pflichten ihrer Religion, der Welt beständig zu sterben, und sich unter einander als Kinder eines Vaters zu betrachten. Was also andre für erlaubt und gleichgültig ansehen, daß verwerfen sie, wenn sich einige Anhänglichkeit des Herzens daran finden solte; ja weil dieses immer zu besorgen ist, so meiden sie es lieber. Daher komt es, daß sie wenig nöthig haben, daß sie mehrentheils in Armuth und verachterer Gestalt wandeln, daß sie sich zur Unterdrückung aller Begierden des Herzens gewöhnen, daß sie sich sorgfältig für der allzugrossen Lebhaftigkeit der Natur hüten, daß sie diese Welt als ein Ding betrachten, welches für sie eigentlich nicht gehört, weil das Wesen dieser Welt vergeht. Dieses alles giebt ihrem ganzen Betragen eine gewisse Einfalt und Unschuld, die allen Verständigen überaus angenehm ist. Verstellung ist ein Laster, und reimt sich nicht mit dem kindlichen Sinn gegen Gott, und mit der brüderlichen Zärtlichkeit gegen andre.

Was ein Fremdling in der Herberge macht, das thun sie auch in diesem Leben. Er erhält seinen Leib und stärkt ihn daß er weiter reisen kann. Aller Ueberfluß würde ihn dazu untüchtig machen. Alle Wollust, die andere suchen, würde ihm schwer zu vergessen seyn, und würde ihn überreden, auch an dem Ort zu bleiben, wo er nur durchgehen soll. Nach dieser Regel vergeßen auch die beglückten Unterthanen des Reichs der Tugend alles, was dahinten ist, um sich nach dem zu strecken, was ihnen

ihnen bevorstehet und diesem Ziel nachzujagen. Sie mischen sich daher in keine weitere Beschäfftigung dieses Lebens, als wozu ihr Beruf sie auffodert. Können sie durch Abwartung der Handlungen in dieser Welt ohne ihren Schaden andern nützlich werden, so sind ihnen alle Verrichtungen heilig: kann daß nicht seyn, so ist ihnen alles unrein, wie sie denn mit den unfruchtbaren Werken der Finsterniß keine Gemeinschaft haben, ob sie gleich diese Welt nicht räumen können.

Aus dieser allgemeinen Abhandlung werden sich meine Leser einiger maßen vorstellen können, wie es im Reich der Tugend beschaffen sey, zumal wenn sie selbst Unterthanen desselben geworden sind. Viel sinnliches kann davon nicht gesagt werden, weil es Dinge sind die für den Geist und für dessen Leben und Aufenthalt gehören. Allein so viel kann man sich doch daraus nehmen, daß das Herz bey durchlesung dieser Beschreibung sich leicht fragen und überzeugen kann, ob man in dem Reich der Tugend bekant sey oder nicht.

Ich will nun noch nach meinem Versprechen aus der besondern Beschreibung einzelner Gegenden und Oerter, die eine Gegend vorstellen, in welcher das Schloß der Tugend liegt, wovon zuerst im vierzehenten Stück des ersten Theils Meldung geschehen.

In dem Lande der Pilgrimschaft liegt zwischen den zwey Bergen, den Berg Thabor und dem Oelberge, ein grosses weites Thal, welches das Lobethal heißt.

heißt. Es hat alle die Eigenschaften, die in besagtem Stücke unsrer Schrift angeführt sind. Alles ist daselbst paradiesisch schön. Denn wenn das Herz zur Zufriedenheit mit Gott gebracht ist und ihn lobt, denn lernt es von den Werken Gottes eben so urtheilen, wie Gott selbst, der alles sehr gut fand. Wir müssen uns aus Mangel der Worte, zur Beschreibung solcher Schönheiten der Ausdrücke bedienen, die wir auf Erden für die geschicktesten halten, reitzende Bilder in den Seelen zu erwecken. Man stelle sich also das, was dort in Bildern gesagt worden, in der Sache selbst vor. Man betrachte Gemüther die so weit verbessert sind, daß sie an den Werken des Herrn lauter Lust und Freude haben, nachdem sie durch die rechte Erkentniß des grossen Verdienstes ihres Erlösers alle ihre Klagen gegen Gott schlichten, und von ihm nichts als Gutes und Barmherzigkeit erwarten gelernt. Man gedenke sich den Zustand des Gemüths, da es sich über Gott und sein Reich freuet. Solte alsdenn das Verlangen, dieses Reich überall ausgebreitet zu sehen, sich nicht im Herzen finden? Sollte man alsdenn nicht auf Mittel denken, dasselbe, so viel an uns ist zu vermehren? Und welche Gemüthsfassung schickt sich alsdenn besser zur Ueberlegung der Geschäfte Gottes in Verbesserung der Seelen? oder daß ich bildlich rede, welche Gegend des Reichs der Tugend schickt sich alsden besser zum Reichstage?

Es findet sich im ganzen Lande der Walfahrt kein einziger Ort, der anmuthiger seyn solte als die-

se

se Gegend. Sind die Fremdlinge auf ihrer Reise erst dahin gekommen, so fangen sie schon an, die Mühseligkeiten dieses Lebens nicht eben so gar zu sehr zu fühlen. Sonst erscheint die Tugend immer in einer armen Gestalt: aber hier ist sie prächtig. Der Garten in welchen Gott die ersten Menschen gesetzt hat, wird auf der ganzen Erde gesucht; man kann seine Lage nicht eigentlich bestimmen, so sehr man sich auch darum bemüht hat. Mich deucht, ich kann es den Verfaßern unserer Beschreibung ohne Wiederrede zugestehen, daß er entweder wircklich hier gewesen, oder doch in einer jeden Gegend der Erde hätte seyn können, wenn nur Geschöpfe da gewesen wären, die weiter nichts zu thun gehabt hätten, als im Lobe Gottes zu leben.

Der nächste Eingang in dieses unvergleichliche Thal komt aus dem Theil des Reichs der Tugend, welches die Schule der Geduld genant wird. An dem Ende des Weges komt man auf einen hohen Berg, von welchem derselbe ganz übersehen werden kann, er heißt der Erfahrungsberg. Es soll ein angenehmer Anblick seyn, wenn man von da den zurückgelegten Weg übersieht, und fast auf jedem Theil desselben, alles was vorher unangenehm war, in lauter Freude verwandelt sieht. Kaum haben die Fremdlinge ihr Herz mit diesen ganz neuen Empfindungen gefült; so steigen sie in der tiefsten Demuth in das schöne Thal herab, sind aufs vollkommenste mit den Führungen Gottes zufrieden und fangen an denselben zu loben. In dem weiten

ten Thal sind viel sehr angenehme Plätze, wo oft grosse Gemeinen zusammen kommen, und diesen liebsten Gottesdienst abwarten. Es sind viel Hütten der Gerechten darin, wo mit Freuden von dem Siege gesungen wird, den ihr Herr für sie und mit ihnen erhalten hat. Auch findet die Einsamkeit in den schattigsten Gebüschen an frischen Quellen ihren ruhigen Aufenthalt, wo sie den Gott Zions in der Stille loben kann. Hiebey wissen die Seelen von keinem Kummer. Alles ist ihnen schön: daher steht in der Beschreibung, daß keine prächtigere Gegend zu erdenken wäre, als eben diese. In Wahrheit, wenn der Mensch erst so weit komt, daß seine Seele im Lobe Gottes lebt, denn verschwindet die Noth. Erstarr die Zunge so lachen die Augen; brechen diese, so schlägt das wallende Blut noch im frohen Herzen, und wenn auch dieses erstickt, so sind schon tausend Engel bereit, der Seele das neue Lied vorzusingen, welches auch sie nun bald lernen soll.



Der Tugendfreund.

Das 20. Stück.

Beschluß der Lebensgeschichte Serens.

Der Kranke seufzt und stöhnt sich müde,
Sie komt die Stunde, es wird Friede,
Er neigt sein Haupt, der Schmerz ist aus.

Seren hatte die Freude, in seinem dreyßigsten Jahre eine recht tugendhafte Gattin zu finden, die seiner Liebe vollkommen würdig war. Er liebte sie zärtlich und in seinem Verhalten gegen sie herrschte niemals etwas eigensinniges oder unfreundliches, wozu er ohnedem gar nicht geneigt war. In zweifelhaften Fällen gaben sie einander gerne nach, weil sie wusten, wie viel an einer nie unterbrochenen Freundschaft gelegen war. Sie kanten sich beyde, ihre Neigungen waren übereinstimmig und daher brachten sie ihr Leben in Ruhe in Vergnügen bis ins hohe Alter zu. Ihre kleine Wirthschaft war ein Muster einer guten Haushaltung

und ein jeder Freund, der sich einige Tage bey ihnen aufhielt, bezeugte sein Wohlgefallen darüber, wenn er wegreisete. Die drey Kinder, welche sie hatten, wurden mit aller Klugheit auf die beste Art erzogen. Sie hatten sich beyde vereiniget, allen nur möglichen Fleiß anzuwenden, daß diese Zweige zum Ruhm ihres Schöpfers aufwachsen und Früchte tragen möchten. Sie vergaßen nicht, in der zartesten Jugend die fehlerhaften Neigungen des menschlichen Herzens auszuforschen und auf ihre Ausrottung sorgfältig bedacht zu seyn. Durch freundschaftliche Gespräche, welche nach der Fassung der Kinder eingerichtet waren, brachten sie ihnen die vornehmsten Wahrheiten des Glaubens auf eine so angenehme Art bey, daß sie selbst mehrmals baten, diese Unterredungen fortzusetzen. Die guten Sitten dieser Kinder und ihre Artigkeit machten ihrer Erziehung viele Ehre. Man bat sie sich oft von ihren Eltern aus und sie wurden andern Kindern zum Muster und zur Nachfolge vorgestelt.

Da sich das Alter nahete, fühlte auch Seren die Hinfälligkeit seines Körpers. Bald verging ihm die Luft, bald empfand er heftige Schmerzen in seinen Gliedern, bald plagte ihn ein Kopfweh, welches ungemein empfindlich war. Er hatte schon längst die Schuldigkeit erkant, sich in dieser Welt zu einer bessern zu bereiten und niemals zu denken, daß Gesundheit und Kräfte den Tod von einem sterblichen Leibe abhalten können. Ja, ich darf wol sagen, daß sein ganzes Leben ein beständiger Umgang mit der Ewigkeit gewesen ist. In einem Schreiben an seinen

nen Freund, darin er seine Zufälle erzählt, macht er folgenden Beschluß. „Sehen Sie, M. H., das sind die Vorboten des Todes, oder derjenigen Veränderung, die ich schon lange gewünscht habe und die mir gar nicht unerwartet seyn kann. Ich kenne den Tod, als denjenigen Freund, der meine Trübsalen auf ewig beschliessen und mir den Weg in eine bessere Welt zeigen wird. Die Nothwendigkeit dieser Veränderung zwinget mich nicht, die Welt zu verlassen, es sind Ueberzeugungen von einer Glückseligkeit, die Ihnen niemand beschreiben wird, wenn er sie nicht genossen hat. Und wenn dis Glück, einmal zu ruhen, auch nur sehr wenigen aufbehalten wäre: so würde ich sehr betrübt seyn, wenn ich davon ausgeschlossen seyn solte. Ich weiß wol, daß Sie mir ein langes Leben wünschen; dis wünscht meine Gattin und meine Kinder wünschen es auch. Wenn es der Vorsicht gefält, so habe ich nichts dawider, denn ihr Wille entscheidet alles bey mir. Aber der Liebling Gottes, der unter den Königen so berühmt war, hat nicht um ein langes Leben, sondern nur um Weißheit gebeten. Ich muß Ihnen sagen, daß dis auch der Inhalt meines Gebets gewesen ist. Der Mensch ist nicht im Stande, einzusehen, wie lange seine Gegenwart unter den Lebendigen nöthig ist, aber Gott weiß es vollkommen wol. Seine Rathschlüsse sind uns zum Theil noch verborgen, doch haben wir niemals recht, sie zu tadeln.

Wer sich vor den Schrecken des Todes fürchtet wünscht freilich wol, ein hohes Alter zu erreichen, oder

eine Art der Unsterblichkeit zu erhalten. Aber was helfen ihm diese Wünsche? Wird ihn auch das Alter gegen die Angriffe des Todes schützen, oder wird er sich doch endlich vor diesem Starken beugen und seine Herrschaft erkennen müssen? Es ist nicht besser, als seinen Umgang zu suchen und ihn unter die Zahl der Freunde aufzunehmen, damit er seine Strenge in eine dienstfertige Gefälligkeit verwandeln kann.

Mich wundert sehr, daß man diese Gedanken, wenn sie uns einfallen, so gerne unterdrücken will, da sie doch so vortheilhaft für uns sind. Sie wollen gerne die Schwermuth vertreiben, und öfnen alle ihre Sinne einer rauschenden Freude, welche diese heilsame Vorstellungen auf einmal überschwemt und stürmend mit sich fortreißt. Solche Erfahrungen, M. H., habe ich mehrmals gehabt und ich würde sie gerne unberührt lassen, wenn sie nicht so gemein wären.

Vielleicht heißt mich der Herr bald, und wie sehr wünschte ich, daß es jetzo geschehen möchte, zu seiner Ruhe einzugehen. Sie wissen, daß mein Leben mit vielen Mühseligkeiten durchflochten und daß dis ein starker Bewegungsgrund ist, warum mir das Ende davon so süß und angenehm seyn wird. Erinnern Sie sich nur an das, was ich Ihnen bey Ihrem letztern Hieseyn gesagt habe. Die Last, die ich trage, wird mir beynahe zu schwer. Ich sehne mich nach einer Erlösung und mich deucht, daß sie nicht ferne ist. Dis waren damals meine Worte und ich kann Ihnen versichern, daß es die Sprache des Her-

Herzens gewesen ist. Ein Elias würde bey so mancherley Trübsalen ausrufen, es ist genug, so nim nun Herr meine Seele von mir, und Paulus würde sich sehnen bey dem Herrn zu seyn. Diese Gedanken ergötzen meine Seele auf eine ganz ausnehmende Art.

In meinen jetzigen Umständen brauche ich viel Geduld, und doch klage ich so oft, und bin unzufrieden und beschwere mich. Aber mein Uebel bleibt immer einerley. Ich muß mich schämen dis Bekentniß zu thun, aber es sind die Würkungen einer schwachen Natur, die nicht gerne leiden will. Wenn ich mich auch einmal fasse, so regt sich doch der Schmerz bald wieder mit solcher Heftigkeit, daß ich meine Klagen ängstlich wiederhohlen muß. Diese Unvolkommenheit wolte ich gerne ablegen und ich arbeite täglich daran, meine Schicksale, wo möglich, mit mehrerer Geduld zu ertragen.

Leiden es Ihre Umstände, so gönnen Sie mir die Freude, Ihr Angesicht zu sehen. Ihr Umgang wird mir bey diesen Zufällen vorzüglich angenehm seyn. Sie können dadurch die Empfindungen meiner Schmerzen mercklich vermindern, und Sie werden mich auch erkentlich und dankbar finden. „

Er fiel auch bald hernach in eine schwere Krankheit, welches eben zu der Zeit war, da ich ihn besuchte. Sie wurde von Tage zu Tage heftiger und wir glaubten nicht anders, als daß sein Abschied nahe sey. Er selbst glaubte auch, daß er nicht

durch kommen würde, weil er die grosse Schwachheit seines Körpers am besten fühlete.

Mir war es allemal eine grosse Freude, wenn ich bey seinem Bette seyn konte: denn er sprach mit einer besondern Freimüthigkeit und war reich an guten Gedanken. Einmal sagte er zu mir, warum sind sie so traurig, mein Freund? Wollen sie mich auch betrübt machen? Soll ich mich einer ängstlichen Schwermuth überlassen, da ich doch gerne ruhig seyn will und auch seyn kann? Machen sie mein Herz nicht schwer. Ich liebe sie aufrichtig und ich werde sie auch lieben, so lange eine Bewegung in meinem Blute ist. Ich schätze ihre Freundschaft hoch, denn sie verdienen es. Lassen sie mich nur sterben, es werden noch Menschen übrig bleiben, die mehr Liebe verdienen, als ich. Ich beantwortete diese Anrede mit Thränen, drückte ihm die Hand und sagte endlich: Die Verwirrung meiner Seele ist zu groß. Ich weiß nicht was ich ihnen antworten soll. Was werde ich denn anfangen, wenn sie nicht mehr da sind? Gott erhalte sie noch. Ich kann ihrer Freundschaft unmöglich entbehren. Was sie von andern Freunden sagen, ist schwerlich zu hoffen, und wenn es auch wäre, so sind sie doch der beste, dessen Verlust mit einer langen Traurigkeit verbunden seyn würde. Ein andermal fing er ganz unvermuthet an. Alle diese Bekümmernisse werden bald aufhören. Ich weiß, an wen ich glaube. Der Tod wird nicht lange über mich herrschen, wenn er gleich diese Gebeine in seine Gewalt bekomt.

Ich

Ich lebe durch den, der die Auferstehung und das Leben ist und auch einmal meinen sterblichen Leib wieder erwecken, seinem verklärten Leibe ähnlich machen und mit Herrlichkeiten des Himmels überkleiden wird. Ich will ihn gerne, so lange als es der Weißheit, die über unsere Gebeine im Grabe wacht, gefallen wird, der Asche übergeben, ohne über seine Zerstörung, die jetzo nothwendig ist, zu trauren. Ist doch die Vollendung meiner Seele gantz nahe. Sie soll nicht mehr Jahrhunderte warten, ehe sie zum Anschauen Gottes kommen wird.

Aber er erholte sich wieder und lebte hernach noch einige Jahre in mäßiger Gesundheit. Seine letzte Krankheit, die ungemein schmerzhaft war, wurde mir bald durch andere Freunde gemeldet, daher versäumte ich keine Zeit, ihn noch einmal lebendig zu sehen. Ich fand ihn in der grösten Schwachheit, die Lebenskräfte waren erschöpft, die Natur arbeitete nur ganz matt, ohne sich helfen zu können, der Puls schlug langsam, die Augen waren eingefallen und sein gantzes Gesichte sahe erdfarbig aus. Kommen sie noch einmal, sagte er, wie er mich sahe, ihren sterbenden Freund zu umarmen! Schon dreimal bin ich dem Tode sehr nahe gewesen, und ich finde keine Kräfte mehr, länger zu leben. Meine Hände sind kraftlos und kaum hebe ich sie auf, so sinken sie schon wieder. Eine jede Bewegung ist mir schmerzhaft, aber ich will warten, bis der Morgen meiner Erlösung komt. O könt ich ihnen noch einmal Hülfe

schaften, und die verlorne Gesundheit zurückrufen! war meine Antwort. Ich weiß wol, daß ich nicht Gott bin, aber vielleicht erhört der Vater der Menschen unser Gebet für sie und macht uns die Freude, ihrer noch einige Jahre zu geniessen. Ich weiß, daß dis ein allgemeiner Wunsch ihrer Freunde und der Wittwen und Wäisen ist, für deren Auskommen sie immer so liebreich gesorget haben. Aber er schüttelte den Kopf dazu, und gab hinlänglich zu erkennen, daß er keine Hofnung habe, sein Leben zu erhalten.

Zu seiner Gattin, welche vors Bette trat, sagte er in dem er ihr die Hand reichte. „Ich danke, mein Kind, für deine Liebe. Du hast mir bis jetzo so viel Proben deiner Zärtlichkeit gegeben, daß ich ganz unvermögend bin, sie zu vergelten. Deine Treue hat grössere Belonungen verdient. Erwarte sie von unserm gemeinschaftlichen Vater, der ein treuer Vergelter deiner Liebe seyn wird. Wenn ich gleich wünschen wolte, noch länger bey dir zu bleiben, so würde doch dieser Wunsch vergebens seyn. Gott will es nicht. Ich habe mich seinem Willen völlig unterworfen, denn seine Rathschlüsse über mich sind nicht zum Tode, sondern zum Leben.

Weine nicht, denn deine Thränen rühren mein Herz. Du hast einen bessern Versorger, als ich bin, einen Versorger, der dich wie seinen Augapfel bewahren wird. Du kenst ihn wol, den liebreichen den gnädigen Gott, der sich so gerne seiner Geschöpfe erbar-

erbarmet. Sey nicht bekümmert und sorge nicht, er wird für dich sorgen.

Es ist wahr; meine Tage sind schneller vorübergefahren als ein reissender Strom. Sie sind wie ein Traum vergangen. Aber was ist unser Leben? Eine kurze Reihe von wenigen Tagen, welche die Zeit fortschleudert und in das Meer der Ewigkeit wirft. Ein blühender Baum, den der Frost überfält und in wenigen Augenblicken seiner Schönheit beraubet.

Du weißt, daß dis sehr oft der Inhalt unserer Abendgespräche gewesen und ich erinnere mich noch wol, daß du manche zärtliche Thräne vergossen hast, wenn ich nach einer verborgenen Ahndung vorhersagte, daß ich mein Leben bald beschliessen würde. Diese Thränen durchflossen damals mein ganzes Herz und machten mich wehmüthig. Aber es gereuet mich nicht, daß ich oft einen Blick in das Land des Todes gethan habe, denn ich fand dabey weit mehr Beruhigung, als wenn ich mich unter den Lebendigen immer zerstreut hätte.

Eins würde mich in dieser Stunde sehr traurig machen können, wenn ich wüste, daß ich dich, theurestes Kind, jemals beleidiget hätte. Ich habe die Tage des vergangenen Lebens geprüft, ich habe mein ganzes Verhalten untersucht, ich habe es mit der äusserſten Schärfe gethan: aber ich kann mich nicht entsinnen, daß es jemals muthwillig geschehen wäre. Schwachheiten will ich nicht entschuldigen und ich habe das gute Zutrauen zu dir, daß du sie mit eben

der Liebe übersehen wirst, die du sonst zu mir getragen hast.

Ich denke noch an unsere Kinder. Sie sind die Geschenke, die uns der Herr gegeben hat. Ich habe sie mit aller Zärtlichkeit eines Vaters geliebt und ich weiß, daß dein mütterliches Herz gleiche Empfindungen gehabt hat. Sie haben alle einen guten Verstand und hinlängliche Fähigkeit in der Welt fortzukommen. Gott hat unsere Erziehung so weit gesegnet, daß ich darüber nicht mißvergnügt aus der Welt gehen darf. Aber es wird noch immer vieles zu bessern seyn. Sey wachsam über ihr Verhalten und unterlaß nicht, sie aufs fleißigste zu ermahnen, den Erinnerungen ihres sterbenden Vaters nachzukommen. Wir beyde kennen sie, und ich zweifle nicht, daß sie gerne gehorsam seyn werden.

Warum bekümmerst du mich von neuen durch deine Thränen? Ich bin ein Mensch, ein gebrechlicher und sterblicher Mensch und du hast es von unserer ersten Verbindung an gewust, daß wir nicht ewig zusammen leben können. Wir sind schuldig, Gott mehr zu lieben, als uns selbst und seine Befehle mit tiefster Ehrerbietung anzunehmen.

Ich weiß wol, daß du manche Veränderung befürchtest, die zu deinen Schaden ausschlagen könte: aber laß diese Furcht immer verschwinden. Man grämt und ängstiget sich ohne Ursach, wenn man die Wege der göttlichen Vorsehung nicht vorhersieht. Ich weiß, daß sie alles thun wird, was zu deiner vollkommenen Befriedigung gereichen kann. „

Diese

Diese Unterredung wurde noch lange mit vieler Zärtlichkeit fortgesetzt, bis sie endlich durch andere dazwischen kommende Umstände unterbrochen wurde. Es war ein Auftrit der ungemein rührend war und ich konte selbst nicht ohne wehmüthige Bewegung bleiben. Wenn Personen, die sich so aufrichtig geliebt haben, den Augenblick herannahen sehen, der sie trennen soll: so ist es nicht möglich, daß das Herz nicht mehr empfinden solte, als sie im Stande sind auszusprechen.

Nach einem kurzen Schlaf, der aber gar nicht erquickend war, verlangte er seine Kinder zu sehen. Sie waren gleich gegenwärtig und Seren erhob sich auf seinem Bette, sahe sie an und redete mit ihnen in der Sprache eines sterbenden Vaters. „Meine Kinder, die Zeit komt immer näher, da ihr mein Angesicht nicht mehr sehen werdet. Dieser Staub wird zerstreut unter der Erde ruhen und dieser Geist wird zu Gott gehen, der ihn gegeben hat. Ihr müßt euren Vater mit unter die vergenglichen Güter dieses Lebens rechnen, doch so, daß ihr die Hofnung unterhaltet, ihn einmal in der himlischen Welt wieder zu finden. Ich habe euch schon zu verschiedenen malen gesagt, daß ich meine Hütte bald ablegen werde. Diese Veränderung ist jetzo ganz nahe. Ihr werdet euren Vater kalt und erblaßt vor euch sehen und seine Gebeine bis zu dem Ort ihrer Ruhe begleiten. Ich werde dis irdische Haus verlassen, damit ich ein besseres, daß nicht mit Händen gemacht und ewig ist, beziehen kann.

Ich

Ich wünschte, daß euch dieser Tod keine Betrübniß verursachen möchte. Aber die genaue Verbindung, die Gott zwischen uns gemacht, und die Thränen eurer Augen entdecken mir den verborgenen Schmerz eurer Seelen. Ich tadle es nicht, daß ihr euren Vater beweint, der euch geliebt und für euer Bestes aufs möglichste gesorgt hat. Folget den liebreichen Erinnerungen, die ich euch von eurer Jugend an mehrmals gegeben habe, so wird es euch wohl gehen.

Ich kann euch rühmen, daß ihr die Pflichten des vierten Gebots nur sehr selten übertreten habt; und wenn es auch zuweilen geschehen ist, so war es mehr eine Würkung der Unbedachtsamkeit, als eines boshaften Herzens. Diese Fehler will ich jetzo nicht rügen. Ich habe sie gerne vergeben, da ich von eurer Besserung überzeugt wurde. Bleibet bey dem was ihr gelernt habt, folget dem Geiste der Wahrheit und seyd verträglich unter einander.

Die beste Erbschaft, die ich euch hinterlaßen kann, sind Tugend und ein gutes Gewissen. Ich kann euch ohne zu erröthen auf mein Verhalten weisen und euch noch zuletzt bitten, so zu leben, wie ich gelebt habe. Aber ihr habt noch einen weit vollkommenern Vorgänger, dessen Tugenden wie der helle Tag glänzen, und in dessen Bild ihr durch den Geist der Gnade verklärt werden könt. Folget seinen Fußstapfen und sehet euch niemals wieder um, die Wege der Laster zu betreten.

Ihr

Ihr habt Bewegungsgründe genug tugendhaft zu leben, und wenn es auch keine andere wären, so können es doch die letzten Reden eures Vaters seyn, von welchen ich wünsche, daß sie mit unauslöschlichen Buchstaben in die Tafeln eures Herzens geschrieben werden. Aber ihr werdet leicht begreifen, daß dis eure einzige Wohlfart ist. Ein ruhiges Gewissen ist mehr wehrt, als Gold und Schätze. Wollet ihr so kühn seyn, es zu verletzen, so werdet ihr auch die Schmerzen erdulden müssen, die daraus entstehen. Doch ich will solche quälende Gedanken nicht länger unterhalten. Ihr habt mir schon längst versprochen, was ihr zu thun entschlossen seyd, und ich habe unter den gesegneten Würkungen Gottes wahrnehmen können, daß euer Versprechen kein fliegendes Wort gewesen ist.

Es ist angenehm, meine Kinder, es ist sehr angenehm, wenn man am Ende der Tage in das vorige Leben zurücksehen kann und keinen Ankläger findet, der niederschlagende Beschuldigungen gegen uns anführen und unsere Seelen mit Vorstellungen des zukünftigen ängstigen kann. Wir sind die Urheber der Ruhe oder Unruhe, die zu dieser Zeit entstehen muß. Ein stilles gottseliges Verhalten, welches nach den Grundsätzen unseres allerheiligsten Glaubens eingerichtet ist und aus einer gereinigten Seele fließt, ist was unaussprechlich schönes für einen Menschen, der jetzo seinen letzten Schritt thun soll.

Ihr seyd die Lust meiner Augen gewesen, seyd nun auch die Freude eures Gottes. Ihr habt die

Ueber-

Ueberlegung schon, daß ihr wißt, was diese Worte bedeuten. Unter die Freunde Gottes gerechnet zu werden ist mehr werth, als die Hochachtung der Grossen dieser Welt zu verdienen. Die Veränderungen, welche wir von Menschen zu besorgen haben, finden bey Gott nicht statt. Er ist ewig und seine Freundschaft ist eben so dauerhaft.

Ich gehe zu Gott, aber eure Mutter bleibet zurück. Sie hat euch erzogen und für eure Wohlfart eben so redlich gesorget, als ich. Betrübet sie nicht, denn ihr Segen wird euch Häuser bauen, in welchen ihr wohnen und sicher seyn werdet. Es segne euch der Gott eures Vaters, der Gott der seinen Engel gesant und mich bis hieher gebracht hat, und führe euch endlich nach späten Jahren zu mir in die Wohnungen des Friedens. „

Die Kinder zerflossen vor Thränen, und wusten wenig mehr zu antworten als dis, daß sie wünschten, ihren Vater noch länger zu behalten. Er sprach sie zufrieden, und verwies sie auf das Ziel unseres Lebens, welches niemand überschreiten kann.

Nach diesen wurde er ganz stille und ruhete etwas. Es schien auch, als wenn die Kräfte wiederkommen wolten und das gefährlichste der Krankheit vorüber wäre. Der Arzt bezeugte die Hofnung die er hatte und ermunterte das ganze Haus, das vorher in der äussersten Betrübniß war. Aber es mochte dis alles nur erfolgt seyn, uns sicher zu machen: denn Seren, der liebreiche Seren, starb in einem

einem Augenblick, da man noch mit ihm sprach und nichts weniger als seinen Tod vermuthete.

Welch ein trauriger Anblick! Mit welcher Bestürtzung sahe die liebreiche Gattin den erblaßten Körper vor sich liegen! Wie kläglich winselten die Kinder! Wie wehmütig naheten sich die Armen zu dem Erblaßten! Alles war irre, und ich selbst wuste nicht was ich thun solte.

Ich mußte mich endlich entschliessen, die Einsamkeit zu suchen, den Strom der Thränen, der sich versamlet hatte, Platz zu machen, und mich meiner Betrübniß auf eine Zeitlang zu überlassen. Die Einsamkeit, in welchen ich die letzten Reden meines Freundes für mich wiederholte, hatte etwas sehr einnehmendes für mich, und ich würde mehrere Tage auf diese Art zugebracht habe, wenn ich nicht wäre gehindert worden.

Aber es war doch meine Pflicht, die übrigen im Hause, die dieser Tod noch mehr gebeugt hatte, durch Trost und Zuspruche aufzurichten. So wenig ich dazu im Stande war, so viel Vorwürfe würde ich mir doch gemacht haben, wenn ich diese Pflicht unterlassen hätte. Aber doch sprach mein Auge mehr als der Mund, und ich wurde oft genöthiget, abzubrechen und mich auf die Seite zu begeben. So schmerzhaft war mir der Verlust des theuren Serens.

Ich konte hernach nicht oft genug daran denken, daß ein so wehrter Freund von meiner Seite gerissen war, den ich nun nicht weiter sehen noch sprechen konte. In dieser Betrübniß schrieb ich folgende Zeilen nieder.

Seren

Seren ist tod und ihn verschließt das Grab.
Komt, wischt mir meine Thränen ab
Die ich in stillen Kammern weine!
O welch ein Schmerz der meine Seele quält!
Seren mein Freund mein Liebling fehlt
Und ihn bedecken Staub und Steine!
Wars nicht die Ahndung, die es sprach:
Bald komt die letzte Stunde nach
Und wird den theuren Freund in Todes Schatten hüllen
Ihn in die Grube ziehn und dich mit Schmerz erfüllen.

Die Stunde kam, er schloß sein Auge zu.
Wie süß war dir die letzte Ruh
Nach der du in der Angst gerungen!
Die Stunde kam, er wurde blaß und kalt,
Und seine freundliche Gestalt
Hat schon des Todes Hauch durchdrungen.
Noch ist mein ganzes Herz betrübt,
Zu früh für den der dich geliebt!
Doch nicht zu früh für dich. Du hast die Last getragen
Nun folgt der Ruhetag nach so viel Thränentagen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845565/phys_0328
DFG

Der Tugendfreund.

Das 21. Stück.

Ein Lied und Lob unreiner Lippen,
Entweiht die höchste Majestät!

Gegenwärtige Abhandlung soll die Anmerkungen beschliessen, welche über die Betrachtung der Natur im dritten Stück dieses Theils allgemein, und im eilften besonders vorgetragen sind. Es wurden davon im eilften Stück drey Hauptsätze angeführt, wovon jetzt der dritte noch übrig ist. **Es ist bey Betrachtung der Natur noch lange nicht genug, wenn man Gott nur verehren, und in seiner Macht und Weisheit bewundern will.**

Das menschliche Herz hat in dieser Absicht eine gründliche Belehrung gar sehr nöthig. Es geht uns fast mit allen Pflichten so, wie man von einigen Verrichtungen zu sagen pflegt; sie geschehen, um geschehen zu seyn. Man untersucht nicht recht genau, was eine Pflicht in sich schließt; eben deswe-

gen weiß man nicht, welche Gemüthsbeschaffenheit sie voraus setzt: folglich muß auch die Erfüllung derselben höchst mangelhaft, ja so unvollkommen seyn, daß das Gesetz seinen Anspruch an uns immer wiederholt, und nie erfült wird.

So bald sich unsre Augen zur Betrachtung der übergrossen Werke Gottes im Ganzen und in den allerkleinsten Theilen eröfnen; so empfindet unser Herz gar leicht die Obliegenheit, die Majestät Gottes muß verehret werden. Ich finde bey aufmerksamer Betrachtung der Gemüther die dieses wissen, daß die wenigsten nachdenken, was die Verehrung Gottes seyn möchte. Sie haben nichts weiter im Gemüthe, als das blosse Wort; sie fühlen also wol einige Bewegung, wissen sie aber gar nicht zu erklären und zu unterhalten. Andre denken nach, sie suchen den Begrif, aber sie bleiben bey dem nächsten stehen, der ihnen einfält. Verehren, denken sie, heißt, die Eigenschaften erkennen, und es in Handlungen merken lassen, daß man sie erkent. Nun überlegen sie, welche Eigenschaft Gottes sich in Hervorbringung der Dinge zeiget. Hier finden sie eine unumschränkte Macht, eine Allmacht. Sie suchen weiter, welche Eigenschaft sich in Einrichtung der Dinge zeigt. Hier finden sie Weisheit in Ordnung der Mittel, und Güte in dem allgemeinen Zweck. Daher ist es eine längst gelernte Sprache, daß man beym Anblick der schönen Natur ausruft: O wie weise und gütig hat der grosse Schöpfer dis alles geordnet und eingerichtet.

Um

Um nun zu zeigen, daß dieses unmöglich hinreicht, will ich einige Wahrheiten vortragen, die aus dem Begrif, den ich mir von den Eigenschaften Gottes machen muß, ganz ungezwungen fliessen, und aus der Natur des Menschen, als eines mit Verstand und Freiheit begabten Wesens. Die Offenbarung aller Gesinnungen Gottes gegen uns soll mir dabey zu Hülfe kommen. Vielleicht entdeckt ein aufmerksamer Leser etwas, was er längst im Gemüthe gehabt, und nur nicht zu nennen gewust hat.

Gott kann seine Verehrung nicht von Wesen fodern, die dazu nicht tüchtig sind. Was würde man von einem Monarchen denken, der einen sechsjährigen Kinde den Kopf abschlagen liesse, weil es ihn nicht gekant und sich nicht vor ihm auf die Erde geworfen? Und was denken wir von dem Menschen, der bey seinen Reden oder Thaten, mit dem unersätlichsten Hunger seines Gemüths schüchtern umher schauet, ob auch alle ihren Beyfall bezeugen; der bey dem geringsten Anschein einer Gleichgültigkeit, seinen Unwillen Verdruß und Zorn nicht mäßigen kann? Er ist ein Elender. Er verdient das gröste Mitleiden. Jederman der ihn ansieht, denkt bey Erblickung seines Grams und Unwillens: Ich wollte nicht in seiner Stelle seyn, wenn er mir auch alle seine Reichthümer geben wolte; denn ihm fehlt alles. Er befürchtet die Vernichtung seines ganzen Glücks, wo nicht alle und jede ihn ehren, und das ganze Wohlgefallen seines Herzens an dem möglichsten Lobe wird in nagenden

Kummer verwandelt, wenn nur einer ihm dieses Allmosen versagt. Und was ist die Ehre, worin er sein Glück setzt? Entweder die Personen, welche ihn loben, finden in seinen Thaten etwas grosses, oder nicht; Und wenn das erste ist, so finden sie diese Thaten so groß, als ihr Lob ist, welches sie ihm geben, oder nicht. Folglich empfängt er sein Glück entweder von Klugen: und diese merken gleich, wie weit sie gehen müssen, geben ihm also nicht so viel Ehre, als er haben will. Oder er empfängt sein Lob von Thoren: und das Lob des Thoren ist gar nichts, es ist Schande, wenn man es für ein Lob hält. Oder er wird von Schmeichlern gerühmt: und das Lob eines Schmeichlers ist an seiner Seite Niederträchtigkeit, und an Seiten des andern Verspottung.

Wir werden es dem allerheiligsten und allerseligsten Wesen nicht schuld geben können, daß sich bey ihm nur einige Aehnlichkeit mit solchem dürftigen Menschen finden solte. Eben deswegen bleiben auch seine grossen Eigenschaften, ja die größten derselben vielen tausenden verdeckt, weil sie dieselben doch nicht zu schätzen wusten. Und wenn sich die Thorheit beklagt, daß man von dieser oder jener Wahrheit der Schrift nicht hinlängliche Gewißheit oder hinlänglichen Aufschluß hätte: so kann man ihr zuversichtlich antworten, gesetzt es fehlte etwas; so wird doch dem gewiß mehr gegeben werden, der das geringe nimt und im geringen treu ist. Wie kann die Herrlichkeit Gottes umsonst sich zeigen, und oft ist die Offenbarung

barung derselben verhindert worden, wenn sie keinen Nutzen gestiftet, sondern nach der Unart der Menschen nur Schaden gethan haben würde.

Die erste Pflicht bey Betrachtung der Welt ist also diese: wenn man zur Verherrlichung Gottes noch nicht tüchtig ist; so muß man sich dazu zubereiten lassen. Dieser Satz folget aus dem vorhergehenden, und aus dem Begrif der Ehre Gottes und seiner Absicht mit der Welt, wovon wir in unsern Blättern schon oft geredet haben. Wir dürfen nur betrachten was der Dichter sagt.

Wem der Himmel selbst sein Wesen muß verdanken,
Braucht eines Wurmes Lobspruch nicht.

Das allerseligste Wesen braucht ja wol freylich unsers Lobes nicht: aber wir haben es nöthig, daß unsre Zunge dazu entflamt wird. Wir sind keines Glücks fähig, wo wir es nicht kennen; wir kennen es nicht, wo wir es nicht von Gott empfangen. Und was ist alles Glück der Erden? davon empfängt die Seele nichts. Sie kann die Speisen nicht kosten, die Flächen der Dinge nicht berühren. Ihr Denken geht weiter als auf Cörper. So lange sie Gott noch nicht in aller seiner Gesinnung kent, so lange ist ihr Hunger ungestilt. Soll sie glückselig seyn, so muß sie sich seiner Freundschaft bewust seyn. Sie muß wissen, daß ihre Untüchtigkeit sie daran nicht hindert, sondern durch andre Mittel ersetzt wird. Das giebt erstaunende Begriffe von den Vollkommenheiten Gottes; ihre Freude darüber ist sein Lob.

Diese Freude ist so groß, daß sie auch bey aller Gelegenheit ausbricht. Nun weiß sie auch, daß die ganze Welt ein Schatz der Freygebigkeit Gottes gegen sie und andre ist. Es gehen zwar alle äussere Dinge nur zunächst auf den Leib, sie sind also geringerer Art. Aber der Ring, den die Braut bey der Verlobung empfängt, ist auch nur geringerer Art; Gleichwol freuet sie sich allemal bey Erblickung desselben, denn er erinnert sie an das, was ihr lieber als alles ist, an die Liebe ihres Freundes.

Aus dieser kurzen Vorstellung ist leicht zu ersehen, wie unzertrenlich die Verehrung Gottes mit unserm Glück zusammenhängt. Denn ehre ich Gott, wenn ich alles, was er mir geben will, als mein Glück annehme und mir bewust bin, ich habe es nur von ihm, es sey also auch nur deswegen mein Glück. Diese Ehre fodert Gott, denn er will wir sollen glücklich seyn. Dieser Rathschluß ist unveränderlich. Indessen ist es nicht möglich, daß Gott bey unsrer natürlichen Beschaffenheit den Zweck erreiche. Ehe er also den Zweck will muß er die Mittel wollen. Und also darf ich anstatt meines obigen Satzes nur mit der Schrift fragen: Weisseſt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Busse leitet?

Mit diesen Gedanken habe ich immer das Lob angehört, welches die Bewunderer der Werke Gottes ohne eine gebesserte Seele zu haben, ausgesprochen. Wie prächtig hat es nicht oft geklungen, wenn mancher bey einer Staude, bey einem Baum, bey einem In-

Inseckt und bey allen Wundern des Schöpfers, ein so geschicktes Urtheil von diesen Werken zu fällen gewust hat, daß andre seitdem sie ihn gehört, erst recht gemerkt haben, wie groß die Werke des Herrn sind!

Polylogus rühmt sich über der Tafel, wie oft er sich mit andern um seine Ehre geschlagen hat. Er spottet über die Sittenlehre, die dergleichen für unerlaubt hält, alle seine Reden verrathen ein Herz voll Sicherheit und Weltliebe, so daß er auch im Aeussern einem feinern Gemüthe unerträglich wird. Er geht hierauf in seinen Garten. Er erklärt seiner Gesellschaft den Wachsthum der Pflanzen mit der bewundernswürdigsten Einsicht. Er zeigt ihnen den Bau der kleinsten Cörper; er weiß die Einrichtungen die andern versteckt bleiben; er legt sie ihnen deutlich vor Augen, er zeiget, wie jedes Ding das seine zum Ganzen beträgt. Die übrigen Werke Gottes werden mit der größten Gelehrsamkeit und Kentniß der Natur in ihrer Größe beschrieben. Seine Lobsprüche darüber sind rührend und prächtig. Er schließt auf die Hoheit des Wesens, welches dieses alles für sich nicht braucht. Endlich ruft er aus: Wer solte Dich nicht fürchten und lieben; Dich, allmächtiges und vollkommenstes Wesen!

Aber die Schrift antwortet ihm: was verkündigst du meine Rechte? und nimst meinen Bund in deinen Mund, so du doch Zucht hassest und meine Gebote hinter dich wirfst? Wie viel zu viel ists doch für ein solches Gemüth, das Geschäfte des Lobes vorzuneh-

men, wobey sich die Engel selbst für Scham und Ehrfurcht bedecken! Wer diese Sätze erwegt, der wird es zugeben, daß man nicht allgemein sagen kann, die Schönheit der Welt verbinde uns zum Lobe Gottes; sondern daß man zuerst sagen muß, sie verbinde uns zum Fleiß und Treue, daß wir nur erst Gefässe der Barmherzigkeit werden, und hernach vom Lobe Gottes überfliessen können.

Die Bewunderung und Erhebung der in der Welt geoffenbarten Eigenschaften Gottes kann aus einem Herzen hervorkommen, welches Gott noch immer freventlich beleidigt.

Scipio und Hannibal stritten um die Zerstörung oder Erhaltung der Stadt Carthago: der Römer konte und wolte nicht eher zufrieden seyn, bis er überwunden hätte. Der Carthaginenser verleugnete seinen Stolz und überwand sich, von seinem harten Gegner für sein Volk Friede zu erbitten. Es ward ihm grausam abgeschlagen. Der Streit ward grimmig. Die geschicktesten Feldherren des Alterthums führten zwey bis auf den Tod gegen einander erbitterte Armeen zum Treffen. Wie groß muß die Feindschaft beyder gewesen seyn! Gleichwol bewundert der siegende Römer die unvergleichliche Tapferkeit seines abgesagten Feindes, von dem er wuste, daß er sich verpflichtet hatte, keines Römers Freund zu werden. Der arme Mensch kann alle Eigenschaften Gottes leiden, bewundern und erheben, nur er muß nicht davon überwunden werden. Aus dieser unseligen Tücke des Herzens wehret er sich wieder diejenigen am meisten, wo-

wodurch er am seligsten werden könte. Gott soll ihm Guts thun: aber er soll nicht sein höchstes Gut seyn. Gott soll sein Schöpfer und Erhalter seyn: aber nicht sein Erlöser!

Man wird es nur mehr als zu oft gewahr werden, daß mein Satz durch betrübte Exempel bestätigt wird. Es giebt edle Gemüther, deren Denkungsart ungemein wohl geordnet ist, sie empfinden es gar bald was die Welt schönes hat; sie legen sich auf diese Betrachtungen; ihr Fleiß ist unermüdet und in Erfindung mancher angenehmen Wahrheit glücklich. Sie sprechen mit Rührung des Herzens, von dem, wovon ihr Verstand voll ist. Ihre Aussprüche beschämen oft andre Seelen, die nun schon lange im Lobe Gottes gelebt haben. Aber sie hören nur da zu, wo ihnen die Grösse des Herrn aller Dinge vorgestelt wird, und wer auf diese Weise sich nach ihrem Geschmack richtet, der ist ihnen angenehm. Ein anderer, der von der heimlichen Weisheit redet: wie man durch eine höhere Gnade, durch die allerhöchste Offenbarung der Menschenliebe Gottes in dem Tode seines Sohnes, zu einer genauen Verbindung mit ihm kommen soll, der macht die ganze Wiedrigkeit ihres Herzens rege, denn sie haben sich noch niemals entschlossen, alles zu verkaufen und diese Perle zu suchen.

Und welche Feindschaft ist unverantwortlicher, als die, wenn ich die Liebe eines andern nicht haben will, die mir doch unentbehrlich ist! Diese

Gemüthsbeschaffenheit hindert alles. Sie entkräftet die starken Reitzungen, welche der Mensch sonst aus Betrachtung der unverdienten Mildthätigkeit Gottes nehmen kann. Ihr Fleiß wird nicht zu dem Zweck angewand, daß sie ihm näher kommen mögen, sondern nur zu dem Zweck, daß sie viel wissen mögen. Dis ist eine Absicht, die auf nichts weiter geht, als auf Befriedigung der Begierde des Herzens. Und so versteckt sich hinter der Ausbreitung der Ehre Gottes, die Eigenliebe, die gern zeigen will wie viel man versteht, sie redet gerne davon, weil es rühmlich ist, viel davon zu wissen. Würde man still dazu schweigen wenn uns die Wunder erklärt werden: so würde man für unempfindlich und stumpf gehalten; man lobt sie also.

Was bleibt denn nun von denen zu sagen übrig, die aus Nebenabsichten die Betrachtung der Welt zu ihrer Hauptuntersuchung wehlen?

Diokosophus will gern gelehrt seyn. Er hört daß heutiges Tages die Naturkündiger fast die Oberstelle unter den Gelehrten haben. Er verfält mit seiner ganzen Begierde darauf. Er durchwacht die Nächte und verfolgt Geschöpfe, die des Tages sich versteckten, und in der Nacht sonst keinen Menschen mehr antreffen, der sie zum Dienst der Eitelkeit mißbraucht. Er hat seine Augen fast aufgeopfert verborgene Entdeckungen zu machen. Er vergißt alle Ausbesserung seiner Sitten, seine Seele betriegt sich und glaubt ersätigt zu werden, wenn sie nach der allermühseligsten und doch nicht halb zu Ende gebrach-

ten

ten Arbeit, von andern in der Menge ihrer Einsichten bewundert werden wird. Doch nun ist es Zeit der Welt zu zeigen, daß er die Natur kenne. Er fängt an, in Gesellschaften sich glücklich zu preisen, daß er endlich einigermaßen den Schöpfer in den Geschöpfen kennen gelernt hätte, und bezeugt darüber ein sehr grosses Vergnügen. Die Gesellschaft wird dadurch angelockt ihm zuzuhören, er heißt gelehrt. Aber wer ihn kent und die Tugend liebt, bedauret ihn, daß er seine schlechte Ehre noch theuer bezahlt, als ein Mensch, der für das Geld, wovon er eine Woche leben soll, sich ein Gallakleid borget.

Kolax hat einen Gönner, welcher bey einem noch viel vornehmern Herrn sich gerne recht in Gunst setzen möchte. Dieser Herr ist ein grosser Liebhaber der Naturwissenschaft und schätzt keinen höher, als den, der ihn mit den Begriffen derselben recht unterhalten kann. Des Kolax Gönner weiß dieses; er ist aber allzunachläßig, als daß er sich selbst um eine Kentniß, die so viel Fleiß erfodert, bewerben solte. Er trägt dem Kolax sein Anliegen vor, dieser nimt alle Kräfte zusammen, arbeitet fast über sein Vermögen und eröfnet seinem Gönner hernach seine Entdeckung, womit derselbe an der Tafel seines Gebieters recht unverschämt pralt. Indessen weiß doch Kolax nebst seiner Hauptabsicht eine andre zu erreichen. Er stelt sich gegen jedermann, als wäre er mit seiner ganzen Neigung auf diese Untersuchung der schönen Welt gefallen, weil er da dem Schöpfer recht nachspüren könte. Was ist elender als diese Niederträch-

trächtigkeit? Man hat ja schon überhaupt so viel Achtung für die Wissenschaften, daß man sie freye Künste nent, die nicht aus sclavischer Nothwendigkeit erlernt werden müssen. Wieviel edler muß denn nicht die schönste unter allen menschlichen Wissenschaften, die Naturlehre seyn, als daß sie zur armseligen Schmeicheley gemißbraucht werden könte.

Doch dieses gehört so genau nicht zu meiner Abhandlung. Ich habe nur erweisen wollen, daß die blosse Verehrung der Weißheit Macht und Güte Gottes in seinen Werken für einen Freund der Tugend noch nicht hinreichend sey. Wer also nichts mehr thut, der thut nichts sonderliches, und es ist ein grosser Unterscheid zwischen einem Kenner und Bewunderer der Höhe und Tiefe der Macht, die alles schuf und der Weisheit die alles ordnete, und zwischen einem Freunde der Tugend, in so fern er seinen Verstand und Empfindung dazu braucht, kein müssiger Zuschauer auf Erden zu seyn. Gott hat alles darauf angefangen, daß wir seiner froh werden und seiner Wirkungen zu unserm wahren Glück geniessen sollen, wer das versäumt, der will den Segen nicht haben. Und diese Gemüthsbeschaffenheit ist um so viel mehr zu beklagen, je scheinbarer der Mensch betrogen wird. Denn es scheint eine edle und überaus wichtige Beschäftigung zu seyn, wenn man seine Stunden und seine Aufmerksamkeit den Werken gönt, die der grösseste Herr als Zeugen seiner Herrlichkeit um uns herumgestelt hat.

Wäre

Wäre es mir nun gelungen, in dieser Abhandlung vieles zu nichte zu machen, was man wol sonst nicht nur als billig, sondern auch als hinlänglich angenommen hatte; so wäre ich nun wol schuldig, einen bessern Weg zu zeigen, worauf man zur reinern Verehrung Gottes und auch zur Erreichung seines Endzwecks gelangen kann. Ich habe gesagt, was nicht genug ist, ich muß auch sagen, was noch erfodert wird, und was hinlänglich ist, daß ein vernünftig freyes Wesen seine Pflicht erfült, die ihm beym Anblick der ganzen Natur zu Gemüthe geführt wird. Wie gern übernehme ich dieses Geschäfte, zumal da es ganz kurz kann ausgeführt werden! Der Mensch braucht nicht viel Umschweife zu machen. Er siehet das Aeussere, er kann es betrachten: alsdenn darf er nur auf sich selbst gehen. Er darf sein Herz nur fragen, ob bey ihm auch die Einrichtung, die Ordnung, die Tüchtigkeit zu seiner grossen Bestimmung zu finden ist, die er in der ganzen Welt gewahr geworden. Dieses darf nur in der Stille und mit einer aufrichtigen Sorgfalt für sein Bestes geschehen: so wird ihn das Gewissen bald überzeugen. Da wird er lernen, wie sehr alles bey ihm zerstört sey. Die abweichende Beschaffenheit seines Gemüths wird ihn selbst anklagen, und die schöne Ordnung in allen andern Dingen wird ihn beschämen. Alles, was er vorher mit frechem Gemüth aus dem grossen Schatz der Schöpfung genommen, oder zur Stillung der bösen Begierden seines Herzens gemißbraucht, wird ihm nur als ein Raub vor-

vorkommen. Die Geduld Gottes, der ihn auf der Welt bisher immer erhalten, wird ihm unbegreiflich werden und wenn die Demüthigung in seiner Seelen auf diese Weise vorgeht, so wird sie nach und nach zu allen denselbigen Empfindungen kommen, die darauf zu folgen pflegen. Es wird ihm vorkommen, als gehöre er nicht in eine so schöne Welt: und die vorigen Lobsprüche der Majestät Gottes, o wie werden ihm diese jetzt als freche Beleidigungen derselben vorkommen! Wie sehr wird er sich beklagen, daß er das schlechteste was Gott geben kann, zu seinem Theil erwehlt, und sein ihm geschenktes Recht an Gott selbst, hat fahren lassen! Die vorigen Stunden würde er nun gern wieder erkaufen, um seine Seele in Demuth und Beschämung vor Gott zu üben. Alsdenn wird er sehen, welch ein Vergnügen es ist, wenn man aus der milden Hand des allgemeinen Wohlthäters aller Welt täglich Gaben empfängt, und doch von keiner einzigen sagen kann, man habe sie verdient. Hierbey wird er sich keinen andern Zustand wünschen. Es wird ihm lieb seyn, das alles Gnade ist. Sein Erhalter, wird ihm als ein treuer Freund vorkommen, der durch jede Liebesbezeugung das Herz eines andern immer mehr an sich gewöhnen und mit sich verbinden will. Jede Wohlthat die er empfängt, jeder Anblick einer Schönheit wird ihn daran erinnern. In solchen Betrachtungen bereitet sich das Gemüth immer mehr und mehr, die allerhöchste Schenkung Gottes, die Begnadigung um der Erlösung willen, zu suchen und

anzu-

anzunehmen. Hernach ist die Welt ein Paradies sie mag mit allen ihren Schätzen dem Christen zu Theil werden, oder ihm versagt seyn. Kent er den, in dessen Gaben andre ihre Glückseligkeit setzen, und den Geber vergessen: so wird er in ihm mehr finden, als was die Welt geben kann. Er wird das finden was ihm vorher bey allem Ueberfluß noch gefehlt hat. Seine Wünsche werden nun aufhören, zum Zeichen daß er nichts mehr braucht. Sein Herz wird unwiederruflich verschenkt seyn. Er wird es andern Dingen eröfnen, aber sie werden die beste Freude aus demselben nicht verdrängen.

Nun verehrt er das höchste Wesen nicht als eine fremde Person, sondern als ein Unterthan. Nun bewundert er dessen ewige Kraft, Weißheit und Güte mit Empfindung. Nun weiß sein Herz davon, was der Mund spricht. Das Vertrauen macht recht gewisse Schlüsse. Solte der, der meinen Augen, meinem ganz groben Cörper so viel Freude gönt: solte der die Seele leer lassen; ja solte er nicht, wenn diese Tage vorüber geflogen sind, alles zur herrlichen Wohnung für seine Freunde ausbessern, ganz andre Dinge darstellen und uns in eine höhere und edlere Freude einführen wollen?

Ein gegenwärtiges Gut ist schön; es kann aber tausendmal schöner werden, wenn es mir zu einer grössern Glückseligkeit aufs künftige Hofnung macht. Und das ist es, was unser Geist suchet.

Die Kraft des unsichtbaren göttlichen Wesens ist mir also in der cörperlichen Welt sichtbar gewor-

den

den, sie ist aber darin nicht erschöpft; sie hat sich hier in der Mannigfaltigkeit gezeiget, damit ich auf die ersten Stuffen der Erkentniß ihrer Weisheit und Güte soll geführet werden. So viel tausend haben an der Welt gelernt, als vernünftige Geschöpfe sie bewohnt haben; aber niemals hat einer alle Wissenschaft von ihrer Einrichtung erreichet. Wie wenn Gott alle diese Begriffe die hier gesamlet worden gebrauchen wird, uns den Bau der neuen Welt zur tiefern Einsicht darzustellen? Die Kraft des allerhöchsten ist verherrlichet bey allen Geistern von denen wir noch wenig wissen: aber sie soll auch noch an der künftigen Schöpfung des neuen Himmels und der neuen Erde verherrlichet werden. Dieses Neue wird die Seele mit den reinsten und heiligsten Empfindungen geniessen; solte nicht zu dieser Größe der Freude in dem gegenwärtigen Leben der Grund müssen gelegt werden, das uns als Kinder zu würdigen Bürgern in den Wohnungen unsers Vaters im Himmel auferzieht.

Wem bey aller Freude dieses Lebens doch ein nie gestilter Hunger in seiner Seele übrig bleibt, solte es auch nur zu gewissen Stunden seyn, der überlege diese Wahrheiten, die er auf Erden überall erlernen kann: so wird er das Glück finden, welches die Welt, nach der Absicht Gottes nicht giebt, sondern nur andeutet.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845565/phys_0344
DFG

Der Tugendfreund.

Das 22. Stück.

Was du geschaffen, Herr, ist herrlich, schön und groß.
Und welch ein auserlesnes Loos,
Fiel auch für mich aus deinen Händen!

Ich habe das Glück gehabt, daß mir die Schriften meines werthen Freundes, des Celions, nach seinem Tode in die Hände gefallen sind, die ich als einen grossen Schatz ansehe und sorgfältig aufbehalten werde. Wenn sie nicht zu weitläuftig wären, so würde ich meinen Lesern die Hofnung machen können, sie nach und nach mitzutheilen. Aber ich urtheile, daß sie zu viel Raum in diesen Blättern einnehmen und andere Ausführungen verhindern möchten; daher will ich nur versprechen, zuweilen einige Auszüge daraus bekant zu machen.

Jetzo habe ich einige Bogen vor mir, die zwar keine Aufschrift haben, aber meiner Meinung nach Gedanken über die Vorsehung sind, über welche

er viele angenehme Betrachtungen angestelt hat. Sein Herz schien voll Empfindungen gewesen zu seyn, da er sie aufgesetzet. Ich will davon die besten und vorzüglichsten Gedanken hersetzen.

„Ich bin ein Mensch, ein Wesen, das einen erhabenen Ursprung hat, und nach dem Bilde des Allerhöchsten gemacht worden ist. Ich bin durch die Kraft des Allmächtigen, der den unbelebten Staub lebendig machen, Nerven zusammenflechten, Adern aushöhlen und sie über ein festes Gebäude starker Knochen ausbreiten kann. Wie wunderbar bin ich mir selbst? Ich sehe mich an und erstaune. Indem ich die Augen aufschlage und sehe und unterscheide, so bewundere ich die weise Hand, die die Häutgen des Auges so ordentlich zusammen gelegt hat, daß sich die Dinge, die ich vor mir habe, so richtig abbilden können. Wie zart ist dis feine Gewebe! Wie bald fühle ich ein Stäubchen, daß sich meinem Augapfel nähert! Und wie geschwinde suche ich mein Auge zu verwahren, wenn eine nahe Gefahr drohet es zu verletzen! O wie beklage ich jenen Blinden, der schon seit dreyzehen Jahren seines Gesichts beraubt gewesen, und nicht mehr im Stande ist, die Annehmlichkeit der Lichtstralen zu empfinden! Wie gerne würde er seine Reichthümer missen, wenn sich ein Auge mit Gold erkaufen liesse! Aber dis ist ein Vorzug des Schöpfers. Er rührt den Sehnerven und das Auge empfindet, er rührt ihn von neuen, und Vorhänge der Dunkelheit machen es finster. Der arme Greis stößt sich am hellen Mittage. Er weiß

weiß nicht mehr, wo er hingehen soll. Einsam sitzt er auf seinen Stuhl, sucht seinen Stab, geht ein paar Schritte und kehrt wieder zurück. Zuweilen läßt er sich von dem muntern Enkel durch einige Gänge des Gartens führen, aber der Jüngling ist gar zu lebhaft, läßt die zitternde Hand fahren und schleicht sich davon. = =

Wie angenehm und erquickend ist es der ganzen Natur, wenn wir nach den Schatten der Nacht, die um unsere Wohnungen ausgebreitet waren, den prächtigen Auftritt der Morgenröthe und die Schönheit der Sonne, die, wie ein Bräutigam aus ihrer Kammer geht, mit gestärkten Augen wahrnehmen können! Wie ergötzt uns der Anblick grüner Ebenen, wo Frühling und Sommer mit gleichen Kräften arbeiten, ihren Gewächsen das beste Ansehen zu geben! Wie prächtig ist der gewölbte Bogen, der sich über unserm Haupte krümt und durch seine Malerey die Augen aller Sterblichen belustiget!

Aber bist du auch, du sehendes Auge, bist du erkentlich genug gewesen gegen den Urheber deiner Bewegungen? Hast du auch mit Begierden, mit sehnsuchtsvollen Begierden gen Himmel gesehen und die Erstlinge deiner Belustigung an jeglichem Tage dem Vater der Lichter geopfert? Bist du geöfnet gewesen, die Wunder der Allmacht zu sehen und Bilder der Hochachtung in dir zeugen zu lassen? Sind nicht einige glänzende Güter der Erde gar zu bezaubernd für dich gewesen, deine ganze Aufmerk-

samkeit zu reitzen und dir vortheilhaftere Anblicke zu entziehen? Hast du den Elenden, der in seiner Noth vor dir jammerte, angesehen? Hast du ihn mitleidig angesehen, oder sind Blicke der Verachtung von dir geflossen, die dem Bekümmerten neue Thränen verursacht haben? Hat kein tobender Zorn deine freundliche Miene verstelt und tödtende Flammen um dich ausgebreitet? Oder wenn dis alles zu verschiedenen Zeiten geschehen ist, bist du auch in wehmüthigen Thränen vor deinem Schöpfer zerflossen, der diese Thränen zählt, und sie auf den Tag der ewigen Belonung zu samlen pflegt. Ja weine, aber erheitere dich auch wieder zum Lobe des Schöpfers und laß den Glanz seines Namens aus deinen gefärbten Kreisen prächtig hervorstralen.

Jetzo rührt ein angenehmes Gefühl meine Nerven. Meine ganze Natur erhebt sich und wird frölich. Was lebt für eine zarte Empfindung in meinen Adern! Warum läuft jetzo das Blut mit neuer Belebung durch die kleinsten Gefässe? Warum schlägt jetzo mein Herz nicht ängstlich aber doch hurtig und treibend, mit wiederholter Gewalt? O was war diese Empfindung! Soll ich sie süß oder entzückend oder erstaunend nennen? Sie ist alles auf einmal. Aber in dem Augenblick ist alles tod. Eine zitternde Bewegung, bey welcher sich ein kalter Schauder über die Glieder ausgießt, wirft meine Freude zu Boden und umhüllt sie mit vielen Nächten der Traurigkeit.

Du bist, Seele, zum Gefühl der Freude und der Schmerzen geboren. Zu Schmerzen geboren? Und wer

wer kann es glauben? Kann ein liebreicher Schöpfer, Wesen zur Empfindung der Schmerzen erschaffen? O nein, er machte sie nicht dazu. Wir selbst sind die Schöpfer unserer Traurigkeit. Eine jede Entfernung von ihm ist ein gewisser Schritt zur Beunruhigung, die immer nahe genug ist, ob sie sich gleich nicht allemal in ihrer wahren Gestalt sehen läßt. Du wilst frölich seyn und du hast recht dazu so lange du nicht sündigest, so bald sich die Sünde deines Herzens bemächtiget, so glaube nur daß sie ganze Scharen der Schmerzen mit sich führt, dich auf lange Zeit heimlich zu quälen.

Aber traurige Empfindungen sind nicht allemal schädlich. Sie können zuweilen die schlafenden Begierden wieder erwecken, den Urheber des Lebens zu suchen und Quellen der Erquickung zu finden, die niemals versiegen. Hat sie dich schon so gedemüthiget diese Traurigkeit, daß du beschämt deine Vergehungen bekant, und um freundliche Anblicke des Himmels gebeten hast? Hat sie schon deine Gebeine ausgesogen und dürre gemacht, wie die Blumen des Feldes in grosser Hitze verwelken? Diese Traurigkeit würde dich niemals gereven, diese Thränen dürften nicht von neuen beweint werden, und auf diese Reue würde kein erneuerter Schmerz folgen.

Wenn ich taub wäre und die angenehmen Stimmen der redenden Natur nicht hören könte, wie viel Vergnügen würde mir der Mangel dieser Empfindung rauben? Halbtod würde ich mitten un-

ter den Gesellschaften sitzen und über mich selbst zürnen, daß ich eine Bewegung der Lippen sehen, aber nicht den geringsten Laut vernehmen könte. Kein fruchtbares Wort würde Gedanken in meiner Seele zeugen, die sich hernach in neuen Zweigen ausbreiten, und mich auf viele Zeiten belustigen könten. Kein schallender Ton, der den Traurigen frölich und den Frölichen traurig machen kann, würde mein horchendes Ohr rühren und unerwartete Bewegungen in meiner Seele hervorbringen. Der ganze Wald wäre für mich nur halb so angenehm weil die Kehle des singenden Vogels keinen Laut für mich geben könte.

Aber ich höre laut und vernehmlich, den Schall, die Töne, den Gesang, die Rede der Menschen. Kaum ist ein Wort auf den Lippen meines Freundes geboren, so weiß es mein wachsamer Geist, und denkt und antwortet dem begierigen Freunde. Wie wunderbar ist es, daß wir vermögend sind, durch Worte Gedanken in andern zu zeugen, und eben die Gedanken welche wir wollen, und auf die Art, wie es uns gefält! Wie einehmend spricht der Redner vor einer Versamlung, die lauter Gehör zu seyn scheint und von seinem Munde ihre Empfindungen erwartet! Die Andacht singt ihr wohlklingendes Lied und Gott hört es und antwortet im stillen Sausen.

Aber was redet der Flucher, der Feind, der Verfolger für entsetzliche Worte! Was spricht der Gottesverläugner, das Kind der Sünde, der Unglaube,

glaube, die Thorheit, das Laster? Ich erstaune, wenn ich es höre. Gott! was redet der Mensch und was will er antworten, wenn du einmal aus schrecklichen Wettern mit ihm reden wirst! O glaubten sie alle, und gläubten sie es nur mit Ueberzeugung und Gewißheit, was du vom Anfang gelehrt und durch Wunder der Allmacht bestätiget hast: so würden keine Zeichen des Aufruhrs auf ihren Lippen schweben, und keine empörende Worte das Feuer deines Zorns über ihrem Haupte anzünden!

Ich schmecke die Süßigkeiten der Natur und bedaure die leckern Zungen, denen nichts gefält, was nicht recht unverdaulich, schädlich und ungesund ist. Was hilft dem Reichen sein Reichthum, wenn er sein Tod wird? Was helfen die Speisen, die ein verborgenes Gift enthalten, und es in unsern Adern zurücklassen? Wie mancher würde weit gesunder, stärker und lebhafter seyn, wenn er Herr über die Begierden seiner Zunge wäre und sie zu rechter Zeit zu mäßigen wüste! Aber wo ist diese Herrschaft, die uns so rühmlich und vortheilhaft seyn würde? Du hast uns die Güter der Erde geschenkt, reicher Gott, aber sie sollen nicht den Geist der Verschwendung nähren und Verwüster der Menschen werden. Nur der Mensch macht sie dazu, und sinnet täglich darauf diesen Mißbrauch deiner Gnade gemeiner zu machen. = = =

Welche Hand hat den Himmel ausgebreitet und die Erde gegründet? Wer ruft die Morgenröthe, den Tag und die Mitternacht?

Wer zehlt die Sterne und nent sie alle mit Namen? Wer erwärmt den schlafenden Boden der von den Erkältungen des Winters erstart ist und ohne belebende Säfte zu seyn scheint? Wer locket das Gras, die Blume und den zarten Halm aus der Erde, und kleidet ihn mit allen Annehmlichkeiten der Schöpfung? Wer schmückt den vertrockneten Baum mit Blättern und Blüthen, und befiehlt ihm süsse und erquickende Früchte zu tragen? Wer öfnet die Wolke und schüttet in fliegenden Tropfen den Segen des Himmels herab? Wer streut den Thau über die Felder? Wer läßt den Wind aus, daß er braußt und die Wellen des Meers erhebt und wieder in den Abgrund stößt? Wer läßt aus schwarzen Gewittern, Hagelsteine regnen und zerschlägt die blühenden Aehren? Das bist du, du Regierer der Zeiten und Tage, der die Folgen der Dinge nach weisen Gesetzen bestimt hat.

Aber warum sind wir so unzufrieden mit deiner Regierung, die doch niemand verbeßern kann, wenn er gleich englische Kräfte hätte? Warum sind wir auch denn, wenn deine Fußstapfen vom Fette triefen, unzufrieden und murren? Ist Gott schuldig einem jeden gleich viel zu geben? Kann er nicht seine Güter austheilen, wie er will? Wird er etwas ohne Grund, umsonst und ohne Absichten thun? Ist schon jemand unter den Sterblichen so glücklich gewesen, den ganzen Umfang seiner Regierung zu übersehen und ihn darnach zu beurtheilen? Wer auch nur einen Theil davon recht erkent und nach

den

den Grundsätzen einer gesunden Vernunft denken will, wird nicht so verwegen seyn, die Einrichtungen einer unerforschlichen Weißheit zu tadeln und durch unreife Urtheile die Schwäche seines Verstandes zu verrahten. Allenthalben wird er die Hand Gottes verehren, seine Weißheit anbeten und das Lob seines Namens ausbreiten. = = =

Ich besinne mich auf die Gefahr auf die grosse Gefahr, in welcher ich vor einigen Jahren schwebte, und aus welcher mich die Treue der göttlichen Liebe glücklich heraus geführet hat. Ich lag in tiefen Wassern und arbeitete vergeblich mich selbst zu retten und das Ufer, nach welchem ich trachtete, zu erreichen. Es war weit entfernt: aber doch hoft man noch immer, so lange ein Othem in unserer Brust ist, auch aus der grösten Gefahr gerettet zu werden. Ich arbeitete bis zur äusserstен Ermüdung mit allen Gliedern meines Leibes, aber der Widerstand war zu groß, ich ließ nach und sank unter. Alle meine Gedanken vergingen, ich lag in einer tiefen Ohnmacht und wuste nichts von denen, die um meinen Verlust so sehr bekümmert waren, und noch das letzte versuchten, mich aus der Tiefe hervorzuziehen. Sie thaten es würklich, aber ich weiß nicht wie, denn ich habe von allen Bewegungen gar nichts empfunden. Zwey Stunden war ich ein Todter, aber nach dieser Zeit schlug ich die Augen auf und fing wieder an zu leben. Die Kräfte waren sehr erschöpft, Mattigkeiten und Ohnmachten wechselten ab und endlich entstand ein hitziges Fieber, welches

mich aller Sinne beraubte. Welch ein betrübter Zustand war dis! Wie hoch schätze ich jetzo die Vernunft, die du mir wieder gegeben hast! Scharfe Züchtigungen eines Menschen, der nur Staub ist! In diesen Umständen schien mein Ende immer näher zu kommen, die Aerzte gaben mich verloren und meine Verwandten beweinten zum voraus meinen frühzeitigen Verlust. Aber Gott war stärker als der Tod. Er riß mich aus seinen Händen und gab mir Leben und Gesundheit wieder. O möchte ich ihm dankbar genug seyn, daß er mich bis jetzo erhalten hat!

Lebt auch ein Mensch, der nicht täglich mit vieler Gefahr umgeben ist? Sind nicht Stricke des Todes über die ganze Erde ausgebreitet? Aber unsere Augen sind sehr oft verschlossen und sehen die Gefahr nicht. Und auch dis sind Zeichen der göttlichen Güte. Sie selbst verhindert es oft, das wir nicht alles sehen, was mit Gefahr und Untergang drohet, denn sonst würden wir beständig mitten in der Angst wandeln. Und wenn uns auch das Schrecken plötzlich überfält, und der Verderber ganz nahe ist, so sendet er doch seinen Engel, der uns erlösen muß.

Die Errettungen Gottes sind überzeugende Beweise seiner Allmacht und Güte, und es ist nichts mehr zu bedauren, als daß sie so bald vergessen werden. Hätte Gott nicht zu der Zeit, da alle Menschen ihre Ohnmacht erkanten und ihre Hände kraftlos zurückzogen,

zogen, hätte er nicht auch sein Angesicht verbergen, und uns im Zorn seiner Gerechtigkeit niederschlagen können? Aber sein liebreiches Herz hatte ganz andre Gedanken über uns und wolte in den gefährlichsten Stunden thätig beweisen, daß es mit Erbarmung und Gnade für uns alle erfüllet sey. * * * *

Ich habe oft nachgedacht, warum es Gott gefalle, manche Menschen mit den heftigsten und schwersten Krankheiten heimzusuchen, und andere, die doch eben so hinfällig sind, in einer blühenden Gesundheit zu erhalten? Man kann nicht allemal sagen, daß sie durch eine üble und ausschweifende Lebensart, den Grund dazu gelegt haben, denn zuweilen kränkeln sie von Jugend an bis ins Alter und werden niemals recht gesund und munter. Es scheint wol, als wenn viele weise Absichten darunter verborgen wären, die sich nach und nach aus einzelnen Fällen entdecken lassen, ob gleich noch immer viele unbekant bleiben. Manchem würde eine dauerhafte Gesundheit schädlich seyn, daß er vergässe an den Urheber des Lebens zu gedenken und ihm für die Erhaltung seiner Kräfte zu danken. Ein anderer kann in seiner Kranckheit mehr zur Verherligung seines Schöpfers beytragen, als in gesunden Tagen. Viele werden dadurch mit dem Tode bekant, strecken ihre Arme nach ihn aus und sehen ihn als ihren Freund an. Wenn wir die Krankheiten auf dieser Seite betrachten so verlieren sie die Gestalt eines Uebels und erscheinen uns als brauchbare Mittel, unsere Wohlfart zu befördern. * *

Tadle

Tadle sie nicht, die weise Regierung des Ewigen. Du gehest durch eine Welt, wo du leicht unglücklich seyn kanst, wenn dich sein glänzendes Auge nicht leitet, durch eine Welt, die er besser kent, als du, und in welcher es eine Unbesonnenheit seyn würde, sich selbst zu führen. Weißt du die Wege die schlüpfrigen, die gefährlichen Wege, die du noch betreten mußt, und wenn du klug genug zu seyn glaubst, sie zu wissen, wirst du auch fortgehen ohne zufallen? damit schmeichelt dir deine Eigenliebe, aber sie betrigt dich, und du wirst endlich erfahren, daß es dein gröstes Unglück ist, wenn der göttliche Schutz von dir weicht. Siehe die Hand, die nach dir ausgestreckt ist, dich zu leiten, küsse sie demüthig und fasse sie an, denn sie ist deine Stärke. Wenn du sie verachtest, so verachtest du dein Leben. Hat schon jemand gefehlt, der unter den Flügeln der göttlichen Liebe Schutz gesucht hat? Hat sich der Glaube betrogen, der im stillen Gehorsam die Gesetze des Allerheiligsten angenommen und sie als Wahrheit erkant hat? Und wenn dis noch niemals geschehen ist, so lerne die Wahrheit recht hoch schätzen: daß Gott der Regierer der Welt ist, der in jeden einzelnem Fall nach den weisesten Absichten handelt und es dadurch unstreitig gewiß macht, daß er keinen, der unter seinem Scepter lebt, vergessen wird.

Das kranke Pferd.

Eine Erzehlung.

Ich befand mich einmal mit einigen meiner Freunde auf einer Wiese, wo viele zerstreute Herden an verschiedenen Orten weideten. An dem einen Ende gingen Schafe, die ihre Lämmer bey sich hatten, und auf der gegenüber liegenden Seite standen Esel mitten in Grase, deren Anzahl ich vergessen habe. Wir sahen eine Weile zu, wie begierig die Thiere fraſſen, und wie vergnügt sie alle bey einem geringen Futter waren, ohne sich um sonst etwas in der Welt zu bekümmern.

Einer nach dem andern von uns machte seine Anmerkungen darüber, welche zu einem weitläuftigen Gespräch von den Nahrungsmitteln der Thiere auf dem Lande und im Wasser Gelegenheit gaben, worüber wir weit von der Herde weg bis zu einem Busch kamen, der gerade vor uns lag. Wir waren nicht mehr weit davon, als wir ein ängstliches Aechzen, und langsames Wimmern hörten, welches uns alle aufmerksam machte und unser voriges Gespräch auf einmal unterbrach. Ein jeder frug: was es wäre, wo es sey und was es bedeuten solte? Wir urtheilten alle verschieden, bis es einem von uns einfiel, daß dis vielleicht die Sprache eines kranken Pferdes seyn könte.

In diesen Gedanken gingen wir dem klägLichen Ton nach und fanden endlich das hagere

Geribbe

Geribbe eines abgenutzten Pferdes, welches hinter einem kleinen Busch ausgestreckt auf der Erde lag. Das arme Thier warf die verdorreten Beine hin und her, drehete den Schwanz und hob den Kopf, der immer schwindelte, zuweilen hoch in die Höhe, als wenn es sich gerne aufrichten wolte. Das wenige Gras, was es in dieser Lage mit dem Maule erreichen konte, war schon aufgezehrt und es bemühete sich aus allen Kräften noch hie und da einige Spitzgen abzurupfen. Wir hatten Mitleiden mit der armen Creatur, und rissen mit unsern Händen so viel Gras ab als wir konten, warfen es ihm vor und merkten aus seinen sehnlichen Blicken, daß es wol noch mehr haben möchte. Weil wir uns aber nicht lange aufhalten konten, so versuchten wir, ob es nicht möglich sey, es auf die Beine zu bringen, oder ihn wenigstens eine andere Lage zu verschaffen. Wir griffen es bey der Mähne an, zogen aus allen Kräften und reitzten es auf verschiedene Art seine eigene Kräfte zu diesen Entzweck mit zu gebrauchen. Allein die Last war zu groß, denn es sank gleich wieder zu Boden, wenn wir es einigermassen aufgerichtet hatten.

Unter diesen Bemühungen, welche wir anwenten, stöhnte es einigemal, so hohl und ängstlich, daß uns ganz bange dabey wurde. Und in dem Augenblicke sahen wir einen Esel mit der grösten Geschwindigkeit, über die Wiese kommen der auf uns zulief und ein lautes Geschrei machte. Wir wichen ihm alle aus und erwarteten voll Begierde, was er

anfan-

anfangen würde. Als er das Pferd einigemal angesehen hatte, nahm er es mit seinen Maule bey der Mähne und zog es aus allen Kräften in die Höhe. Das Pferd kam auf den Knien zu liegen und der Esel lief mit einer triumphirenden Stimme die scharrend und dumpfig in seinen Hals zurückkehrte, zu seiner Gesellschaft. Aber ich weiß nicht, ob er etwas vergessen hatte, oder was ihm sonst anfechten muste. Mitten im Lauf kehrte er wieder um und kam mit eben der Geschwindigkeit zu dem halbtodten Pferde zurück. Es war in der That wieder auf die Seite gefallen und wiederholte seine Klage auf eine höchstempfindliche Art. Wir liessen dem Esel seinen Willen und gaben nur Zuschauer ab. Er war dismal noch muthiger und zog an der Mähne und dem Schwanze des Pferdes so lange, bis es von neuen auf den Knien zu liegen kam. Ueber diese That war der Esel ausnehmend vergnügt, that einige Sprünge in die Höhe, schlug zwey bis dreymal aus und schrie mit größter Gewalt seine heissern Töne, daß uns die Ohren davon wehe thaten. Als dis geschehen war eilte er wieder zu den Versamlungsplatz der andern Esel zurück.

Die ganze Begebenheit kam uns fremde vor wir hatten noch niemals dergleichen gesehen, und ein jeder sagte seine Gedanken darüber. Der Esel, sagte einer von uns, muß ein sehr leises Gehör haben, denn er ist wenigstens sechs bis siebenhundert Schritt von diesem Orte entfernt, und als wir dort gingen, konten wir nicht das geringste vernehmen. Aber

wer

wer hieß ihm, antworte der andere, seine Bekanten verlassen, mit vollen Springen forteilen und einem Thiere zu Hülfe kommen, daß doch nicht von seinem Geschlechte ist? Was denken sie denn, rief der dritte von dem triumphirenden Ton mit welchem er von uns Abschied nahm.

Ich entdeckte ihnen darauf, daß ich dis alles im Gemüth hätte und mich insonderheit über die Bereitwilligkeit des Esels wunderte, fremden Thieren zu helfen. Selten werde man die Menschen so geneigt finden, zu dienen und in der Noth einander Hülfe zu leisten. Und wenn es auch geschehe, so würden sie wol schwerlich weite Wege darnach thun und ihren Ergötzungen etwas abbrechen, zumal wenn es nur ein armer Mensch, der nicht viel geachtet wäre, oder dessen Tod man lieber sehe als sein Leben. Daß das Thier darüber ein lautes Freudengeschrei erhoben, sey ihm eben so wenig zu verdenken, als wenn sich ein Menschenfreund freuete, daß er Gelegenheit gefunden seinem Nächsten zu dienen.

Meine Leser dürfen kein Bedenken tragen, diese Erzehlung für eine wahre Geschichte zu halten.



Der Tugendfreund.

Das 23. Stück.

Jetzt bläset man nicht mehr zum Streite,
Der Glaube ist ja noch bis heute
Vom Zwang, und von Verfolgung rey!

Mit Freuden ergreife ich die Feder, da mir einfält, daß ich meine Leser mit den Gedanken unterhalten kann, wovon alle Freunde der Tugend jetzt noch voll sind.

Wir haben die hundert Jahre erlebt, welche bey ihrem Schluß uns erinnern, daß ehemals ein Friede geschlossen und ein Vergleich zum Vortheil der Religionen in unserm Vaterlande getroffen worden. Nun ist es schon das zweyte mal, daß die Friedfertigen diese Wohlthat des Monarchen der Welt mit gerührtem Herzen bedenken und verehren.

Ja wahrlich, der Herr der ganzen Welt muß der Stifter dieses Friedens gewesen seyn! Wie oft haben sich die Könige auf Erden die Hände gebo-

ten, und bey allen was heilig ist versprochen, sie wolten nicht wieder aus Bitterkeit gegen einander, aus Habsucht und Hochmuth das Blut ihrer Unterthanen vergießen lassen! Aber ist wol ein Friede geschlossen, der sich zweyhundert Jahr erhalten hätte? Kaum war das Ungemach des Krieges einigermassen vergessen, kaum bekleideten sich die entblößten Felder wieder mit frischen Saaten; kaum waren vertriebene Bürger zu ihren verlassenen Wohnungen zurückgekehrt; kaum sahe man die Häuser aus der Asche sich wieder erheben: fühlte der Ehrgeitz, die Unruhe und die Liebe zur Grausamkeit, nur erst einige Kräfte; so wurde der Segen Gottes gemißbraucht, Menschen zu dingen, daß sie Menschen, die sie nie gesehn, unbarmherzig durchstossen solten, es wurden erstaunliche Zurüstungen des Todes gemacht, der Friede gebrochen und Verwüstung und Jammer überall ausgebreitet. Insonderheit sind die Menschen zu allen möglichen Unruhen in dem, was die Religion betrift, gar sehr geneigt. Es giebt so viele Arten von Tyranney über die Seelen, daß man sich kaum von einer befreien kann, wo man nicht unter die andre gefangen genommen seyn will. Tausend vorgefaßte und von andern angenommene Meinungen schleichen sich in die Gemüther ein; sie sind alle gleich ungegründet, gleich thörigt und unnütz: gleichwol erfüllen sie die gegenseitigen und sich widersprechenden Partheien mit dem allerunversöhnlichsten Haß gegen einander. Man solte glauben, daß Ehre, Nutzen und Rache die heftigsten Gemüthsbewegungen

gen

gen wären, und von solcher Erhitzung scheint es natürlicher, daß sie nur alsdenn besänftigt wird, wenn das Blut der Feinde raucht. Aber was der Mensch sonst am wenigsten achtet, was er allen seinen Geschäften mit leichtsinnigem Herzen nachsetzt, eben das kann sein feurigster Trieb werden, sobald es nur darauf ankomt, heilige Pflichten zur Offenbarung der Greuel des Herzens zu misbrauchen. In dieser Betrachtung bewundere ich die Dauer der Ruhe, die wir von unsern Voreltern geerbt haben. Ich schreibe sie der herzlenkenden Kraft zu, der es etwas leichtes ist, den Kriegen zu steuren in aller Welt. Vielleicht haben einige von den Partheien, die sich damals vereinigten, darum gebeten, daß ihr Bündniß im Himmel möchte unterzeichnet werden. Vielleicht musten nach den unerforschlichen Rathschlüssen der Weisheit Rotten und Zwietracht auf Erden seyn, damit die zerstreuten Kinder Gottes offenbar würden, denen das Leiden ihres Vorgängers lieb genug war, ihm darin ähnlich zu werden; die also auch mit Freuden, Vater und Mutter, Häuser und Aecker, Blut und Leben dahin gaben, damit die Welt nur sehen möchte, die Verläugnung sey nichts unmögliches. Diese Absicht war erreicht; es waren Personen vorhanden, die das Bekentniß der heilsamen Lehre allen Gütern dieses Lebens in heiliger Großmuth vorgezogen: und nun machte Gott ihre Feinde mit ihnen zufrieden. Ein Freund der Tugend läßt sich zwar nicht wankend machen in seinem mit ihr errichteten Bündniß, er würde sie

lieben er würde sie ausüben, wenn gleich die Welt ihm darüber entgehen solte. Ein geringer Verlust! Aber man weiß doch wol, wie das Herz beschaffen ist. Bleibt der Vorsatz feste; so wird doch die Ausübung in unzehligen Umständen der Trübsal gar oft unmöglich. Daher ist die Wohlthat unschätzbar, daß uns eine Ruhe gegönt wird. Das inwendige Vergnügen der Seele ist eine Gnadenbelohnung, die Gott mit dem Fleiß in seinem Dienst verbunden hat, und der äussere Wohlstand ist eine Zugabe, die man mit Dank und mit Freuden aus der Hand des Herrn empfangen muß. Und so ist die beglückte Dauer dieses Friedens ein Geschenk, welches wir einer mehr als menschlichen Güte zu verdanken haben.

Doch wer kein Freund der Tugend ist, der weiß diese Sache auch nicht zu schätzen. Andre theilen die Freude ihres Herzens darüber. Die Abwendung des Krieges ist ihnen höchstens nur darum lieb, weil auf diese Weise das ihrige in Ruhe bleibt und sie ihre Geschäfte ungestört abwarten können. Sie lieben also den Frieden, sie sind vergnügt, daß dem Blutvergiessen gesteuret worden: aber ihre Empfindung ist doch nur so groß, wie sie bey einer bloß zeitlichen und irdischen Sache seyn kann. Sie lassen das Beste weg. Daß ihre Seelen, ohne Zwang der besten Einsicht gemäß die Wege des Lebens suchen und finden können; daß es ihnen erlaubt ist, den Gott ohne Scheu öffentlich zu verehren, der im Geist und in der Wahrheit angebetet seyn will, daß nicht nur der Leib auf Erden

seine

seine Lust findet; sondern auch die Nahrung des Geistes frey ist: dieses alles ist ihnen gleichgültig. Der erste Beweis unsrer Thorheit liegt darin, daß wir die besten Güter am wenigsten achten, und gleich den Kindern, nur nach dem äussern Glanz sehen, wenn auch der innere Werth noch so geringe ist. Wem die Tugend noch gleichgültig ist, der hat diese Gesinnung noch nicht abgelegt, er greift noch mit der großen Welt nach dem Schatten, und das Wesen der Glückseligkeit ist ihm noch verborgen. Er begreift noch nicht, wie sich andre über solche Dinge freuen können, worin die Sinne des Leibes eigentlich keine Freude, und die wilden Triebe des Gemüths keine Sättigung finden. Ueberdem ist ihm die Religion niemals so wichtig geworden, daß er sich eine rechte Ruhe gewünscht hätte, um sein Leben in Ausübung der heiligen Pflichten derselben verzehren zu können. Er hat mit sich selbst noch nicht Friede gemacht. Die wenigen Regungen des Gewissens, welche ihn noch zuweilen zum Gottesdienst treiben, werden auf tausenderley Weise durch andre Begierden bestürmt, und er ist nie so frey von sich selbst, daß er der innern Ueberzeugung in der Stille Raum geben, und ihr gehorsam werden solte. Was also noch geschicht, das geschicht aus Gewohnheit, aus Zwang, kaltsinnig und mit Verdruß. Würden ihm andre Gesetze vorgeschrieben: er würde sie eben so gerne annehmen, und es sich in ihrer Beobachtung eben so wenig sauer werden lassen, als jetzt. Sein Glaube ist nur etwas von Jugend auf gelerntes,

sein Leben stimt auch damit nicht einmal überein. Krieg und Brand, Qual und Todesstrafen, würden ihm ein heiliges Leben und den Genuß des Friedens Gottes in der Seele nicht unmöglicher machen, als diese Dinge ihm jetzt scheinen; wenigstens würden sie ihm dadurch nicht lästiger werden. Oder vielleicht könte er gar unter dem scheinbaren Vorwand des Zwanges, ohne eine Schande zu befürchten, mit Gewinnung mancher Vortheile, die Gesetze verläugnen, denen er noch nie gehorsam werden wollen! da er also die Unentbehrlichkeit des Friedens unter den Völkern die Gott verehren, nicht einsieht; so ist er auch zur Freude darüber nicht fähig.

Aber ein Freund der Tugend öfnet sein Herz den angenehmsten Empfindungen, wenn er sich in der Ruhe betrachtet, die unsern Vorfahren versagt war. Was sind wir besser als jene? War ihr Gottesdienst nicht treuer und redlicher als der unsrige? Wie viel Stärke muß die Wahrheit über eine Seele haben, wenn sie dieselbe mitten aus der allerundurchdringlichsten Finsterniß heraus führen, und zur Erwehlung des besten Lebens überzeugen soll! Jene hatten das Licht nie gesehen. Die Wahrheiten, die der Mensch ohnedem schon so sehr schwer begreift, und wobey ein erleuchteter Verstand noch immer mit Zweifeln, und ein geheiligter Wille und Neigung des Gemüths mit Unglauben zu streiten hat; diese Wahrheiten wurden ihnen mit Fleiß verschwiegen, verstümmelt und verdunkelt. Wie oft sind sie bey der falschen Lehre unruhig geworden,

wenn

wenn der Geist der Wahrheit sich ihrem Herzen näherte! Aber was will ein Blinder machen, wenn er gleich weiß, er ist verirret? Er kann den rechten Weg nicht sehen, wie will er ihn finden? Endlich ging ihnen das Licht auf. Es ist nicht möglich, daß ihre Einsicht gleich zur Widerlegung aller so tief eingewurzelten Irthümer hätte klar genug seyn können. Was der Verstand also nicht hatte, das muste das Herz ersetzen. Das redliche Herz nahm die ersten Wahrheiten mit Freuden auf, sie achteten auf das Licht, als es in einem dunklen Ort schien; jeder Aufschluß, den sie vom Willen Gottes empfingen, wurde sogleich in Uebung gebracht, und nun waren sie fleißig, sich in der Sache ihrer Seelen zu gründen, damit die Sturmwinde sie hernach auf einem Felsen anträfen. Wie schwer hält es sonst, ehe der Mensch, die von Kindheit an eingesogenen Vorurtheile fahren läßt! Wie faul ist man zum Nachdenken, wenn eine Sache rechten Fleiß und Ernst erfodert! Und dennoch kam ihre Ueberzeugung zu einer innern Gewißheit, welche durch den vor Augen stehenden Tod, Armuth, Drangsal und Verfolgung nicht widerlegt werden konte. Wir wollen weiter schließen. Unsere sündlichen Neigungen sind uns lieb; unser Geschmack ist an diese Zauberkost so sehr gewöhnt, daß nichts in der Welt uns zu schwer scheint, wenn wir nur hierin unsern Wunsch erfüllen können. Man gebe einem ungebesserten Menschen alle Freude der Erden: kann er dabey nicht sündigen; so wird sie ihm eckelhaft seyn! Viele ha-

ben diese Neigung überwunden. Aber wodurch? Sie werden es alle gestehen müssen: **Gott hat sie überredet, seine Kraft ist ihnen zu stark worden.** Und wie stark muß die Kraft seyn! Wer es erfährt, der bewundert sie auch. Nimmermehr käme die Seele dazu, auch nur eine einzige Sünde mit ganzer Willigkeit unwiederruflich zu verfluchen, und sich ihrer Lust auf ewig zu entschlagen, wenn etwas geringers, als eine göttliche Kraft in ihr wirksam seyn solte. Es ist ja ohnedem so sehr viel vergebens an uns gewand; der Mensch wird lange bearbeitet, lange gerufen, geschreckt und gelockt, ehe er zubereitet ist, ehe er komt, die Sünde verläßt und die Gnade annimt; und hernach geht es ja denn doch nur auf das Verleugnen der Dinge die man als schädlich erkant hat. Nun können wir uns den Grad der Besserung vorstellen, wenn der Tod selbst nicht mehr geachtet, sondern um der Verehrung Gottes willen freudig übernommen wird; wenn das bey so vielen Widersprüchen der ganzen Welt, bey so großem Mangel der Erkentniß geschiehet. Wie stark muß da die Empfindung der Wahrheit seyn!

Nach den menschlichen Begriffen von der Billigkeit, hätte der Friede noch diesen Seelen zu Theil werden müssen, die sich desselben durch ihre Treue und Standhaftigkeit im Kriege so würdig gemacht. Sie hätten hernach in Ruhe die Früchte ihrer Arbeit einsamlen müssen. Ihnen hätte die Freyheit müssen verstattet werden, ihre Verbindung mit Gott recht genau zu machen und vor aller Welt darin zu leben.

leben. Aber die Rathschlüsse Gottes versparten das Angenehme für uns, und ließen jene durch Leiden bewährt werden. Diese Betrachtung bringt Beschämung und Demüthigung. Angenehme Empfindungen! Was unsre Väter erfahren haben das geht vor uns vorüber. Wir haben einen reichen Schatz des Worts Gottes: bey jenen war es Sünde, diese Nachrichten aus dem Himmel, zu lesen. Uns wird die höchste Gnade alle Tage umsonst angeboten: jenen foderte man unaussprechliche Geldsummen ab um betrogen zu werden. Wir werden unterrichtet: bey jenen legte man sich darauf und setzte eine rechte Kunst der Lehrer darin, das Volk in der gröbsten Unwissenheit zu erhalten. Wir haben keine Schande keinen Schaden oder Ungemach zu befürchten, wenn wir Gott dienen, wie unsre Seele es erkennet: jene musten sich allen Bestürmungen der Grausamkeit und Verfolgung bloß stellen, wenn sie nach ihrer Einsicht leben wolten. Bey leiblichen Trübsalen und Unglücksfällen hat der Mensch doch noch etwas in sich, wo die Noth nicht eindringen kann: aber wenn der Wille gezwungen und die Freyheit unterdrückt werden soll; denn sind die Höchsten auf Erden unaussprechlich elend. Wir haben diese harte Probe nicht ausgestanden, und dennoch genießen wir der Ruhe.

Hieraus entsteht der angenehme und feste Vorsatz, in der reinen Verehrung Gottes recht fleißig und treu zu seyn. Wir sind die glücklichern Völker, die die Gesetze dazu von Gott empfangen. Nichts wäre unverantwortlicher, als wenn wir

sie vergebens empfingen. Es ist uns vorher gesagt, daß am Tage des Gerichts, die Völker die im Finsterniß gesessen, alle andern verdammen werden, bey welchen das Licht vergebens geschienen. Aber dieser Zwang und diese Furcht ist bey einer edlen Seele nicht nöthig. Beschämung und Empfindung ihrer Unwürdigkeit, und Betrachtung der Gnade die ihr geschenkt ist: das sind starke Reitzungen, das sind Triebe, die keine Faulheit und Trägheit statt finden lassen. Hat mich Gott vor vielen tausenden ausgenommen, und mich wenig oder gar nichts von den Verfolgungen erfahren lassen, die doch sonst alle leiden müssen, die gottselig leben wollen: und ich solte ihm die Gunst so wenig verdanken! Nein ich will die hohe Gnade als einen hohen Beruf ansehen. Ist mir der Eingang eröfnet; warum solte ich draussen stehen! Sind die Schätze des Heils frey dargeboten: warum solte ich nicht zugreiffen; und sie mir zu eigen machen? Hindert mich kein Mensch an dem Umgange mit Gott: so ist ja dem bösen Herzen alle Entschuldigung benommen. Scheinet mir die helste Sonne; warum soll ich mich im Gefängniß verkriechen und das süsseste Licht nicht sehen? Hat Gott den Fürsten dieser Erde friedfertige Gesinnungen gegeben: warum solte ich unter ihnen nicht ein geruhiges und stilles Leben führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit! Im Kriege vergißt der Ackersmann seiner Feldarbeit, seine Saaten werden ja doch nur zertreten, seine gesegneten Aecker mit Graben durchzogen, seine vollen Garben vor seiner Scheune

vorbey

vorbey geführt, seine Bäume umgehauen da ihre Früchte noch reiffen, sein erbautes Haus verbrant und seine Wohnung zerstört.

Aber wenn die Königreiche für einander sicher sind; wenn zwey feindliche Heere sich auf dem Grase gelagert, ihre Feindschaft vergessen haben, und nun ein Fest begehen, an welchem die Freude allgemein wird: kaum erschalt die erwünschte Nachricht in den Ohren der Traurenden im Lande; so lassen sie dieses ihre erste Freude seyn, mit hofnungsvoller Munterkeit ihre Arbeit vorzunehmen, die sie zu ihrem grössesten Schmerz nachlassen musten.

Haben wir denn nun Zeit; so mögen wir uns ja wol zurufen, lasset uns gutes thun, laßt uns säen; jeder Augenblick ist unschätzbar; nur wer treu gewesen ist, wird belohnt werden. Ein ewiger Friede wird uns nichts helfen, wenn wird den zeitlichen nicht zu gebrauchen gewust haben. Gott kann seine Wohlthaten nicht verdoppeln, wenn wir sie mißbrauchen. Sind wir ihrer nicht würdig; so müssen wir uns doch nach Empfang derselben, nicht aufs neue unwürdig machen.

Wer diesen Vorsatz nicht faßt und ausübt, der gebraucht den Frieden nur zur Sicherheit und Müßiggang. Es giebt viele Müßiggänger, mit denen es zur Zeit des Friedens nicht fort will. Sie schaffen und arbeiten nichts rechts; ihr ganzes Wesen ist unruhig, daher wissen sie auch die Ruhe nicht zu gebrauchen. Selbst in einer allgemeinen

Stille

Stille fangen sie allerley an, den Frieden zu stören. Nun komt der Krieg, und mit ihm die Erfüllung der Wünsche ihres Herzens. Sie gehen mit; aber nicht zum Streit, noch weniger, wie mancher rechtschaffener Kriegsmann, um die Ruhe wieder herzustellen. Sie gehen nur hin zu stehlen zu plündern und sich auf die niederträchtigste Weise zu bereichern. So lange die Feindseligkeiten dauren, ist ihre Geschäftigkeit überaus groß. So bald der Friede geschlossen worden begeben sie sich nach Hause, und verzehren und verschwenden in der schändlichsten Faulheit, alles was sie andern abgenommen hatten. Möchten nur nicht unter allen Religionsverwandten so sehr viele seyn, die man mit diesen Elenden gar natürlich vergleichen kann! Sie haben allenthalben Beute gemacht. Von dieser Lehre haben sie eine Wahrheit angenommen, von jener eine andere. Ihr Lehrgebäude ist zusammengesetzt von vielem Wissen ohne alle Kraft und Nutzen. Der Friede war für sie am vortheilhaftesten. Die Ruhe verschafte ihnen Reichthum und Ehre. Aber sie sind Wolken ohne Wasser, kahle, zweymahl erstorbene Bäume. Man sieht an ihnen keine Frucht. Sie wehlen sich von allen Gütern des Friedens nur die äussere Ruhe, ein bürgerlich ehrbares Leben. Der übrige ganze Zweck Gottes wird vergessen. Das Reich Gottes besteht bey ihnen nur in Worten, aber nicht in der Kraft. Daher pralen sie überall mit dem äussern Schein, und weil es ihnen dem Ansehen nach wohl geht, so haben sie viele Nachfolger. Dis sind freylich Unbequem-

bequemlichkeiten des Friedens, der nur noch ein Friede auf Erden ist.

Indessen ist ein Hauptgeschäfte derer die Frieden haben, hiebey nicht zu vergessen. Wenn ein Monarch mit auswärtigen Feinden zu thun gehabt hat; so pflegen sich unterdessen in seinem Reich manche innere Unruhen zu erheben. Hat er die Feinde gedämpft oder mit ihnen einen Vergleich getroffen; so muß er nun auch darauf sehen, die Rebellen in seinem Staat niederzuschlagen oder zu besänftigen. Nun möchte ich wol sagen, daß alle äussere Feinde dem Reich Gottes lange nicht so viel Abbruch thun, als diejenigen, die inwendig in jedem Herzen gehegt werden. In dieser Absicht bleibt die Kirche Gottes auf Erden immer eine streitende, und wir sind dazu berufen, mit der inwohnenden Sünde bis ins Grab nie einen Stilstand, viel weniger einen Frieden zu schliessen: denn es ist einerley, mit ihr Frieden zu haben, oder von ihr beherrscht zu werden.

Die Religions Freyheit.

Wie vor dem Licht die Finsternissen,
So fliehet auch aus dem Gewissen,
Der Zwang, des Aberglaubens Nacht;
Der Morgenstern ist aufgegangen,
Der Sabbath hat sich angefangen
Und er erscheint in voller Pracht.

Gott

Gott fodert ja zu seiner Ehre
Nicht Opfer, Tempel und Altäre,
Nicht Menschen, nicht der Thiere Blut:
Der blinde Eifer schlägt sich Wunden;
Gott hat ihn nie dazu verbunden,
Er will, daß unsre Seele ruht.

Die Pracht hat keinen Werth im Himmel:
Wie schickt des Heidenthums Getümmel
Sich zu der höchsten Heiligkeit?
Der Händewerk, die stummen Götzen
Die muste man auf Säulen setzen:
Gott hat sich unser Herz bereit.

Verehrst du ihn mit heilgen Trieben,
Kanst du ihn über alles lieben,
Ist er dir mehr als Welten Werth;
Hast du der Thorheit dich entsaget,
Mit Ernst nach jener Lust gefraget,
Die man in seinem Dienst erfährt;

O Seele! kenst du jenes Feuer,
Das in den Augen Gottes theuer,
Von ihm, nicht von dir angezündt;
Ist dis beym Schlafen all dein Sorgen,
Erwachest du an jenem Morgen
Mit diesem Trieb, der alles findt.

So wirst du Millionen Sünden
In deiner Brust verborgen finden,

Und

Und ihre ungezehlte Schuld.
So wirst du nach der Gnade schreyen,
Und, um dich völlig zu befreyen,
Nach des Erlösers ewger Huld.

So wachst du auf zum neuen Leben,
Vernünftig dich dem zu ergeben,
Den Leib, und Seele preisen muß.
Wenn Pflichten zur Erlaubniß werden
Und alles Wesen dieser Erden
Dem reinen Sinn zum Ueberdruß.

Sind Gottes Kirchen unterschieden?
Was fehlt der Streitenden hienieden,
Zu seyn wie die, die triumphirt?
Ein Gott, ein König, eine Freude,
Ein Leben, Unterhalt und Weide,
Ein Geist, der alle Seelen rührt.

Und ein Gebot, und ein Gesetze
Und lauter theur erworbne Schätze
Und kein vergänglich schlechtes Gut.
Ein Opferlamm, in dessen Namen
Sie alle zur Vollendung kamen,
Zur Seligkeit in seinem Blut.

So sind sie eins, nur giebt es Stuffen,
Die Väter sind vorangerufen,
Wir glauben noch, was jene sehn.
Wir sollen, ohne selbst zu schauen,
Der Wahrheit der Erbarmung trauen
Und glauben, was wir nicht verstehn.

O Chri-

O Christen, sie sind alle Brüder!
Unsterblich alle! alle Glieder
An jenem hochgelobten Haupt!
Wer ist es, der Partheyen richtet
Und Menschen, wie den Weitzen sichtet
Und Seelen ihre Freyheit raubt?

Vorsetzlicher, verschuldter Zweifel,
Komt nicht von Gott, er komt vom Teufel
Der hat den Irthum ausgestreut:
Doch läst der Herr das Unkraut stehen;
So können wirs auch wachsen sehen
Bis zu der großen Erndte Zeit.

So wird Verachtung, Krieg und Flammen
Zwar Trübsal seyn, doch nicht verdammen,
Wenn Gottes Grund nur fest besteht.
Gott kent doch nur allein die Seinen,
Und künftig wird es erst erscheinen
Wie Menschen Urtheil sich vergeht.

Herr, habe Dank, daß du regierest,
Als Salomo das Scepter führest
Und deinen Dienern Frieden giebst,
Gieb Frieden im erlößten Lande!
Bis du in dem Erhöhungs Stande
Uns zeigest, daß du Menschen liebst.

Der Tugendfreund.

Das 24. Stück.

Vierte Fortsetzung vom Reichstage der Tugend.

Was laßt ihr euch von Sorgen quälen?
Seht nur gen Himmel, was wird fehlen,
Wenn Gott für eure Wohlfart wacht?

Diese Personen begaben sich hernach in die Wohnungen, welche ihnen im Reich der Tugend angewiesen wurden. Sie dienten ihrer Königin mit vieler Treue und wurden auch von ihr zu unterschiedenen Zeiten reichlich belohnt. Sie erzogen Kinder, die eben so tugenhaft waren, wie sie und schon in ihrer zarten Jugend in das goldene Buch eingeschrieben wurden.

Sie waren kaum abgetreten, als die Zufriedenheit, welche zwischen der Geduld und Gelassenheit saß, aufstand, und sich fertig machte, ihre Rede vor der Tugend zu halten. Ueber ihr ganzes Gesicht verbreitete

sich eine allgemeine Heiterkeit, welche ein wahres Bild der ungestörten Ruhe ihrer vergnügten Seele seyn konte. Sie wandte sich zum Thron und nach einigen Ehrenbezeugungen, welche sie der Tugend schuldig war, fing sie an, auf folgende Art zu reden:

„Himlische Tugend,

„Was für ein reines und göttliches Vergnügen walt in der Seele, die du deines vertrauten Umganges würdigest, sie durch heilsame Belehrungen dem lasterhaften Getümmel entführt und sanfte Beruhigungen über sie ausbreitest! Was für Empfindungen, was für angenehme Empfindungen verwandeln ihre Tage in Zeiten der Ruhe und des Friedens, da sie sonst mit Furcht und Sorgen kämpfte, und voller Unruhe in den Ländern der Bosheit herumirrete! Wie süß und entzückend sind die Erquickungen deiner holdseligen Liebe, wenn sie uns nur einmal umarmt, und an ihre Hand nimt, und von den Wegen des Verderbens zum Leben führt, und mit stärkender Kraft unser Haupt erhöht, daß wir mit Freuden im Lichte des Herrn wandeln und nicht mehr erschrecken!

Du kennest mich lange, göttliche Tugend, die Worte, die du zu mir geredet hast, sind meiner Seele unvergeßlich, denn ich habe sie bewährt befunden. Und warum solte ich mich nun den unruhigen Trieben eitler Begierden überlassen? Warum solte ich die Weißheit tadeln, die alles regiert und vom Anfang der Tage bis jetzo noch niemals geirt hat? Warum solte ich mich unbesonnen und verwegen der Hand entzie-

entziehen, die mich trägt, und beschützet, und erhält und segnet? Warum solte ich meine Einsichten, meine noch immer fehlende Einsichten über die ewigen Rathschlüsse dessen, der untrüglich ist, erheben? Warum solten nicht Opfer der Dankbarkeit für den rauchen, der nicht nur das Gebet der Menschen, sondern auch das Geschrei der Raben hört und die Nothdurft aller seiner Geschöpfe reichlich erfült? Oder warum will ich mich durch thörichte Zweifel bereden lassen: der Allmächtige habe die Namen einiger Geschöpfe aus den Büchern der Vorsehung ausgestrichen und wolle ihrer ewig nicht mehr gedenken? Nein, Tugend, ich weiß und erfahre, daß deine Worte Wahrheit sind.

Lernten doch meine Brüder, die Menschen, daß es ein grosser Gewin sey, wenn man gottselig und mit dem vergnügt ist, was uns die göttliche Liebe zuwirft! Aber sie achten dis nicht alle für einen Gewinn. Sie glauben nicht, daß die Gottseligkeit in alle Güter dieses Lebens und der zukünftigen Welt einen gesegneten Einfluß hat. Sie überreden sich, daß es besser sey, mehr zu besitzen als man brauchen kann, verlassen sich auf den ungewissen Reichthum, samlen vergängliche Schätze und fallen in Versuchung und Stricke, durch welche sie endlich in ein ewiges Verderben gezogen werden.

Ich bedaure sie, daß ihre Seelen so betrübt und unruhig sind, da doch auch für sie Ströme der Freude fliessen und ein ewiger Friede diese Unruhe dämpfen könte. Nur sie erwählen die Unruhe. Sie

rufen alle Sorgen zusammen und begeben sich mitten unter ihren Haufen, da sie doch zum voraus wissen, daß die Sorgen das Herz der Menschen ängstigen und quälen. Sie erwehlen sich Wege, die sie nicht verlassen wollen; wenn gleich die göttliche Weißheit zu erkennen giebt, daß ihr Ende Tod und Verderben ist. Sie wollen den Scepter haben, den der Allmächtige trägt, und über alles gebieten. Aber wie sehr betrigt sich der Staub, das ohnmächtige Geschöpf, der hinfällige Mensch! Wie thöricht sind die Anschläge, die er faßt, wenn er gleich glaubt, daß sie Würkungen einer verborgenen Weißheit sind! Wie unvermögend ist seine Seele, sich aus Begebenheiten heraus zu wickeln, in welche sie sich aus Eigenliebe und Hochmuth eingeflochten hat, ohne den gefährlichen Ausgang, der würklich schon nahe ist, vorherzusehen!

Sie können es nicht glauben, daß der groß wird, den der Herr demütiget, denn sie halten es für schimpflich, ein Bekentniß ihrer Schwäche zu thun und die Hand, welche sie schlägt, zu verehren. Der Irthum hat zu tiefe Wurzeln in ihren Herzen geschlagen, daß sie sich selbst erhöhen und durch ihre Weißheit berühmt werden wollen. Wie bedaure ich sie, die Betrogenen, und wie sehr wünschte ich, daß sie die Sorge für ihre ganze Wohlfart dem allein weisen Gott empfehlen möchten!

Ich habe ihnen gesagt, daß es unrecht sey, wider Gott zu reden, oder nur ein Mißtrauen zu unterhalten, daß er nicht bereit genug sey, für unser

ser Bestes zu sorgen. Und wenn auch dunkle Tage kämen, da sein Angesicht mit Wolken bedeckt wäre, so dürften sie doch nicht glauben, daß er nichts von ihren Bekümmernissen wisse. Er sey vielleicht eben zu der Zeit beschäftiget, ihnen Ruhe zu schaffen und der Traurigkeit zu gebieten, daß sie fliehe und aufhöre, sie zu quälen. Ich habe ihnen gesagt, daß der, der die Liebe ist, nicht anders als liebreich urtheilen und die Wünsche ihres Herzens gerne erfüllen wird, wenn sie nur auf ihn den lebendigen Gott hoffen wollen.

O kenneten sie alle dein Reich, deine Gesetze, deine Herrschaft! Entschlössen sie sich an den Ufern des Friedens ihre Wohnungen aufzuschlagen, so würden ihr Leben weit ruhiger und angenehmer seyn, als es jetzo ist. Die Furcht, die jetzo in ihren Gebeinen bebt, die Sorge, die in ihren Eingeweiden wühlt, der Gram der ihr Angesicht verstelt, die Angst, die in ihrer Brust pocht, die Traurigkeit, die ihre Augen zu salzigen Quellen macht; alle diese Peiniger menschlicher Seelen würden sich entfernen, fliehen und auf ewig verschwinden. Glückseliges Geschlecht würde ich alsdenn ausrufen, was kann dir fehlen, **wenn du unter dem Schatten des Allmächtigen ruhest und unter dem Schirm der göttlichen Liebe sicher bist!** Was kann dir fehlen, wenn du alle deine Sorgen auf den wirfst, der mit starcken Armen den Weltbau trägt, den Staub belebt und Himmel und Erde in Bewegung setzt? Was kann dir fehlen, wenn dir die Vorrathshäuser des Ewigen eröfnet sind und

dir erlaubt wird, aus seiner Fülle Gnade um Gnade zu nehmen.

Zwar es ist noch immer möglich, daß ein Gedanke aufsteigt, der die beruhigte Seele in Unruhe setzen und den Frieden, der über alle Vernunft ist, in Feindschaft und Widerwillen verwandeln kann. Aber er darf nicht herrschen, wenn der grosse Gedanke regirt: daß der Allwissende alles zu allen Zeiten mit allen seinen Geschöpfen in aller Absicht wohl macht.

Ja, heilige Tugend, stärcke mich, daß ich die Stricke der Bosheit, mit welcher noch viele gebunden sind, zerreissen, und ihnen verkündigen kann, daß sie erlößt und frei von dieser sclavischen Beherrschung sind. Oefne meine Lippen, die süssen Erfahrungen deiner gesegneten Liebe mit würdigen Worten auszusprechen und alle, welche noch die Unzufriedenheit plagt, von ihrer Gewalt zu erretten und in die Länder des Friedens zu führen. „

Mit diesen Worten hörte sie auf, küßte die Stuffen des Throns und richtete sich wieder auf. Die Tugend winckte ihr etwas näher zu treten und legte ihr ein goldenes Stirnband um die Scheitel, mit welchem Schmuck sich die Zufriedenheit wieder an ihren Ort begab.

Unmittelbar hernach wurden einige Personen gemeldet, welche eben erst angekommen waren und ein Verlangen bezeugten, auf dem Reichstage zugelassen zu werden. Man sagte, daß sie alle die Sprache der Tugend redeten, ein gutes Ansehen hätten und sich

sich ganz stille verhielten. Doch konte man nicht wissen, ob sie nicht aus dem Reich der Laster auf Kundschaft ausgegangen wären und wol gar, wenn man sie lange bey sich hätte, Verräther werden könten.

Die Wahrheit erbot sich darauf den grossen Spiegel aus ihrem Wohnzimmer zu holen und aufzustellen. Dieser Spiegel wird in zweifelhaften Fällen gebraucht, wenn man Mühe hat, Personen zu erkennen oder sie zu unterscheiden. Wie sich ihre Gestalt im Spiegel abbildet, so ist sie auch würklich. Doch gehören erleuchtete Augen dazu, wenn man nicht betrogen werden will. Lasterhafte glauben sie sehen schön aus, und hätten keine Flecken, welche sie abwaschen dürften. Und diese Flecken, welche tief in der Haut verborgen sind, dienen eben zu Kenzeichen, Wahrheit und Betrug zu unterscheiden.

Als der Spiegel aufgestelt war, ließ man die Personen hineinkommen und führte sie vor den Spiegel der Wahrheit. Sie stund mit einer aufmerksamen Miene dabey, und sahe allen scharf in die Augen. Nach dieser Prüfung traten sie wieder ab, und die Wahrheit setzte sich nieder und schrieb dreyzehen Nahmen auf, die sie hernach laut herlaß. Sie waren alle aus der Herrschaft des Aberglaubens, und es wurde ihnen daher angedeutet, sich innerhalb drey Tagen wegzubegeben, es sey denn, daß sie ihren Aberglauben erkennen, und die Tugend als ihre Königin annehmen wolten. Drey entschlossen sich dazu,

die übrigen aber machten sich gleich aus dem Staube und sind auch hernach nicht wieder gesehen worden. Die Ueberzeugung unterrichtete diese drey Fremdlinge in den Wahrheiten der Religion, und brachte es durch ihre angreifende Beweise so weit, daß sie sich nicht weiter entschuldigen konten und in die Hände des Glaubens den Eid der Treue ablegten.

Die Gutthätigkeit erhob sich darauf von ihrem Siz, und nahete sich zum Thron. Sie trug ein meergrünes Kleid, welches ganz einfach war, und hatte in ihrer Hand eine Paßionsblume. Die Rede welche sie hielt, war folgendes Inhalts.

„Liebreiche Tugend

„Wer wünscht nicht gerne dich täglich zu sehen und nahe bey dir zu seyn? Wer empfindet nicht die Würkungen deiner Huld, wenn er dein holdseliges Angesicht sieht? Und wer wünscht nicht in deinen Wohnungen ewig zu bleiben? Ja, der Freund der Boßheit, der die Finsterniß mehr liebt, als das Licht, wird es freylich mit innern Verdruß und äusserster Verzweiflung sehen, daß deine Sonne über uns aufgegangen ist. Aber deine Kinder frolocken alle, heben ihr Haupt in die Höhe und sehen den Tag.

Rede, o Seele von den Empfindungen der Freude, die du hattest, da du dis Licht sahest. Welche frohe Entzückung, welche Begeisterung war es! Ich glaubte das glückseligste unter allen Geschöpfen zu seyn, kein quälender Gedanke beunruhigte meine Seele, ich war frölich und jauchzte für Freuden.

Nun

Nun, dachte ich, werden sich alle Schatzkammern eröfnen, die Reichthümer der Menschen werden nicht mehr unter eisernen Schlössern verwahrt werden und der Geitzige wird nicht mehr zugeben, daß der Arme aus Dürftigkeit erkaltet. Freigebige Hände werden die Noth des Elenden erleichtern, ihn aufhelfen und glücklich machen. Es wird keiner mehr seyn, der sein Herz vor den Klagen seines jammernden Bruders verschließt, oder die Ohren verstopft, wenn er seine wehmütigen Seufzer nicht hören will. Niemand wird mehr das Leben anderer verzehren und ihren Tod als eine Wohlthat des Himmels ansehen: denn du bist gekommen.

Aber wo sind sie denn die Wohlthäter, die Freunde, die Liebhaber der Menschen? Wo arbeitet die Liebe für die Wohlfart eines ganzes Geschlechts? Wo vergißt man alle Beschwerlichkeiten, wenn man Gelegenheit hat, der klagenden Armuth zu helfen und ihre Thränen in Freude zu verwandeln? O möchten doch alle Menschen so edel und liebreich gesint seyn und es nicht vergessen, daß die Güter dieses Lebens darum so ungleich ausgetheilt sind, damit der Mensch Proben der Dankbarkeit ablegen kann.

Ja ich bezeuge es ihnen, weil du es befohlen hast, und werde auch nicht aufhören, daß sie reich werden in guten Werken, und gerne geben sollen. Diese Reichthümer, sage ich, sind ein Kleinod in der Hand des Armen, aber ein unnützer Vorrath in dem Hause des Ueberflusses. Sie werden

brauchbar, wenn sich der Dürftige davon sättigen, oder seine Blösse bedecken kann. Sie werden zur Sünde, wenn sie vor allen menschlichen Augen im Dunklen verborgen bleiben.

Nur wenige kann ich als fruchtbare Bäume betrachten, die durch den Geruch ihrer Blüte und durch die Süßigkeit ihrer Frucht andere ergötzen. Viele nehmen zwar ihren Platz ein, aber sie sind welk und dürre, oder zeugen nur einige Blätter, die doch bald abfallen. Es scheint auch beynahe vergeblich zu seyn, daß ich mich bemühe, sie in die Reihe fruchtbarer Pflanzen zu versetzen, denn viele sind schon bis auf die Wurzel ausgestorben. Aber doch wird die Hofnung, die noch übrig ist, meine Hände stärken, damit ich dein Reich mit Früchten der Barmherzigkeit erfülle.

Vielleicht lernen noch manche, die bisher gewohnt gewesen sind, müßig und sorgloß die Tage ihres Lebens zu verschwenden, vielleicht lernen sie durch meinen Unterricht, mit ihren Händen etwas gutes zu schaffen, damit sie dem Dürftigen geben können. Vielleicht gewint die brüderliche Liebe durch zärtliches Zureden ihr hartes Herz und macht es der Eindrücke fähig, die es bisher nicht hat annehmen wollen. Vielleicht zerfließt es in Mitleiden, wenn es sich einmal in den Tiefen der göttlichen Barmhertzigkeit verliert, und glauben lernt, daß ein Mensch niemals im Stande ist, dem von welchem er sein Leben hat, die Reichthümer der Gnade zu vergelten.

Ich

Ich kenne deine Stärke, männliche Tugend! Es ist dir schon oft gelungen Felsen zu zermalmen, und das härteste in der ganzen Natur fliessend wie Wasser zu machen. Ein jedes Jahrhundert hat noch Denkmale davon und ich zweifle gar nicht, daß es dir möglich sey, auch noch jetzo menschliche Herzen zu erweichen. Erweiche sie alle, und laß in den Grenzen deiner Herrschaft den Armen jauchzen und den Elenden frölich seyn.„

Die Tugend versprach ihr allen Beystand und gab gleich darauf einen scharfen Befehl, daß sich niemand unterstehen solte, in ihr Gebiet zu kommen, der nicht gutthätig wäre, welcher auch gleich schriftlich verfaßt und öffentlich bekant gemacht wurde. Sie überreichte auch der Gutthätigkeit einen goldenen Schlüssel, mit der Erlaubniß, wenn es ihr gefiele in ihre Schatzkammer zu gehen, und einen guten Gebrauch von allen Reichthümern zu machen; welches sie mit demütigem Dank annahm und sich hernach wieder an ihren Ort verfügte.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Wir müssen hier noch folgendes Schreiben beyfügen.

Werther Tugenfreund.

Beklagen Sie doch mein Schicksal und die traurigen Umstände, darin ich mein Leben zubringen muß. Ich habe nicht Ursach über Mangel und Dürftigkeit zu klagen, denn Gott hat mir so

so viel gegeben, als ich brauche. Es sind ganz andere Bekümmernisse, die mich quälen, Bekümmernisse, die mich so heftig angreifen, daß ich jetzo gezwungen werde, meine Feder niederzulegen.

Ja, M. H. schon zweymal habe ich den Brief zerrissen, da er schon fertig war und nur zugesiegelt werden durfte. Ich habe mit mir selbst gestritten und bin unter vielen Zweifeln doch endlich wieder so weit gekommen, daß ich ihn von neuen angefangen habe. Mein Herz ist gar zu unruhig und ich kann es unmöglich länger zufrieden sprechen.

Ich liebe meine Eltern recht aufrichtig, sie erzeigen mir viel gutes, daß ich ihnen nicht wieder vergelten kann. Aber es geht mir nahe, daß ich so mancherley an ihnen wahrnehme, das ich niemals billigen werde. Das arme Gesinde wird mit so vielen Flüchen und Scheltwörtern überhäuft, daß mich oft ein Schauder überfält, wenn ich dis einen Tag nach den andern mit anhören muß. Sie werden weniger geachtet, als das Vieh und wenn sie auch eine rechtmäßige Klage haben, die sie mit aller Bescheidenheit vortragen, so wettert man doch mit solchem Ungestüm auf sie loß, daß die armen Leute verstummen und voll Schrecken heraus gehen. Meine kleinen Brüder hören nnd sehen dis auch und sie können leicht denken, daß sie es nicht besser machen und das Gesinde eben so nichtswürdig betrachten, als ihre Eltern. Meine Erinnerungen gelten nicht viel und ich muß zufrieden seyn, wenn es nur in meiner Ge-

Gegenwart unterlassen wird. Wenn ich nicht da bin, stossen und schlagen sie um sich herum, wenn etwas geschicht, daß nicht nach ihrem Kopfe ist.

Urtheilen Sie selbst, M. W. Tugendfreund, ob ein solches Verhalten entschuldiget werden kann. Ist es wol menschlich, mit armen Leuten so umzugehen? Ist es tugendhaft? Hat es einigen Nutzen, oder muß es nicht vielen zugleich sehr schädlich seyn?

Ich muß aber noch mehr berühren, daß mich ungemein niederschlägt, ohne daß ich mir zu rathen weiß. Der ganze Tag wird vom Morgen bis in der Nacht höchst unnütz zugebracht. Man tändelt, man ißt, und trinkt, und spielt, und legt Besuche ab und nimt wieder andere an. Das ist das rühmliche was ich von jedem Tage zu sagen weiß. Der Sontag ist in so fern ausgenommen; daß man alle vier Wochen einmal die Kirche besucht, aber aus welcher Absicht, weiß ich nicht. Bey diesen Umständen bin ich sehr übel daran. Ich habe die Ueberzeugung, daß es nicht recht ist, und doch werde ich von ihnen gezwungen, meine Zeit eben so unnütz zu verschleudern. Alle meine Vorstellungen helfen nicht, und wenn ich mich wegere, so bekomme ich eben so viel niederträchtige Scheltworte zu hören, als das Gesinde.

Dabey werden viele Schulden gemacht und ob es uns gleich jetzo noch nicht mangelt, so weiß ich doch nicht, wie es nach einigen Jahren aussehen wird. Die Schultleute werden nicht vorgelassen,

und

und wenn es auch von ohngefehr geschicht, daß sie einen oder den andern zu sprechen bekommen, so müssen sie sich doch mit guten Vertröstungen auch wol gar zuweilen mit Beschimpfung abweisen lassen. Dis geht mir sehr nahe. Ich habe oft den guten Leuten, wenn sie so sehr klagten und um die Bezahlung recht flehentlich baten, etwas von meinem Gelde ins geheim gegeben und sie so gut als möglich war, zufrieden gesprochen.

Solte mein Vater die Augen zu thun, so weiß ich nicht, wie es uns gehen wird. Alles das unsrige wird in die Hände anderer Leute gerathen und wir werden viel schlimme Folgen davon zu gewarten haben. Zuweilen habe ich mit meiner Mutter in Vertrauen darüber gesprochen, aber sie hat mich eine Narrin gescholten und schweigen heissen. Ich will auch schweigen, weil ich sehe, daß ich doch nichts ausrichten kann.

Gegen meinen Vater darf ich mir gar nichts merken lassen. Er wird im äusserſten Grad aufgebracht, so bald ich nur eine Miene verziehe oder anders denke, als er spricht, welches ich doch nicht thun wolte, wenn ich nicht durch eine innere Ueberzeugung dazu gezwungen würde. Ausserdem sehe ich ihn auch nur des Morgens oder des Mittages einmal, denn die andere Zeit ist er nicht zu Hause, und komt selten vor ein Uhr in der Nacht wieder.

Ich weiß es wol, daß unter den Freunden meines Vaters einige Verführer sind, die so was ansteckendes haben, daß man sich ihnen nicht nähern darf,

darf, ohne eben die schädlichen Gesinnungen zu bekommen. Ich habe es auch gewagt, sie namentlich aufzuschreiben, und mit einigen Beisätzen und Anmerkungen auf den Schreibtisch meines Vaters zu legen. Aber das würde sehr unglücklich für mich abgelaufen seyn, wenn mein Vater gewust hätte, daß es meine Hand wäre. Dis konte er damals nicht wissen, denn ich hatte die Züge etwas verstelt, es kann aber seyn, daß er es eine Zeit nachher erfahren hat, wie ich aus einigen Umständen habe schliessen können.

Bey dem allen würde ich mich doch zu beruhigen suchen, wenn es mir nur erlaubt wäre, zuweilen ein gutes Buch zu lesen, denn der Romane, die im Ueberfluß zu haben sind und die man mir niemals versagt hat, bin ich schon längst überdrüßig geworden. Kaum habe ich meine Bibel erhalten können, man hat sie mir schon einigemal weggenommen und versteckt, daß ich alle Mühe gehabt habe, sie wiederzufinden. Ich muß auch nur verstohlner Weise darin lesen, denn in Gegenwart meiner Eltern ist es mir noch niemals erlaubt worden.

Alles was ich Ihnen geschrieben habe, ist die Wahrheit und sie können daraus abnehmen, daß ich nicht vergebens klage. Ich wünschte nichts mehr, als daß meine Eltern diesen Brief lesen und nur einigermassen zum Nachdenken kommen möchten. Sie können versichert seyn, daß ich gerne, mein Leben in einem schlechteren Zustande zubringen wolte, wenn ich nur aus diesen Verwirrungen gesetzt wäre.

Aber

Aber denken Sie nicht, daß ich gegen die kindliche Pflicht gesündiget habe? Ist es nicht ein Verbrechen, dis von meinen Eltern bekant zu machen? Werde ich es auch vor ihnen verantworten können, daß ich diesen Entschluß ergriffen habe. In Wahrheit, M. H. diese Gedanken machen mich sehr unruhig. Aber ich bin durch die äusserste Noth dazu gezwungen worden und mein Herz entschuldiget mich selbst gegen diese Einwürfe.

Halten Sie dis Schreiben für würdig, in Ihren Tugendfreund eingerückt zu werden, und glauben Sie, daß es nicht gegen Ihre Absicht ist, so werden Sie ganz besonders verpflichten.

Dero

ergebene Dienerin

Theodora.

Weil uns der Raum zu enge wird, so werden wir dis Schreiben in einem eigenen Blatte vollständig beantworten. Vorjetzo ersuchen wir nur die Theodora nach einen guten Gewissen zu handeln, und durch Stille und Sittsamkeit das Beste ihres Hauses zu befördern.

Der Tugendfreund.

Das 25. Stück.

Ein Thor beschaut sich selbst mit Freuden
Und muß hernach den Vorwurf leiden,
Daß er die Fehler nicht gesehn,
Die unverbeßerlich, ins Ganze gehn.

So groß die Verpflichtung eines Menschen gegen Gott und die Tugend ist; so kann sie doch schon aus den Pflichten gegen uns selbst erkant und geschlossen werden: wenigstens ist sie mit denselben unzertrenlich verbunden. Nicht der Tugend, sondern mir selbst nütze ich, wenn ich ihr Freund bin, wenn ich mein Herz nach ihren Gesetzen zu bilden suche. Gute Handlungen können auf keine Weise ein Verdienst seyn, sie sind höchstens ein Gehorsam, der alsdenn belont ist, wenn der Oberherr ihn dafür erkent.

Vernünftig denkende Wesen müssen eine Liebe zu sich selbst haben, sie müssen nach Vollkommenheiten streben, sie müsten sich daran belustigen, wenn

sie solche an sich erblicken. Ihr Zustand ist einer ewigen Erhöhung fähig. Ist es ihnen nicht zuviel, daß ihre Natur so eingerichtet ist: so müssen sie sich beständig erheben. Jede erstiegene Stuffe ist ein Beruf, die folgende zu erreichen. Mithin sind sie zu nichts verpflichtet, was ihnen nicht selbst nutzen solte. Ich will diesen Grund aller tugendhaften Gesinnung, die Liebe eines Menschen zu sich selbst, zum Hauptbegrif dieser Abhandlung erwehlen, und der Unterschied einer wohlgeordneten und ausschweifenden Selbstliebe betrachten, weil so sehr viel darauf ankomt, daß man sich in dieser Sache nicht betriege!

Die Selbstliebe ist die Belustigung eines Geistes an seinen Vollkommenheiten: sie kann also überhaupt so verschieden seyn, als sich verschiedene Vollkommenheiten gedenken lassen, und ein verschiedener Gemüthszustand im Vergnügen, welches daraus gesucht und empfunden wird. Doch sind, ehe ich diese Begriffe ausführe, noch einige Anmerkungen nöthig, welche die nachfolgende Eintheilung erleichtern, und die Verschiedenheit des Wohlgeordneten und Unordentlichen in der Selbstliebe deutlich machen werden.

Zuerst merke ich an, daß man bey keinem endlichen Wesen eine Vollkommenheit recht eigen nennen kann; der Besitzer darf niemals glauben, er habe sie nun, und könne sie sich selbst erhalten. Die höchste Einsicht in alle Theile der Weltweisheit, verliert alle ihre Begriffe, wenn sie sie recht überlegt, und findet sie hernach

alle

alle in dem Begrif Gottes wieder. Man glaubt im Anfange, es lasse sich das Wesen der Dinge immer nach und nach einsehen. Man nimt eins nach dem andern vor, und erlangt eine tiefe Erkentniß. Da aber alles zusammenhängt; so muß auch alles hernach wieder zusammen genommen werden, was vorher einzeln betrachtet war. Und bey diesem Geschäfte findet sich eine grosse Veränderung aller der Meinungen, worüber man vorher schon mit sich selbst vollkommen eins war. Denn nun muß von allen Dingen das Allgemeine, von allen Wesen, die Aehnlichkeiten der Wesen, von allem, was aus sich selbst nicht vollkommen zu erklären war, der Grund aller Gewißheit und Erkentniß gesucht werden. Wer, ohne Stolz und aufgeblasen zu werden, sich im ernsthaften Nachdenken geübt hat, den fodere ich auf, diesen Versuch zu machen. Er folge den Regeln des Denkens. Er fange von dem, was er hört und siehet, an, gehe alsdenn in seiner Ueberlegung weiter, so weit wie er kommen kann. Ich will den Gelehrten zum Exempel vorschlagen. Die Sinnlichkeit verschaft uns Empfindungen von seiner Vollkommenheit; wir hören seine bündigen Aussprüche, wir lesen seine lehr- und sinnreichen Schriften. Wir sind es gewohnt, auf seinen grossen Verstand zu schliessen, der so viel, und alles ohne Verwirrung hat fassen können. Wir fragen weiter; was ist das für ein Ding, ein grosser Verstand? Die Erinnerung an das, was wir gelernt haben, antwortet uns, in lauter einzelnen Begriffen.

Es ist eine starke Empfindung, lebhafte Vorstellung, muntere Erfindungskraft, und scharfer Witz. Aber wenn wir nun diese Namen gedacht haben, wie viel sind wir denn klüger als vorher? Wir wissen ja die Art der Möglichkeit des Verstandes noch nicht. Wir wissen nicht wie das zugeht, daß ein Geist empfinden, sich vorstellen, erfinden, behalten, überlegen und geschickte Wendungen machen kann. Die mehresten meiner Leser werden hiebey denken: das sind alles Kräfte. Den Begrif wollen wir nehmen. Kraft, Leben und dergleichen, das sind die allgemeinen, das sind die Grundbegriffe aller Vollkommenheiten. Und nun getraue ich es mir vor der ganzen Welt zu behaupten, daß niemand diese Begriffe einsehen kann, es sey denn, daß er die Worte der Schrift versteht: **Herr durch deinen Willen haben alle Dinge ihr Wesen.** Allen Begriffen der Vollkommenheit, fehlt an ihrer Vollständigkeit etwas, wenn man von der Erkentniß Gottes nichts dazu nimt. Kraft ist Kraft weil Gott **allmächtig** ist. Leben ist Leben, weil Gott **selbstständig** ist. Glück ist Glück weil Gott **allgenugsam** ist: und so weiter. Alles Vollkommene was wir an uns haben und haben können, ist nur da, wenn, und so lange Gott will, daß es da seyn soll.

Die zweite Anmerkung ist diese: Alle Belustigung an einer Sache schließt zugleich ein Verlangen und eine Arbeitsamkeit mit in sich, mehr Vollkommenheiten an ihr zur erblicken. Bey der Empfindung des Vergnügens ist es immer traurig wenn

man

man ein baldiges Ende desselben vermuthen muß. Man will es gerne länger haben; und wenn es aufhört, so findet sich allemal eine Art des Verdrußes, wodurch diese anmuthigen Vorstellungen geendiget werden, bis das Vergnügen nach und nach zur Gleichgültigkeit wird. Nun aber ist es der Seele ganz natürlich, daß ihre Freude und Vergnügen nicht dauren kann, wenn der Vorwurf der sie vergnügt macht, nur immer gleich bleibt. Sie verlangt Abwechselung; aber solche Abwechselung, wodurch etwas verbessert wird. Folglich ist die Belustigung so beschaffen, wie ich sie beschrieben habe.

Dieses vorausgesetzt, können wir die vornehmsten Arten der Vollkommenheiten, so wie sie ein Geist haben kann, aufsuchen, und auch die Arten der Belustigung an denselben. Meine Abhandlung von der Selbstliebe soll nicht so allgemein seyn, daß sie sich auch auf das reinste Wohlgefallen Gottes an sich selbst erstrecken könte. Ich rede also hier nur von Vollkommenheiten eines endlichen Geistes. Entweder ein Geist wehlet wahre Vollkommenheiten zu seiner Belustigung an sich selbst; oder nicht: Und wenn das letzte ist; so hält er sie entweder für wahre Vollkommenheiten, oder er ist überzeugt, daß sie es nicht sind. Mit den wahren Vollkommenheiten die sich bey einem endlichen Geist finden können, ist auch ein wahres Vergnügen verbunden, wenn nur die Art der Belustigung rechtmäßig ist. Anstat des schweren philosophischen Begrifs von der Vollkommenheit, habe ich bey endlichen

Wesen in dieser ganzen Schrift die leichtere Erklärung beybehalten: ein Ding ist vollkommen, wenn es die Einrichtung hat, die zum Zweck desselben jedesmal nöthig ist. Nach diesen Begrif können wir einige der Hauptvollkommenheiten eines Geistes hersetzen: und es wird zugleich erhellen, daß sie diesen Namen verdienen. Der Zweck aller Geister ist ihre Glückseligkeit in Besitz des höchsten Guts. Folglich besteht ihre Vollkommenheit in der Fähigkeit zu diesem Genuß. Das höchste Gut ist geistlich: kann also nur auf geistliche Weise genossen werden. Der Geist genießt alles durch den Zustand seiner Empfindungen. Empfindungen sind Begriffe, die nicht von dem Geist; sondern von einem andern Dinge ausser ihm, bey ihm hervorgebracht werden. Wenn ich von einem Zustand der Empfindungen rede, so gedenke ich mir eine ganze Anzahl derselben die einander ähnlich sind. Wer viel Betrübniß hat, von dem sagt man, er ist in einem Zustande trauriger Empfindungen. Ein Geist wird zu einem gewissen Zustande seiner Empfindungen fähig, durch den Zustand seiner Gedanken: das ist durch die Vorstellungen, die er selbst in sich hervorbringet. Die Beschaffenheit seiner Gedanken und ihr Zustand beruhet auf seinen Uebungen und Neigungen; und endlich diese letztern gröstentheils auf dem Zusammenhange der ganzen Welt, und seinem Verhältniß gegen dieselbe. Nun wollen wir wieder zurückgehen. Es ist leicht zu begreiffen, daß von diesen allgemein angeführten Fähigkeiten, nur die-

diejenigen wahre Vollkommenheiten sind, die ihn zunächst zu seinem Zweck bringen. Mit der ganzen Welt steht ein Geist, sonderlich ein menschlicher Geist, in Verbindung vermittelst seines Leibes. Die Eigenschaften, die er durch denselben auf diese Weise erhält, sind ganz zufällig. Hätte der Geist keinen Leib, so wüste man, von keinem Unterschied der Geburt, der schönen Gestalt, des Reichthums, des hohen oder niedrigen Standes u. s. w. Dieses sind aber die Verbindungen mit der Welt. Doch haben wir gesagt, daß nicht auf diesen Verbindungen allein der Zustand seiner Neigungen beruhet. Hiezu thun unmittelbare Wirkungen des Geistes Gottes von Jugend auf das meiste. Folglich sind alle angezeigte so genante Vollkommenheiten des äussern Zustandes, hohe Geburt, Schönheit, Reichthum, Stand und Ansehen, keine wahre Vollkommenheiten. Die Fertigkeiten im Denken, welche durch Uebung entstanden, scheinen den Namen der Vollkommenheiten zu verdienen. Es ist etwas grosses, wenn man sich durch öftere Ueberlegung des Zusammenhanges der Dinge die fertigste Beurtheilungskraft zuwegegebracht hat, wenn man durch Nachsinnen auf Dinge, worauf ein andrer nicht so leicht fält, witzig geworden. Aber mir müssen weiter gehen. Nur die Vollkommenheiten waren groß und wichtig, die unsern Geist zunächst zu seinem Zweck, zu seiner Glückseligkeit in Gott führten. Zudem so waren die Uebungen wieder nicht allein hinreichend, sondern die Neigungen müssen

auch dazu kommen. Ein Zustand gewisser Empfindungen, wobey ich auf Mittel denke, sie zu unterhalten, heißt eine Neigung. Habe ich viel vergnügte Empfindungen, wobey ich immer darauf bedacht bin, sie zu unterhalten; so bestimmen sich meine Gedanken durch meine Neigung. Gedanken sind aber eigentliche Handlungen meiner Seele. Man siehet daß diese Gedanken den Geist schon näher zu seinem Zweck führen, als alles vorige. Denn wenn ich unordentliche Empfindungen unterhalten will, und darauf beständig denke, so werden nicht viel Gute bey mir aufkommen können. Mithin sind auch die guten Gedanken vollkommener, als das vorige; und es würde die erste wahre Vollkommenheit eines Geistes seyn, wenn er sich beständig guter Gedanken bewust wäre, oder über seine Handlungen das Urtheil sprechen könte, daß sie zu seinem Zweck ihn brächten. Dieses nent man ein gutes Gewissen. Ein gutes befriedigtes Gewissen ist also die erste wahre Vollkommenheit.

Ich will noch etwas hinzusetzen um diese Schlußfolge zu erleutern. Alle vorher angezeigte Vollkommenheiten, gehören so wesentlich zu einen Geist wenn er recht geistlich seyn soll, als die Glieder und Theile zum Leibe. Er muß Fertigkeiten, zu erfinden, zu überlegen, zu behalten, haben: sonst ist alles bey ihm wüste und höchst elend; noch elender als es in einem Cörper aussieht, der ganz krank ist, oder der verstümmelt ist. Nun aber pfleget man sich ja darüber nicht so entzückend zu freuen, daß man einen

Fuß

Fuß, einen Magen und so weiter hat. Man betrachtet diese Dinge als nothwendig, und so vollkommen wie sie auch sind; so verlieren sie einen grossen Theil des Anmuthigen durch ihre Nothwendigkeit. Eben so geht es mit den Fertigkeiten der Seele; sie sind noch nichts besonders, sie müssen da seyn wenn es recht seyn soll, haben also nur ihren Werth, in so ferne sie Gaben Gottes sind, und alle Freude darüber kann in nichts anders bestehen, als in der Dankbarkeit gegen Gott und in der Treue, diese Gaben recht zu gebrauchen.

Auf dem Zustande der Gedanken beruhete der Zustand der Empfindungen. Gott wirkt allenthalben, wo er nicht gehindert wird. Wer ein gutes Gewissen hat, der weiß, daß er in seinen Gedanken, in Richtung aller seiner Seelenkräfte zu Gott, dieses höchste Wesen über alles verehrt, an ihm beständig etwas zu betrachten, sich mit seiner Vollkommenheit zu beschäftigen sucht. Setzt er sich selbst gegen dieses hohe Wesen; so folgt daraus Einsicht seiner Niedrigkeit, das giebt Demuth, Einsicht seiner Dürftigkeit, das giebt ein hungriges Verlangen, Einsicht der Unzulänglichkeit aller seiner Vollkommenheiten zu seinem Glück, welches aber durch den Willen Gottes doch da ist, daß giebt Vertrauen, Einsicht seiner ganzen Abhänglichkeit von ihm, das giebt gute Vorsätze und Treue im Gehorsam, Einsicht der Allgenugsamkeit Gottes, diese entwöhnt die Seele von der Betrachtung des vergänglichen und vereckelt ihr alles Unreine und Sündliche. Nun wird Gott nicht gehindert; er kann die Seele immer mit gu-

ten Gedanken unterhalten. Bald bringt er durch sein blosses Wollen in ihr einen Begrif hervor, den sie vorher nicht gewust, auch von selbst nicht haben konte. Diese Empfindung nent die Schrift eine Verklärung oder Offenbarung Gottes in uns. Bald bringt er in ihr die unaussprechlichste Gewißheit seines Wohlgefallens an ihr hervor, dieses nent die Schrift ein Zeugniß der Kindschaft. Doch wo gerathe ich hin! Empfindungen müssen empfunden werden. Dieses ist es nun, was ich vorher als die Glückseligkeit eines Geistes angegeben habe. Sie wird um so viel ausgebreiteter, je mehr ein Geist durch alles Aeussere hierauf geleitet wird. Diesen Zustand wollen wir die Verbindung mit Gott nennen. Dis ist eine wahre Vollkommenheit. Und nun habe ich den bey der Selbstliebe angegebenen ersten Fall bestimt. Wehlet ein Geist zur Belustigung an sich selbst wahre Vollkommenheiten: so kann er nur die zwey erwehlen: Sein gutes Gewissen, und seine Verbindungen mit Gott.

Nun komt es darauf an, welche Arten der Belustigung in einem Geist zu finden sind, wenn er diese wahren Vollkommenheiten zum Vorwurf derselben erwehlt hat. Ich will alles, was sich davon sagen ließe, ganz kurz ausdrücken. Entweder der Geist wehlet eine geringere Art der Belustigung; oder er wehlt unter allen möglichen die höchste. Eine Belustigung ist eine lebhafte Vorstellung eines Guten, wobey bald das Ganze, bald einzelne Theile vorge-

vorgestelt werden, mit dem Verlangen und Arbeitsamkeit, dieses Gute zu unterhalten und zu vermehren. Hieraus läßt sich zeigen, welches die höchste ist, und welches eine geringere Art ist. Je lebhafter das Gute vorgestelt, bald im Ganzen betrachtet wird, bald in den Theilen; je vollständiger man sich bewust ist, daß alle Schönheit der Theile das Ganze zu einen Gut macht; je stärker das Verlangen und die Arbeitsamkeit ist, dieses alles immer zu erhöhen und zu vermehren: desto höher ist auch der Grad der Belustigung. Dagegen, würde es ein geringer Grad derselben seyn, wenn zum Exempel die Vorstellung lebhaft wäre, aber man bliebe dabey stehen, ohne das Verlangen, und die Arbeitsamkeit rege machen zu lassen; oder wenn man sich bey einzelnen Theilen aufhielte, und so weiter.

Wenn nun ein Geist seine zwey Hauptvollkommenheiten sich vorstellt z. E. sein gutes Gewissen: So kann er dieses Gut im Ganzen betrachten, auch in den Theilen, welches die Handlungen sind, deren Rechtmäßigkeit er einsieht. Bleibt er bey dem letzten stehen; betrachtet er einzelne Handlungen; so werden wir sehen, er fehlt. Wir wollen den Fall setzen, daß jemand recht fleißig gewesen wäre, eine Erkentniß Gottes zu erlangen. Das ist eine gute Handlung, wenn sein Zweck rechtmäßig gewesen, und wenn er die Unlauterkeiten bey diesem Zweck und die Untreue im Gebrauch der Mittel dazu, unter die Sünden gerechnet hat, die Gott um der allgemeinen Bezahlung willen, einen jeden vergiebet, der es begehrt. Unter die-

dieser Bedingung giebet der Fleiß in Erkentniß Gottes ein gutes Gewissen. Gesetzt nun, der Geist stelt sich die gute Handlung an sich selbst lebhafter vor, als den Zustand, eines mit Gott zufriedenen und in Absicht auf ihn, ruhigen Gemüths, welchen er dadurch erlangt; so sucht er in einem Theil das Ganze, er sucht sein ganzes Gut in einem Theil desselben. Mit dem was an der Handlung gut war, wird er bald fertig; also nimt er die Vorstellung, dieses Gut auf sich selbst zu ziehen. Hier findet er viel zu betrachten. Seine Kraft, wodurch er die Handlung hervor gebracht, seinen Fleiß, die glückliche Vollendung seines Vorhabens, welches andern fehl geschlagen. Hierüber vergißt er das Verlangen, nach der Erhöhung seines Gutes. Er betrachtet also den Theil wie das Ganze, folglich größer als er wirklich ist. Das heißt Erhebung; und weil er sich selbst hauptsächlich dabey betrachten muste; so ist es Erhebung seiner selbst. Darüber bleibt er stehen und komt in seinem Glück nicht weiter; raubt sich also sein künftiges Vergnügen. Er wird satt, das übrige wird ihm überdrüßig, die Selbstgefälligkeit kann das Eitle und Nichtige, was sie an sich hat nicht verbergen. Der Geist wird also zum Vergnügen an nichtige Dinge gewöhnt. Da wird er sicher, eitel, leichtsinnig und fält, und verfält immer tiefer bis zur elendesten Niederträchtigkeit des unvernünftigen Stolzes. Nun darf ich nur die Erklärung einer wahren Selbstliebe hinsetzen, ein jeder wird aus dem jetzt angeführten Gegentheil sehen können, daß sie der Sache gemäß ist.

Eine

Eine wahre Selbstliebe besteht in der Demuth und Verlangen, als der höchsten Belustigung an den Gnadengütern, die ein Geist als die herrlichsten Geschenke Gottes an sich gewahr wird.

Zum andern will ich die falsche unrechtmäßige Selbstliebe vornehmen. Es kam dabey wieder auf die Vollkommenheit und auf die Belustigung an. Die Vollkommenheiten an welchen sich ein Geist belustigt, solten nicht wahre Vollkommenheiten seyn. Diese sind in ihren Hauptbegriffen schon oben angeführt. Wer sich an seiner hohen Geburt, Stand, Reichthum, Ansehen, Schönheit, Klugheit und Wissenschaft belustigt, der ist wie ein Kind, dem der Ring von Meßing überaus wohl gefält, weil es noch keinen goldenen kent. In dieser Absicht wäre der arme Mensch zu bedauren, wenn sein Irthum nur nicht so sehr gefährlich und strafbar wäre. Die Belustigung an solchen Dingen kann auch nicht sonderlich seyn, sie muß sehr armselig seyn. Wenn sich ein Thor in seiner Weißheit, Verstand und Geschicklichkeit jetzt eben am schönsten spiegelt; wenn er sich nun so recht wohlgefält, so weit über andre wegsetzt, sich in seine Vorzüge nicht finden kann: was sagt ihm denn sein Herz? Solte dieses alle Empfindung der Wahrheit verläugnet und verloren haben? Er gefält sich; und innerlich glaubt er selbst nicht, daß er vollkommen sey. Diese Gemüthsfassung nennen wir Eigenliebe.

Doch

Doch es sind noch die zwey Fälle übrig: wer eine falsche Vollkommenheit zu seiner Belustigung erwehlt, der hält sie entweder für eine wahre; oder er ist überzeugt, daß sie nichts wesentliches hat. Was den ersten Fall betrift; so pflegen wir einen solchen Gemüthszustand eine Einbildung zu nennen. Sie ist sonderlich ein Fehler der Jugend: denn es muß noch eine sehr flüchtige Seele seyn, die sich ein Ding nur als vollkommen vorstelt und es mit Freuden dafür annimt ohne es zu untersuchen. Man läßt sich ja kaum einen Thaler zahlen, ohne nachzuzehlen ob er auch vollständig sey! Doch ich kann das Alter nicht ausschliessen, muß vielmehr bekennen, daß die Einbildung immer zunimt, wo der Mensch nicht bey Zeiten seine Schwäche, und sonderlich sein tiefes Verderben gewahr wird. Man wird es gewohnt, immer mehr Nichtiges und Vergängliches zu lieben, und weiß endlich selbst nicht mehr, was gefält und mißfält.

Der andre Fall scheint unmöglich zu seyn. Es scheint, als wenn kein Mensch sich an Dingen belustigen könne, die er als wahre Unvollkommenheiten erkent. Aber auch dieses wird sich zeigen lassen. Die Neigung zur Liebe und Lust an einer Sache ist in den Geistern wesentlich und unauslöschlich. Sie sind endlich, sich selbst nicht genug; sie müssen etwas anders zu ihrer Betrachtung und Empfindung haben. Nun lehrt die Erfahrung, daß man in der thörigten Lust, sich zu allen Empfindungen des Guten unfähig machen kann, da fält die Neigung ganz aufs Böse.

Das

Das Böse erscheint nur alsdenn als etwas Gutes, wenn es zu Vollbringung der Lust ein Mittel wird. Ausser diesem Fall muß es, so oft es recht bedacht wird, in aller seiner Abscheulichkeit sich darstellen. Ein Wollüstiger hat an der Unzucht sein Wohlgefallen, wenn er eine Lust in sich spürt, die er dadurch befriedigen kann: ausser diesem Fall muß einige Schamhaftigkeit in ihm übrig bleiben, welche von der Unzucht das Gegentheil ist. Die Grausamkeit ist eine ganz wiedernatürliche Neigung: aber sie wird etwas erwünschtes so bald die Rachbegierde dadurch gestilt werden kann. Nun ist ja der klägliche Verfall der Geister zum Theil so groß, daß sie immer auf ihre Lust sinnen und darnach trachten. Mithin begehren sie immer die Mittel zu Ausübung derselben, das sind ihre Unvollkommenheiten, oder zur unseligsten Fertigkeit zum Bösen gemißbrauchte Vollkommenheit, z. E. der Witz ist eine Vollkommenheit in seiner Art; er kann zur Arglist werden, ein Arglistiger ist überzeugt, daß seine Tücke etwas böses ist. Gleichwol empfindet er das boßhafteste Vergnügen über seine Ränke und Fertigkeit, andern zu schaden.

Aber was ist dieses für eine Belustigung? Ich gestehe es, daß ich recht vergnügt bin, da es mir an dem rechten Begrif von dieser Belustigung fehlet. Wer noch einige Redlichkeit im Herzen hat, der verflucht sie. Denn die ganze Natur empört sich wieder eine Sache, die man nicht besser beschreiben kann, als wenn man sie teufelisch nent.

Die

Die wahre Selbstliebe geht also immer auf Verbesserung: die falsche betrachtet sich auf der erstiegenen Höhe. Die wahre will uns erheben, um uns ferner erheben zu können. Die falsche will wol höher; aber nur, um sich hernach wieder spiegeln zu können. Bey der wahren ist es mehrentheils schon zu viel, wenn man seine Vollkommenheiten weiß: wenigstens ist es höchst gefährlich, sie lang zu betrachten: bey der falschen ist dieses alles, was der Mensch thut. Die wahre sieht voraus auf das was noch fehlt: die falsche sieht zurück auf das, was sie schon hat. Die wahre schätzt die erlangten Güter: die falsche schätzt sich selbst in diesen Gütern. Die wahre hört sich nicht gerne loben: der falschen ist es der größte Verdruß wenn sie nicht gelobt wird. Die wahre ist arbeitsam: die falsche faul. Die wahre empfindet ein sanftes, stilles und feines Vergnügen: die falsche ein wildes, rauschendes und ich möchte sagen, sie hat in ihrer Freude etwas Ungeschliffenes. Die wahre ist dankbar: die falsche trotzig. Die wahre empfängt alles von Gott, es scheint ihr zu viel, sie nimt es, weil es sich nicht schickt, eine Gnade abzuschlagen: Die falscht bekümmert sich nicht darum, wo es her komt, schreibt es sich selbst zu, und hält sich weit mehrerer Vorzüge werth. In der wahren liebt man sich: in der falschen betriegt man sich.

Der Tugendfreund.

Das 26. Stück.

Wohnt sie bey dir, so wird es dir nicht schwer,
Ihr Freund zu seyn und sie zu lieben.
O sorge nicht, komm, trit nur her,
Sie sieht dich gern und wird dich nicht betrüben.

Tugendheim ist eine ansehnliche Stadt in dem Gebiete der Tugend, welche wegen ihrer Grösse und Schönheit zu denen vom ersten Range gehört. Sie liegt in einer fruchtbaren Ebene, die man für eine Abbildung des Paradieses halten kann, weil sie mit dem Ueberfluß vieler irdischen Güter gesegnet ist. Es wird nicht leicht ein Baum auf dem Erdboden gefunden werden, der nicht in dieser Gegend blühen und die besten Früchte tragen solte. Ich habe unter allen kein unfruchtbares Gewächs gefunden, und wenn es sich zuträgt, daß ein Baum ausgeht, und sich nach aller angewanten Mühe nicht wieder erholen will, so wird er abgehauen und ins Feuer geworfen.

In diesem Lande wächst der beste Weitzen, der seines angenehmen Geschmacks wegen ein vorzügliches Lob verdient. Honig fließt in den Wäldern im Ueberfluß, und die Einwohner, welche ihn täglich geniessen, haben angemerkt, daß dadurch ihre Augen gestärkt werden. Reissende Thiere sind in der ganzen Gegend nicht zu finden.

Die Stadt selbst ist eine der größten, ich bin aber nicht im Stande das Maaß zu bestimmen, weil die Ringmauern alle Jahr erweitert werden. Die Tugend hat Befehl gegeben, keinen, der von ihr schriftliche Erlaubniß erhalten hat, sich hier niederzulassen, abzuweisen, sondern sie alle aufzunehmen, und ihnen aus der Stadtcasse bequeme Wohnungen aufzubauen. Sie erhalten auch aus dieser Casse, die Geräthe, die sie in ihren Häusern nöthig haben. Die beständige Befreiung von allen Auflagen, der leutselige Umgang der Einwohner unter einander und die fortdauernde Gegenwart der Tugend an diesem Orte, sind Mittel, wodurch viele bewogen werden, alles zu verkaufen und sich hier niederzulassen.

Bey dem Ende des vorigen Jahrhunderts belief sich die Anzahl der Einwohner auf fünfmal hundert tausend und von dieser Zeit an müssen sie sich merklich vermehrt haben, weil die Stadtbücher sagen, daß mehrere hunderte in einem Jahre Freiheitsbriefe erhalten, unter die Bürger dieser Stadt aufgenommen zu werden. Man kann daraus schliessen, daß diese Stadt endlich eine von den grösten auf dem Erdboden

boden werden muß, wenn die Vermehrung der Einwohner, woran nicht gezweifelt werden kann, fortdauern solte. Die andern Städte im Gebiete der Tugend bekommen auch einen häufigen Zuwachs, doch will man angemerkt haben, daß Tugendheim darin allen andern vorzuziehen sey.

Alle Einwohner haben eine frische Farbe, ob sie gleich von Jugend auf zu starker Leibesübung und beständigen Arbeiten angehalten werden: denn sie dulden keinen Müßiggänger unter sich, weil sie den Befehl Gottes wissen: im Schweiß deines Angesichts solst du dein Brodt essen. Sie sind stark, wohlgewachsen und so abgehärtet, daß sie auch die beschwerlichsten Zufälle mit Freuden ertragen können. Man wird keine von denen Klagen unter ihnen hören, die in dem Reich der Bosheit so gemein sind, weil sie ihre Leidenschaften zu regieren wissen.

Kranke findet man gar nicht in der Stadt, denn wenn jemand unpäßlich wird, bringen sie ihn in die Lusthäuser, welche vor den Thoren liegen, wo er eine vollkommene Pflege und recht reine Luft genieſſen kann. Sie erholen sich auch bald wieder, und es trägt sich nur sehr selten zu, daß einer davon sterben solte. Ein jeder ist sein eigener Arzt. Sie gebrauchen die Mittel, welche ihnen von der Tugend vorgeschrieben sind und erlangen dadurch ihre Gesundheit in kurzer Zeit wieder.

Sie wissen von keiner Verschwendung und von keinem üppigen Gebrauch der Güter dieses Lebens,

dadurch Armuth, Krankheit und Schmerzen aufgefodert werden, sich unsrer zu bemächtigen. Zu den ältesten Gesetzen, welche in dieser Stadt bekant gemacht worden sind, gehören auch die, welche die Mäßigkeit betreffen und man hat seit vielen Jahren nicht nöthig gehabt, sie von neuen einzuschärfen, weil ein jeder Einwohner so viel Liebe für seine Gesundheit hat, daß er sie nicht gerne einer kurzen Lust aufopfern wird. Die kleinsten Kinder werden zu dieser Lebensart gewöhnt. Denn man hat wahrgenommen, daß sie hernach bey mehrern Jahren gerne ausschweifen, wenn man ihnen in der Jugend allen Willen läßt und ihrem Eigensinn aus thörichter Liebe unbedachtsam schmeichelt.

Die Reichthümer dieser Stadt sind sehr groß, sie werden aber alle zum gemeinen Nutzen und zur Versorgung der Dürftigen angewant, ohne daß jemand einen Götzen daraus machen und in seinem Herzen sagen solte: du bist mein Gott. Sie wissen, daß Geld und Güter eine unnütze Lust ist, wenn sie nicht zur Beförderung der menschlichen Wohlfart aufs möglichste angewant werden. Daher hat man auch an diesem Orte keine eiserne Behältnisse und starcke Schlösser nöthig. Denn keiner läßt sich gelüsten die Güter des andern zu begehren, sondern ist zufrieden, wenn er Nahrung und Kleider hat. Derjenige würde ohne alle Nachsicht aus Tugendheim verbannet werden, der sich unterstehen würde, auch nur das geringste zu entwenden. Aus diesem Grunde ist die allgemeine Sicherheit so groß, daß keiner

ner Ursach hat, sich vor dem andern zu fürchten, oder seiner Güter wegen in Sorgen zu stehen.

Man findet unter ihnen keine Feindschaften, die sich durch ganze Familien fortpflanzen und die Natur der Unversöhnlichkeit annehmen solten. Niemals lassen sie die Sonne über ihrem Zorn untergehen, wenn sie zuweilen bey ihrer Handlung mit Lasterhaften zu thun haben und von ihnen dazu gereizt werden. Sie erinnern sich immer an die Vorschriften ihres grossen Erlösers: liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen.

Ich muß bey dieser Gelegenheit zugleich anführen; daß man niemals auf ihren Straßen, Schwüre, Verwünschungen und Flüche hören wird, weil sie wissen, daß dis ein großer Mißbrauch der Zunge ist und ein Uebel dadurch nicht beßer gemacht wird, wenn man es mit Fluchen begleitet. Daher sind alle Worte, welche man dazu im Reich der Laster erwehlt hat, den Einwohnern dieser Stadt leere Töne, mit welchen man keinen rechten Begrif zu verbinden weiß. Das öffentliche und besondere Verhalten aller Bürger ist sittsam, ordentlich und den Vorschriften der Tugend völlig gemäß.

Die Regierung dieser Stadt ist unter zwölf Männern vertheilt, welche allemal gottesfürchtige, aufrichtige und redliche Leute seyn müßen. Man fodert von ihnen eine Einsicht in Regierungssachen, Verstand, weise Urtheile abzufassen, und die Sachen der Witwen und Weysen zu besorgen. Diese Ei-

genschaften hat man von Gründung der Stadt bis auf unsere Zeiten noch niemals vermißt. Alle obrigkeitliche Personen sind verständige und weise Leute gewesen, die sich durch ihr kluges Verhalten einen unsterblichen Ruhm erworben haben. Es ist viel Wachsamkeit und Vorsichtigkeit nöthig, wenn die Stadt im blühenden Wachsthum erhalten werden soll, weil sich zuweilen Kinder der Bosheit einschleichen, die in Schafskleidern kommen, aber inwendig reissende Wölfe sind. Wenn man sich nicht Mühe gebe, sie auszuforschen und ihnen die Stadt zu verbieten, so würden sie bald um sich greifen und die entsetzlichste Unordnung anrichten: doch hat man immer sichere und untriegliche Kenzeichen, wodurch man sie von den wahren Bürgern dieser Stadt unterscheiden kann.

Man hat keine öffentliche Gefängnisse in der Stadt, weil diese nur Veranstaltungen für Uebelthäter sind, die aber gar nicht in Tugendheim geduldet werden. In jedem Hause herrschet Eintracht, Liebe und Verträglichkeit, welche gesellige Tugenden die allgemeine Ruhe ungemein befördern. Kein Ehegatte wird sich über den andern beschweren und kein Kind durch Ungehorsam und Widerspenstigkeit den Fluch der Eltern gegen sich reitzen.

Die Hausväter pflegen Tagebücher zu verfertigen, darin das gemeine und besondere Verhalten einer jeden Person aufs genaueste bestimt wird. Aus solchem Tagebuche sind folgende Nachrichten genommen. „Wir stehen frühe auf und fangen unsern

Tag

Tag mit Davidischen Lobgesängen an. Wenn wir unsere Andacht mit stillem und ruhigem Herzen verrichtet haben, geht ein jeder an seine Arbeit und wendet nach seinen Kräften allen nur möglichen Fleiß an. Von niemanden wird mehr gefodert, als er thun kann, und wenn sich auch jemand durch gar zu viele Beschäftigungen zerstreuen und seiner Hauptabsicht vergessen wolte, so suchen wir ihn durch vernünftige Vorstellungen davon abzuhalten. Wir loben den Fleiß und die Arbeitsamkeit, aber nicht die geitzige Begierde nach Reichthum, denn niemand lebt davon, daß er viel Güter hat. Erkennet es die freigebige Güte des allgemeinen Versorgers für nüzlich, unsern Vorrath überflüßig zu segnen, so sehen wir dis als ein Gesetz an, die Werke der Liebe zu verdoppeln: wirft sie uns weniger zu, so sind wir zufrieden, wenn wir nur unser Leben erhalten können. Und wenn wir aufrichtig seyn wollen, so müssen wir bekennen, daß wir bis jetzo noch niemals Mangel gehabt haben. Wenn auch unsere Umstände zuweilen sehr bekümmert und traurig gewesen, so haben wir doch bald aus der Fülle der göttlichen Gnade reiche Erquickungen erhalten.

Wir geniessen die Gaben Gottes mit Gebet und Danksagung. Denn was ist uns Gott schuldig? was haben wir verdient? was können wir fodern? Wenn er den Himmel in Erz und die Erde in Eisen verwandelt, wenn er die fruchtbaren Gewächse vertrocknen und die Säfte des Erdbodens versiegen läßt, thut er unrecht? Würden wir nicht durch undank-

bare Begegnungen die Hand verschliessen, die sich eröfnet hat, uns zu segnen. Wenn Gott uns mit Speise und Freuden erquicken will, so wachen wir über uns, damit unsere Herzen nicht mit Fressen und Saufen beschwert werden. Dadurch würden wir uns auf lange Zeit zum wahren Dienst Gottes untüchtig machen, und die Güte der göttlichen Liebe misbrauchen.

Wir können es unmöglich leiden, daß die Zeit verschwendet und mit kindischen Thorheiten, die kein wahres Vergnügen erwecken, zugebracht wird. Vergnügen, die wenigstens zum Theil Beschäftigungen des Geistes sind, und keine unruhige Zerstreuungen veranlassen, gönnen wir uns wol nach unserer Arbeit. Bey einer solchen Lebensart befinden wir uns wohl und sind gesund. Gott segnet unsere Arbeit und unsere Unternehmungen haben einen guten und geschwinden Fortgang.

Wenn der Abend herankomt, erinnern wir uns an die Wohlthaten, die wir den Tag über empfangen haben und vergessen nicht, unsern Schöpfer dafür zu danken. Wir vergnügen uns mit Betrachtungen über die weisen Fügungen des Himmels zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Jahren unseres Lebens und beschliessen unsere Tage mit vollkommener Beruhigung. Es komt uns niemals ein, die Nacht in den Tag zu verwandeln, und die Zeit, die uns Gott zur Ruhe gegeben hat, mit Werken der Finsterniß zu verbringen. „

Unter

Unter andern nützlichen Einrichtungen in dieser Stadt ist vornehmlich die Erziehung der Kinder sehr zu loben. Sie haben in den Augen der Eltern unter allen irdischen Gütern den grösten Werth, daher werden sie von ihnen ungemein zärtlich, aber gar nicht auf eine thörichte Art geliebt. Sie besorgen ihr Bestes von dem ersten Tage ihrer Geburt an, bis zu den höheren Jahren nach ihrem besten Vermögen, und glauben nichts weniger, als daß die Zeit verloren seyn könte, die sie auf ihre Kinder verwenden. So bald sie nur anfangen, deutliche Begriffe zu bekommen und etwas zu reden, suchen sie in ihnen, durch liebreiche Antworten auf ihre unschuldigen Fragen, die ersten Begierden nach Gott zu erwecken. Wenn sich diese Funken zeigen, so werden sie täglich durch angenehme Erzehlungen vermehrt, bis sie endlich in eine vollkommene Flamme ausbrechen. Zuweilen nehmen sie die Eltern bey der Hand und gehen mit ihnen in ihren Gärten spatziren, und das begierige Auge des kleinen Fremdlings sieht und entdeckt unzehlig viel Dinge, worüber sich die angenehmsten Unterredungen anstellen laßen.

Man weiß, daß in den Herzen der Kinder viel böses wohnt, das nicht erst von andern gelernt werden darf, ob es gleich durch bösen Umgang merckliche Zusätze erhält. Aufmercksame Eltern entdecken bald, wie viel Eigensinn und Bosheit in den zartesten Herzen verborgen liegt. Sie geben auf die Handlungen ihrer Kinder sorgfältig acht, und vergeßen nicht, sie wegen einer jeden Vergehung ernstlich zu

erinnern. Dis beobachten auch alle Einwohner von Tugendheim. Sie suchen ihre Kinder durch die lebhaftesten Vorstellungen von ihren Unarten zu überzeugen, und ihnen ein freiwilliges Bekentniß abzulocken, daß sie unrecht gethan haben. Hernach wissen sie ihnen auf eine ganz liebreiche Art die Ursachen auszufragen; warum man sich vor solchen Ausschweifungen hüten müsse, welches sie ihnen durch verschiedene Exempel lebhaft zu machen suchen. Sie belohnen ihren Gehorsam, und jemehr ihre Folgsamkeit wächst, desto ansehnlicher sind auch die Geschenke, welche sie bekommen. Es ist ein Vergnügen diese Lieblinge zu sehen und mit ihnen zu reden. Ihr ganzes Betragen ist so natürlich und unschuldig, daß man sich ein ewiges Gewißen machen würde, wenn man ihnen auch nur das geringste Aergerniß geben solte.

Und in Warheit ist es nicht genug zu loben, daß sie sich für verpflichtet halten, nicht nur Kinder zu zeugen, sondern auch auf die beste Art zu erziehen. In den Ländern der Bosheit geschicht das erste, das letztre aber wird vorsetzlich verworfen, weil es einige Mühe macht und mit Beschwerden verbunden ist. Es beruhiget ganz ungemein, wenn wir Kinder hinterlaßen, die Erben unserer Tugend und Verdienste sind: aber es ist auch kein geringer Schmerz, wenn diejenigen, die von uns gezeugt werden, in der Ausübung der schändlichsten Laster den höchsten Grad erreicht haben. Alle Einwohner

von

von Tugendheim sind recht eifrig, ihre Namen und Tugenden zugleich fortzupflanzen.

Die Tugend hat in dieser Stadt kein eigenes Schloß. Sie wohnt mehrentheils in den Häusern der Bürger, weil es ihr darin eben so wohl gefält, als in ihrem prächtigsten Schlosse. Diese Ehre wiederfährt denen, die am demütigsten sind, und bey diesen pflegt sie sich auch am längsten aufzuhalten. Die gnädige Regentin erkundiget sich nach allen Bedürfnissen eines jeden und läßt keinen, der ihren Gesetzen gehorcht, Mangel leiden. Die Gebäude sind schön, sie würden aber ihren Werth verlieren, wenn sie keine tugendhafte Einwohner hätten, welche die wesentlichsten Zierden der gantzen Stadt sind.

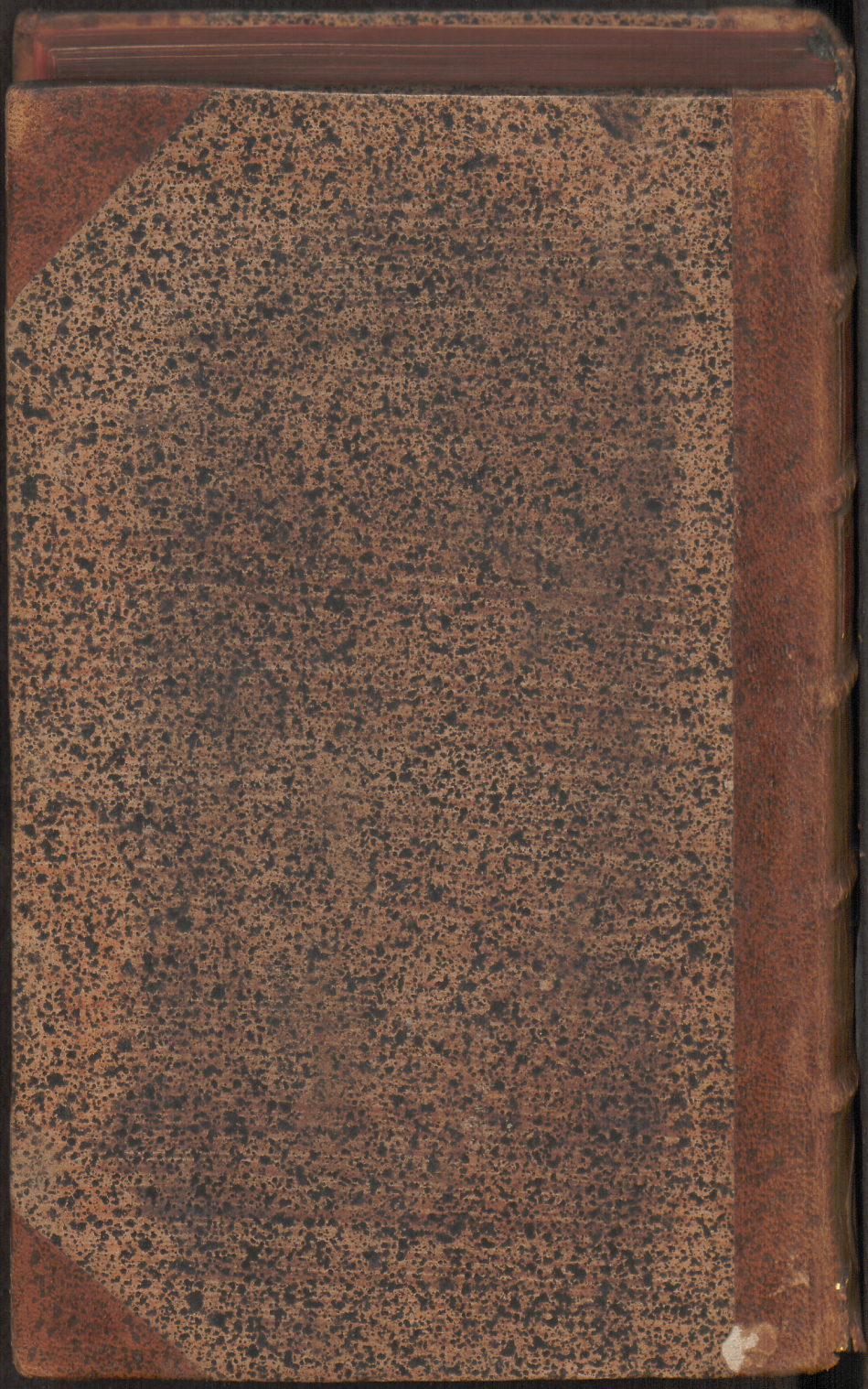
Es giebt verschiedene, welche sich rühmen diese Stadt gesehen zu haben. Sie machen sehr prächtige Beschreibungen von ihrer Lage und Schönheit, sie wissen die Gesetze der Tugend nach der Ordnung zu erzehlen und haben einen so vortreflichen Schein, daß man sich leicht überreden läßt, sie für Freunde der Tugend zu halten. Aber es fehlen ihnen die wahren Eigenschaften der Einwohner von Tugendheim. In der That sind ihre Erzehlungen nichts weiter als Nachrichten, die sie von andern haben, und die sie, ohne Erfahrung und Lust, das Land der Tugend zu betreten, nachsagen. Vergeblich wird man bey ihnen thätige Früchte der Gottseligkeit suchen, vergeblich wird man sich bemühen, ihre Aufrichtigkeit zu erforschen; sie werden so viel Wendungen

gen machen, daß man ihnen wenig Glauben beylegen wird. Alles was sie vorgeben, sind nur Worte, die eben so wenig Wahrheit haben, als ihr vorgegebenes Bürgerrecht in Tugendheim. Es ist wahr daß die Tugend an ihrer Seite keine Schwierigkeiten macht, Menschen aus allen Gegenden der Welt in diese Stadt und in ihr Reich aufzunehmen; sie müssen sich aber auch vorher gefallen lassen, die Gesetze der Boßheit abzuschweren und ihre Vorschriften ohne Einschrenkung und Ausnahme anzunehmen. Und da sich wenige dis letzte gefallen lassen, so wird man auch leicht daraus schliessen können, daß nicht alle Einwohner dieser Stadt sind, die sich dafür ausgeben.

Ende des zweyten Theils.

1. März 1956

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845565/phys_0423
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845565/phys_0424
DFG

Der Trost, den m Mutter zuspricht,
will für mich nicht hi n. Sie sagen
ihr wol: es sey GOtt ein Vater habe
sein Ziel erreicht; er s eben; es werde
ihm jetzo wohl gehen: aube ich alles,
aber er ist doch nicht s. Wir solten
noch erzogen werden Versorger haben,
aber das kann er nun n. Ich werde
es noch lange fühlen, ater so frühzei-
tig gestorben ist. Was nehme, will mir
gar nicht gelingen. M n sind sehr zer-
streut, und sie werden t übel nehmen,
daß ich so abgebrocher Vielleicht finden
sie einen Trost für mich reiben sie doch

Mein lieber Fr
Ihrer

ten Seren!„

Aus diesem Schreiben t schliessen, wie
zärtlich sein Herz dam schaffen gewesen
seyn. Weil nur die geblieben war,
so verdoppelte er alle tung und Liebe
gegen sie, und vermahr andern Kinder,
ja nichts zu thun, wo übt werden kön-
te. Er war auch in darauf bedacht
ihr einige Sorge abz d durch seinen
fortgesetzten Fleiß Freud .

Als er etwas älte n er sich seiner
beyden Brüder auf all lrt an, und un-
terrich-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845565/phys_0425
DFG